



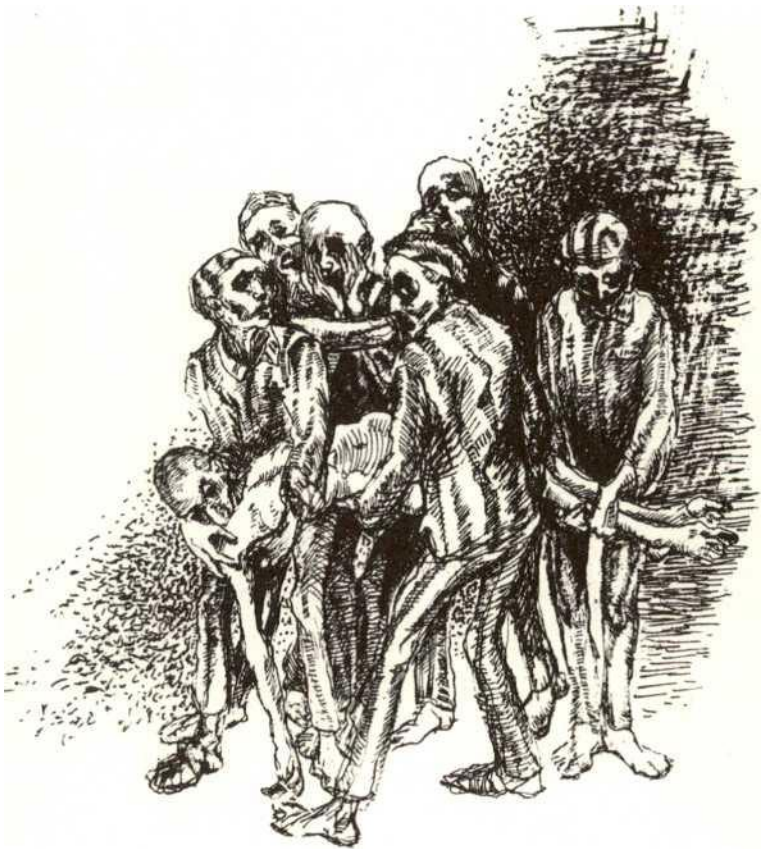
Herman Sachnowitz
Auschwitz
Ein norwegischer Jude überlebte

Von Arnold Jacoby geschrieben

1981
Büchergilde Gutenberg
Frankfurt am Main Wien Zürich

Auschwitz

Ein norwegischer Jude überlebte



Ich bin ein norwegischer Jude, eilig unterwegs, um einen Freund zu treffen. Ich brauche nicht weit zu laufen. Leute überall. Autos. Ein Lastkraftwagen biegt in die Nedre Slottsgate (Untere Schlossgasse) ein, riesengross, schwer beladen, mit Dieselantrieb. Lauwarmer Rauch und Ölgeruch aus dem Auspuff – und ganz plötzlich kommt es über mich! Ich brauche eine Mauer, um mich zu stützen, eine Ecke, in der man mich nicht findet, eine gestreifte Tracht, um in einem Meer von gestreiften, lebenden Leichnamen unterzugehen. Es ist der Geruch – der Diesellastwagen in Monowitz.

Ein Winterabend bei Freunden. Warme Zimmer. Fröhliche Geborgenheit bei gedämpfter Musik. Alles alte, wohlbekannte Schlagermelodien. – Da kommt es über mich! Das Herz krampft sich zusammen, ich spüre einen nagenden Schmerz im Bauch. Die Melodie! Ich sehe Broniek vor mir. Oder vielleicht Alexander. Wir spielten sie doch – die Melodie, doch nicht so – nein, nicht so!

Ein Abend im Frühling. Kühl und heiter, an einem solchen Abend sind Geräusche weithin hörbar. Ein Zug pfeift in der Ferne. Für uns war dies einmal das Pfeifen eines Vogels auf seinem Flug nach dem Norden. Ein Lockruf schwindender Hoffnung. Der Abend geht zur Neige. Hinter der Gartenmauer recht der Nachbar dürres Laub und Reisig zusammen und verbrennt es in kleinen Häuflein. Ausser dem Laub und Reisig brennt noch etwas – die Leiche eines kleinen Tieres – vielleicht ein toter Vogel. Genau der gleiche süssliche, ekelerregende Geruch von brennendem Fleisch verbreitete sich aus den Krematorien von Birkenau Auschwitz.

Ich schlendere müssig umher im Stadtzentrum. Pfeife vor mich hin. Betrachte die geschäftigen Vorbeigehenden. Werfe einen Blick in die Schaufenster. Neue Damenmäntel und Kostüme. Vielleicht bekomme ich eine Anregung. – Ich höre kreischende Bremsen hinter mir. Da kommt es über mich! Ich kauere mich zusammen und hebe die Hände hoch. Einen Fusstritt in den Bauch. Der Wächter kam meistens

auf Gummisohlen heran, von hinten. Du sahst ihn erst nachher. Wenn du dich wieder aufgerichtet hast. Falls du dich aufrichten konntest. Heute, dreissig Jahre danach, siehst du ihn nicht mehr, doch er ist noch immer da.

Heute Abend fühle ich mich stark und gesund. Ich hatte einen guten, wenn auch arbeitsamen Tag. Es war nicht nur ein guter Tag für mich, auch für meine Frau Paula und für die Kinder. Vielleicht werde ich einmal schnell und leicht einschlafen. Es ist schon lange her, seit es mir letzthin gelang. Ich lege mich nieder und schliesse die Augen. Hinter den Augenlidern warten die Rapportführer, die Kapos, ein Heer von SS-Leuten, und ich kämpfe gegen sie alle, blindlings, mit der Wut der Verzweiflung, Stunde für Stunde, bis ich am Morgen wiederaufstehe, innerlich zerrissen und todmüde.

Dreissig Jahre lang habe ich es immer wieder aufgeschoben, über meine verlorene Jugend zu schreiben. Ich hatte nicht die Kraft dazu. Es gibt Punkte im Leben, wie kleine, harte Knoten, die man nicht berühren will, weil man fürchtet, dass dann alles zerfällt. Ich fühlte mich der Aufgabe nicht gewachsen. Etwas schildern, das keiner schildern kann, andere dazu zu bringen, das Unbegreifliche zu verstehen. Ein derartiger Versuch ist zum Scheitern verurteilt, aber- Ich muss dennoch erzählen, was ich in Erinnerung habe. Ich schulde das allen meinen toten Verwandten.

«Ich komme wieder! Eines Tages komme ich wieder!» Ich schrie diese Worte in ein Gesicht, das durch den dichten Nebel verschwommen auf mich zukam. Hin und her, hin und her neigte sich das Gesicht und wurde immer deutlicher, bis ich es erkannte. Er war es, der Polizeikommissar von Stokke, ein Mann, den ich niemals vergessen werde. Ich gelobte mir hoch und heilig, dass ich dieses Gesicht einmal wiedersehen würde, bleich vor Schrecken, einmal – wenn ich zurückkomme.

Das Gesicht war nicht allein im Nebel. Ich hörte Stimmen und Leute um mich herum. Rita tauchte auf mit einem Brotkorb in ihren Händen. «Esst – esst, ehe ihr reist», sagte sie.

Langsam wich der Nebel. Unbekannte Wände. Eine unbekannte Decke. Eine junge Frau in Weiss, Schwester Solveig. Sie hielt meine Hand in ihrer. «Bist du wach?», fragte sie.

Mit jähem Entsetzen wurde mir meine Lage klar. Dies war das Krankenhaus, und ich war krank. Vielleicht hat man mich schon operiert. Ich wollte mich übergeben. Der Nebel verdichtete sich wieder, und ich sah undeutlich Haufen von Kohlrüben. Verfaulte Kohlrüben.

Ich hatte Unmengen davon verschlungen. Nicht aus Hunger, sondern nach sorgfältiger Überlegung. Ich *wollte* krank werden. Mir sollte so schlecht werden, dass man mich fortschicken müsste. Ich wollte hinaus, weg vom Lager, damit ich vielleicht einen Plan für uns alle aushecken konnte –

Wo waren sie nur, alle die Meinen? Wie verhielt sich mein Vater in diesem Lager? «Es wird schon alles gut ausgehen, Herman», hatte er mir auf Jiddisch zugeflüstert, ehe der Nebel sich senkte. Doch seine Unruhe konnte er nicht verbergen, er, der sonst die Geborgenheit und Besonnenheit selbst verkörperte. Und wie sah es mit meinen Brüdern aus? Mit Samuel, der so empfindsam war?

Sind meine Schwestern verhaftet worden? Oder gelang es ihnen zu flüchten? Sie *dürfen* nicht gefangen genommen werden. Rita, Marie und Frida – sie sind mir das Liebste! Ich wollte aufstehen. Raus von hier! Unverzüglich handeln! Da war der Brechreiz wieder, schlimmer als früher, ich hatte starke Schmerzen in der Leistengegend. Sie ha-

ben es also dennoch getan. Sie haben meinen Blinddarm entfernt. Ich hatte sie gebeten, es nicht zu tun. Ich hatte dem Chefarzt Paus die Wahrheit erzählt, dass ich Unmengen von verfaulten Kohlrüben gegessen hätte, um krank zu werden. Im Lager Berg hatte ich gesehen, dass kranke Häftlinge ins Krankenhaus nach Tönsberg gebracht wurden, weil im Krankenhaus des Lagers eine angemessene Betreuung der Kranken nicht möglich war. Auch ich wollte ins Krankenhaus. Wenn ich erst den Wächtern entronnen wäre, könnte ich vielleicht Leute finden, die mir und meiner Familie in unserer Not helfen würden. Wir hatten doch so viele Freunde –

Mein Plan war gelungen. Ich war im Krankenhaus, lag im Bett und durchdachte unsere Lage, versuchte einen Überblick zu gewinnen, einen Zusammenhang zu finden. Die Lage war kritisch, seit zwei junge Juden, Willy Schermann und Herman Feldmann, am 22. Oktober im Zug kurz vor der schwedischen Grenze von norwegischen Hirdleuten (Quislings Kampftruppe) überrascht wurden. Sie konnten noch abspringen, aber sie zogen sich dabei Verletzungen zu. Später wurde gesagt, sie wären von den Deutschen bei Trandum, einem berüchtigten Hinrichtungsort während des Krieges, erschossen worden. Es gingen so viele Gerüchte um. Wir wussten nicht, was wir glauben sollten, hatten jedoch das Gefühl, dass bald etwas geschehen würde. Wir dachten an die Kristallnacht, die Gewalttaten gegen deutsche Juden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 waren wir nun an der Reihe?

In Wirklichkeit war schon lange etwas im Gange. Seit deutsche Truppen ihre eisenbeschlagenen Stiefelabsätze auf norwegische Erde gesetzt hatten, bekamen wir Juden die Schläge mit der Nazigeißel zu spüren, seelisch und auch körperlich. Wir bekamen ein **J** in unsere Ausweise gestempelt. J für Jude. Bisher waren Frank und ich, die beiden jüngsten Brüder, ganz gut davongekommen, doch mein Vater und meine älteren Brüder, Martin, Elias und Samuel, wurden der Reihe nach festgenommen, gequält, verhöhnt und wieder freigelassen. Stets war einer von uns in Haft, als Geisel. Die Gestapo hatte uns zu verstehen gegeben, falls einer von uns flüchtete, würde ein anderer aus der Familie erschossen werden.

Es hätte nicht an Fluchtmöglichkeiten gefehlt. Manch aufrichtiger Freund und guter Norweger war bereit, uns zu helfen. Doch wir konnten doch nicht einen von uns im Stich lassen, gleichgültig wem es

galt. Das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit stand über allem, es war stärker als die Angst, stärker als irgendwelche Wünsche, so stark wie die Liebe. Wer nicht in so einer Familie wie der meinen aufgewachsen ist, wird ein solches Zusammengehörigkeitsgefühl kaum verstehen können.

Elias wurde gefangengenommen, als die norwegischen Streitkräfte kapitulierten. Er wurde gleich von den übrigen Norwegern als Jude abgesondert und dementsprechend behandelt. Samuel sass ein halbes Jahr im Polizeigefängnis in Oslo. Als man uns seine Kleider und Wäsche zur Reinigung nach Hause schickte, waren sie stark verschmutzt und blutig. Kein Zweifel, dass er gepeinigt und gefoltert wurde. Als er freikam, wurde Martin, der älteste von uns, verhaftet. Auch er wurde mehrere Monate lang festgehalten. Er musste sein Haar und den Bart wachsen lassen. Dann rasierte man ihm die eine Hälfte des Kopfhaares und des Bartes, gab ihm ein ungeladenes Gewehr und zwang ihn, vor dem Gefängnis in Larvik auf und ab zu marschieren.

Danach holten sie meinen Vater. Auch er wurde gefoltert. Und ständig mussten wir Schikanen über uns ergehen lassen. Die Schaufenscheiben des Ladens, den mein Bruder Elias leitete, wurden zer schlagen.

Nachts betrieb man Telefonterror gegen uns, und eines Tages kamen sie und holten unsere Möbel weg. Es waren deutsche SS-Leute und norwegische Nazis. Schliesslich wurde unser Haus für den deutschen Ortskommandanten beschlagnahmt.

In der Nacht zum 26. Oktober 1942 waren mein Vater, meine ältere Schwester Rita und wir fünf Söhne in Gjein-Stokke auf einem Bauernhof versammelt, den mein Vater gekauft hatte, als er einsah, dass wir in der Stadt kaum mehr wohnen konnten. Gegen halb fünf Uhr morgens wurde ich durch heftiges Klopfen an die Haustür geweckt. Ich hörte Rufe und erregte Stimmen. Es war Gran, der Polizeikommissar in Stokke, der mit seinen Helfern erschien, um alle männlichen Mitglieder der Familie Sachnowitz zu verhaften.

Gegen Rita lag noch kein Haftbefehl vor. Auch nicht gegen Marie und Frida, die diese Nacht nicht in Gjein waren. Ich erinnere mich an Rita, meine älteste Schwester, die uns alle seit dem Tod meiner Mutter so liebevoll betreut hatte. Obwohl sie verzweifelt war, liess sie sich nichts anmerken, als sie uns Essen brachte, denn der Polizeikommissar

sar hatte gesagt, wir sollten uns vor der Abreise satt essen, es könnte lange dauern, ehe es wieder etwas gäbe.

Dann wurden wir in das neuerrichtete Lager Berg bei Tönsberg gefahren, wo es einige kalte Baracken, einen Appellplatz und ein Hauptgebäude für die Wachmannschaft gab. Wir waren die erste norwegische jüdische Familie, die in dieses Lager gebracht wurde.

Noch hatten wir es nur mit Norwegern zu tun. Die Lagerleitung lag in den Händen von zwei eifrigen Nazis, Eivind Wallestad und Leif Lindseth. Die Wächter waren norwegische Hirdleute. Einige von ihnen hatten leider schon etliches von den SS-Leuten gelernt, und sie sollten noch mehr hinzulernen. Noch aber reagierten sie wie Menschen. Ich erinnere mich sehr gut an einen jungen Mann aus Holmestrand. Er war ganz verzweifelt, als ihm klar wurde, worauf er sich eingelassen hatte. Nun jedoch war es zu spät.

Im Laufe des Tages kamen neue Häftlinge an, Einzelpersonen oder ganze Familien. Wir durften miteinander reden und Nachrichten austauschen. Es kamen auch Bekannte; unter ihnen war ein guter Freund von Martin, der uns schon öfters auf dem Bauernhof in Gjein besucht hatte. Sein Name war Hans Jellinek. Er war vor einigen Jahren aus Wien gekommen, war Weltmeister im Bridgespiel und einer der Urheber des berühmten Vienna-Systems. Beim Bridgespiel hatte Martin ihn kennengelernt, denn auch er war ein guter Spieler. 1941 gewann er mit anderen vom Bridgeklub in Larvik die norwegische Meisterschaft.

Wir trafen auch einen Juden aus Drammen. Er hiess Emil Hausmann, war schon in den Fünfzigern und ein hochgebildeter Mensch. Was er uns zu berichten hatte, war äusserst beunruhigend. Er war selbst aus Deutschland geflüchtet, und seine Schilderung der Verhältnisse in deutschen Konzentrationslagern war derart unwahrscheinlich, dass wir ihn für verrückt hielten. Er hatte nur einen einzigen Rat für uns. «Wenn ihr von hier weitertransportiert werdet», sagte er, «kommt ihr in ein Vernichtungslager in Polen oder Deutschland, und ihr werdet nie mehr nach Norwegen zurückkehren, darauf kann ich schwören. Ihr Jungen, flieht, sobald sich eine Gelegenheit bietet! Überlegt es euch nicht, sondern flieht – flieht!»

Am nächsten Tag bekamen wir zu spüren, was uns erwartete. Wir waren ungefähr zweihundert Juden im Lager, und zum ersten Mal besuchte uns ein SS-Offizier. Er brüllte aus vollem Hals, teilte Hiebe

und Fusstritte aus, und gleich begannen einige der Hirdleute, es ihm nachzumachen. Ihre Lernwilligkeit war beängstigend, und wir waren entsetzt, wie gefühllos sie sich gegenüber Gewalt und Brutalität verhielten.

Nach zehn oder zwölf Tagen wurde ich zur Arbeit im Krankenbau eingeteilt. Die Abteilung unterstand Professor Epstein, einem tschechischen Arzt, der 1938 nach Norwegen gekommen war. Hier verfiel ich auf die Idee, verfaulte Kohlrüben zu essen, die es haufenweise auf dem Feld gab. Die Verpflegung im Lager war die ganze Zeit hindurch schlecht, meistens Kohlrüben von minderwertiger Qualität. Doch nicht deshalb suchte ich verzweifelt nach einer Möglichkeit, aus dem Lager zu entkommen. Ich wollte mich für einige Stunden oder Tage absetzen, um einen Ausweg für uns zu finden, Freunde aufzusuchen und einen Fluchtplan für die Familie vorzubereiten. Deshalb verfiel ich auf Kohlrüben. Bald war ich wirklich krank, und den Rest simulierte ich noch dazu. In aller Eile wurde ich ins Krankenhaus gebracht. Wie bereits erwähnt, erzählte ich dem Chefarzt die Wahrheit. Er begriff sofort, in welcher Lage ich mich befand. Ich merkte, dass er mir helfen wollte. Er meinte jedoch, dass eine Operation erforderlich sei, und bereits am nächsten Tag war mein Blinddarm entfernt.

Ich lag im Krankbett, hatte Fieber und war weniger handlungsfähig als je zuvor. Ich lag da und dachte an meine Familie, an meinen Vater und die anderen. Schon damals war ich vor allem um Frank besorgt. ‚Frankemann‘ nannte ich ihn. Er war unser Jüngster, erst siebzehn, sehr sensibel, und schon immer hatte ich mich besonders um ihn gekümmert. Nun war er allein. Keiner von uns, weder der Vater noch die anderen konnten etwas für ihn tun – es war zum Verzweifeln. Am 25. November bekam ich Besuch, der mir grosse Freude bereitere, dennoch war es einer der schlimmsten Augenblicke in meinem Leben. Rita und Frida kamen, um nach mir zu sehen und um mich um Rat zu fragen.

«Was hältst du davon, Herman?» fragte Rita. «Ich habe mit jemandem in Oslo Verbindung aufgenommen, der Frida und mir helfen könnte, nach Schweden zu kommen. Was meinst du? Sollen wir oder nicht?» Noch immer sehe ich ihre fragenden Augen und höre ihre unsichere Stimme. Ich höre es immer wieder, und jedesmal ruft sie in mir: ‚Ja, fahr doch-fahr! Nimm Frida und Marie mit, und sieh zu, dass ihr wegkommt! Augenblicklich‘.

Warum sagte ich es nicht damals? Ich entschuldigte mich immer damit, dass ich zu jung und gutgläubig war, dass ich viel zu wenig wusste, dass ich erregt, verwirrt und unsicher war. Und das ist auch wahr. Rita war sechs Jahre älter als ich. Auch sie wusste nichts.

Hausmann wusste es. Er hätte gesagt, was er schon zu uns gesagt hatte: «Überlegt nicht lange, sondern flieht, flieht!» Aber war er eigentlich bei Sinnen?

Und falls Rita, Marie und Frida sich retten könnten, was würde mit dem Vater und uns anderen geschehen? Vielleicht würde man uns alle an die Wand stellen und erschiessen!

Ich konnte ihnen keine Antwort geben, kein Ja und kein Nein. Immer wieder höre ich Ritas Fragen, Tag und Nacht, immer wieder.

Am gleichen Tag hatte Dr. Paus mich gewarnt. Er fürchtete, dass man mich wieder ins Lager zurückbringen könnte. Der Sicherheit halber hatte er Röntgenbilder von meinem Rücken machen und sie so retuschieren lassen, dass sie ein schweres Rückenleiden zeigten. Diese Röntgenbilder wollte er den Deutschen vorlegen, falls sie meine Überstellung forderten.

Während meines Aufenthalts im Krankenhaus konnte ich durch Vermittlung des Personals mit der Aussenwelt Verbindung aufnehmen. Doch die Angebote zur Fluchthilfe, die ich bekam, waren vage und unsicher. Ausserdem bezogen sie sich nur auf mich. Für den Vater und meine Brüder konnte ich keine Hilfe finden. Ich suchte immer noch ganz verzweifelt nach einem Ausweg für uns alle. Dann kam der Befehl, mich ins Lager Berg zurückzubringen. Da half keine Blinddarmoperation und kein Rückenleiden. Ich fragte Dr. Paus, was ich tun sollte.

«Hauab!» sagte er. «Mach dich heute Abend fort! Niemand wird dich auf dem Gang aufhalten.» Er erklärte mir genau, welchen Weg ich wählen sollte und welche Hintertür offenstehen würde.

Ich konnte mich jedoch nicht entschliessen. Spät abends musste ich meine Habseligkeiten zusammenpacken und in ein wartendes Auto steigen, das mich nach Berg zurückbrachte. Ich durfte mit keinem meiner Angehörigen sprechen, man sperrte mich allein in einen Raum im Krankenzubau ein. Der Fensterladen war dicht verschlossen. Panischer Schrecken ergriff mich. Ich ging mit geballten Fäusten auf die Wände und auf die Tür los, hämmerte und schrie die ganze Nacht, doch niemand kam, um aufzuschliessen. Ich war noch krank und

schwach nach der Operation und musste mich immer wieder ausruhen. Ich spürte es, wie ein Hund, der das kommende Unheil wittert. Irgendetwas Merkwürdiges lag in der Luft. Irgendetwas ging vor sich. Es geschah da draussen im Dunkeln. Doch was? Es war unheimlich. Ich sah die Gefahr geradezu heraufziehen.

Um vier Uhr morgens mussten wir auf dem Appellplatz antreten. Ich traf meinen Vater und die anderen und konnte ihnen noch kurz berichten, was ich inzwischen erfahren hatte. Dann marschierten wir in Reih und Glied zum Bahnhof in Sem ab, wo ein Zug für uns bereit stand. Einige Juden durften im Lager bleiben, sie waren alle mit Nichtjuden verheiratet.

Wie Schafe wurden wir in die Eisenbahnwagen getrieben. Ich kam in einen für Kranke bestimmten Wagen, in dem sich auch Professor Epstein befand. Er sah sehr müde aus. Weit weg hörte man einen Pfiff, und dann fuhr der Zug in Richtung Oslo ab.

Wieder sah ich Hausmanns Gesicht vor mir, ruhig, etwas traurig, doch besonnen. War seine Schilderung vielleicht doch nicht übertrieben? Wenn er nun recht hätte? Oder hatten diejenigen recht, die meinten, man würde uns nach Nordnorwegen zur Zwangsarbeit schicken? Bisher hatte ich mich mit diesem Gerücht getröstet. Doch nun sah ich Hausmanns Gesicht immer eindringlicher vor mir. Der Mann wusste schon, wovon er sprach. Mir war übel, und ich fühlte mich elend, nicht nur wegen der Wunde, die noch nicht geheilt war, sondern vor allem, weil ich daran dachte, was mir und den Meinen und allen norwegischen Juden bevorstand.

Auf dem Bahnhof in Drammen hielt der Zug an. Einige durften aussteigen; es war die vielleicht letzte Möglichkeit zu fliehen. Ich sah hinter dem langgestreckten Bau, in dem die Toiletten untergebracht waren, einige Taxis stehen. Wenn ich den Vater und meine Brüder in die Toiletten lotste, könnten wir es vielleicht noch schaffen. Ich versuchte, mit ihnen in Verbindung zu kommen, doch vergeblich, überall standen Wachtposten.

Gegen Mittag kamen wir nach Oslo.

Trübes Wetter – trostlos.

Die Deutschen gaben Fliegeralarm; aber nicht, weil ein Angriff drohte: Die norwegischen Zivilisten sollten von der Strasse vertrieben werden. Sie waren als Zeugen nicht erwünscht. Dennoch standen Leute an der Sperre zum Kai, wo sonst die Passagierschiffe der Ame-

rika-Linie anlegten. Norwegische Freunde. Ich sah sie aus einem Fenster des Krankenwagens.

Ich sah noch mehr. Nur einige Meter von uns entfernt lag ein grauschwarzes Schiff vor Anker. Es war die ‚Donau‘ aus Bremen, das Sklavenschiff. Vor den Eisenbahnwagen schrie eine verzweifelte Männerstimme etwas von Frauen und Kindern. Demnach hatte man auch die Frauen verhaftet. Professor Epstein brach vollständig zusammen und weinte bittere Tränen. Alle brachen zusammen, auch ich.

Die norwegischen Hirdleute, die uns bewacht hatten, sahen wir nicht mehr. Sie waren abgelöst worden von SS-Soldaten. In Scharen waren sie da. Unter dem hysterischen Gebrüll ihrer Offiziere trieben sie uns aus den Wagen den Kai entlang zu den Fallreepen, die auf das Schiffsdeck führten. Wir Kranken kamen als letzte und konnten alles sehen: Frauen, Kinder und Männer in einem aussichtslosen Kampf gegen eine brutale und kaltblütige Übermacht, gegen einen lebendigen Eisenring, der sich immer enger um die Unglücklichen legte. Uns, die wir in einem Land aufgewachsen waren, wo Menschlichkeit das erste und wichtigste Gebot war, schien dieser Anblick schlimmer als ein Alptraum. Dies war der erste grosse Schock, und niemand glaubte, es könnte noch schlimmer werden. Über sechshundert Menschen, die im festen Glauben an den Rechtsstaat gelebt hatten, wurden mit einem Schlag ihrer Freiheit, ihres Vaterlands und – das schlimmste von allem – ihrer Menschenwürde beraubt. Sie wurden gestossen, man versetzte ihnen Fusstritte und Schläge. Sie flehten und bettelten, nicht an Bord gehen zu müssen, denn sie wussten, was das bedeutete. Sie warfen sich auf dem Kai nieder, rauften sich aus Verzweiflung die Haare und baten um Gnade für sich und ihre Angehörigen, doch niemand hörte sie. Eisenbeschlagene Stiefel und Gummiknäppel trafen ihren Kopf und Bauch. Mütter mit Säuglingen auf ihrem Arm, schwangere Frauen wurden gestossen und geschlagen. Kleider wurden zerfetzt, heruntergerissen, so dass die Unterwäsche oder der nackte Körper zu sehen war. Kleinkinder wurden umgestossen. Und mitten in all diesem Elend – ich sehe es immer noch vor mir – stieg eine schweigende Schar schwächerer alter Frauen und Männer langsam und gesenkten Hauptes das Fallreep hoch, einem Schicksal entgegen, das ihnen unausweichlich zu sein schien. Sie wussten mehr als wir Jungen. Sie kannten die Geschichte unseres Volkes. Sie hatten mit dem Leben abgeschlossen.

Dann kam die Reihe an die Kranken, und ich war unter ihnen. Dass keinem irgendwie geholfen wurde, lag auf der Hand. Meine Wunde war nach der Operation noch nicht richtig geheilt, und ich fühlte mich schwach. Vielleicht hatte ich etwas übertrieben, jedenfalls holte mich ein SS-Mann aus der Reihe heraus, als ich das Fallreep hochkam. «Judenschwein», brüllte er, «du simulierst! Du wirst noch lernen, anständig zu gehen! «Er versetzte mir einen Fusstritt, dass ich fiel und das Fallreep wieder hinunterstürzte.

Wir kamen schliesslich an Bord und begannen eine neue Wanderung treppab in den schwimmenden Kerker. Ich traf wieder meinen Vater und meine Brüder. Über Rita, Marie und Frida wussten wir da noch nichts, doch wurde gesagt, die Frauen hätte man im Lastraum hinten im Schiff eingeschlossen.

Sowohl die Männer- wie auch die Frauenabteilung waren wie Gefängnisse eingerichtet. Die Lasträume waren in Galerien aufgeteilt, die sich in mehreren Stockwerken die Wände entlangzogen. Sie waren mit riesigen Gittertüren ausgestattet, die zusammengeschoben und geschlossen werden konnten, wenn die Häftlinge sich drinnen befanden. In unserem Lastraum gab es Hunderte von Pritschen, die man in aller Eile aufgestellt hatte, alle ohne Bettzeug; es gab nicht einmal Matratzen. Wollten wir sitzen oder liegen, mussten wir uns mit den harten Pritschen begnügen. Viele von uns mussten auf die Toilette, doch unsere Kenntnisse der deutschen Sprache waren gering, die Wächter bei schlechter Laune, und deshalb wagten wir es nicht, sie anzusprechen. Bald wurden die Luken verschalkt.

Am Nachmittag begannen die Maschinen zu laufen. Nicht lange danach hörten wir die Wellen gegen die Schiffsseiten schlagen. Die Reise nach dem unbekanntem Ziel begann.

Wir hatten hohen Seegang. Es war der 26. November, und im Skaerak wütete der Sturm. Fast die ganze Nacht lagen wir beingedreht im Oslo-Fjord bei Horten. Während dieser Zeit quälten sie uns ununterbrochen. Wir mussten ‚hüpfen‘, ‚hinlegen‘, ‚aufstehen‘ und allerlei andere Schindereien mitmachen, bis zur totalen Erschöpfung. Vielleicht war es böswilliges Handeln, vielleicht wollten sie uns derart niedertreten, dass wir nie mehr auch nur zu mucken wagen würden. Plötzlich tauchten zwei SS-Männer vor unserem Käfig auf. Der eine blieb draussen, der andere kam herein. Sie holten einen aus jeder Familie heraus. Der Auserwählte wurde mit Füßen getreten und ge-

schlagen, während er sich bemühte, sinnlose Befehle auszuführen. In der Hocke musste er mit ausgestreckten Armen herumhüpfen. Dann musste er auf dem Bauch kriechen, sich wieder aufrichten. Danach ging es von vorn los, bis der Geschundene erschöpft zusammenbrach. Fusstritte brachten ihn wieder hoch.

All das ging vor sich, während das Schiff heftig schlingerte. Viele waren seekrank. Ich erinnere mich an die bleichen verzerrten Gesichter in dem Dämmerlicht. Die meisten Häftlinge hatten den geringen Reisevorrat, den man ihnen im Lager Berg mitgab, bereits verzehrt. Ich wagte nicht, meinen anzurühren. Kohlrüben hatte ich genügend verschlungen. Nun waren wir alle hungrig. Es schien uns schlimm, dass wir nichts zum Essen bekamen – doch das war damals. Später lernten wir noch, was wirklicher Hunger war.

Alle Gittertüren waren zusammengeschoben und verschlossen. Wollte man seine Notdurft verrichten, musste man darum bitten, auf das Deck gehen zu dürfen, wo es einige Aborte gab. Bei unseren geringen Deutschkenntnissen war das jedoch für viele von uns gar nicht so einfach. Versuchten wir, uns durch Zeichen oder Gebärden verständlich zu machen, gab es nur Fusstritte und Ohrfeigen. Einmal sah ich, dass mein Vater auf das Deck zeigte. Als Antwort erhielt er eine Tracht Prügel. Zusehen zu müssen, wie der eigene Vater von einem Rohling geschlagen wurde, der nicht einmal würdig gewesen wäre, ihm die Schuhe zu putzen, war derart empörend und schmachlich, dass ich physische Schmerzen spürte. Hier musste man alles gründlich und augenblicklich lernen. «Bitte austreten zu dürfen», hiess es, dann durften wir nach oben.

Zum ersten Mal kam ich zusammen mit meinen Brüdern auf das Deck. Es war am zweiten Tag der Reise. Unterwegs mussten wir an vielen SS-Leuten vorbei. Ich hatte den Eindruck, dass sie sehr zahlreich waren, und jedesmal, wenn wir vorbeigingen, mussten wir, «Achtung!» rufen. Wehe demjenigen, der dies vergass! Der Sohn des Antiquitätenhändlers Watchmann, ein Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren, war so unglücklich. Er wurde von einem SS-Mann gepackt und misshandelt. Das Blut rann aus seiner Nase. Als der Vater um Gnade für seinen Jungen bat, wurde er brutal niedergeschlagen.

Oben auf dem Deck fanden wir einen behelfsmässigen Abort, in den wir uns hineindrängten, Martin, Elias, Samuel, Frank und ich. In der Wand zur Seeseite gab es ein Guckfenster. Wir konnten aufs Meer

und auf den immer noch schweren Seegang hinunterblicken. Flüsternd sprachen wir davon, uns durch das Fenster ins Meer fallen zu lassen. Doch es wäre der reine Wahnsinn gewesen. Niemand konnte bei solchem Seegang weit schwimmen. Wegen der dichten Regenluft wussten wir auch nicht, in welcher Richtung das Land lag. Dazu kam das Schreckbild der Maschinengewehre auf Deck und riesengrosse Scheinwerfer. Nach den bisherigen Erlebnissen begriffen wir, dass wir die nächste Gelegenheit zur Flucht ergreifen mussten. Es war nur zu hoffen, dass wir in einem solchen Augenblick alle beisammen sein würden. Vielleicht näherten wir uns später dem Land, und die See würde ruhiger.

Ehe ich in unseren Kerker zurückkehrte, bat ich einen Wachtposten um Erlaubnis zu einem kurzen Besuch in der Frauenabteilung. Ich sagte ihm, was auch die Wahrheit war, dass ich gehört hätte, eine meiner Schwestern sei auf dem gleichen Transport, und ich wollte gerne wissen, welche Schwester es sei. Der Mann blickte mich und auch den Stock, auf den ich mich stützte, ernst an und nickte.

Im hinteren Laderaum lagen Frauen und Kleinkinder zusammengepfercht auf schmutzigen Strohsäcken. Auch sie waren in einem Käfig eingeschlossen, wie wilde Tiere während des Transports. Nach der frischen Luft auf Deck war der Gestank von Schweiss, Erbrochenem und Säuglingsurin zum Ersticken. Aber ich vergass es, denn zwischen all diesem Elend erblickte ich Marie. Sie war so hübsch wie immer, doch sehr bleich. Wir unterhielten uns, sie lächelte und sagte, sie sei guten Mutes. Doch ich durchschaute sie. Marie und ich waren uns sehr ähnlich. Wenn es darauf ankam, konnten wir Eigenschaften hervorzaubern, von denen wir gar nicht wussten, dass wir sie hatten, vor allem, wenn die Not uns zwang, eine bestimmte Rolle zu spielen. Marie berichtete, dass Rita und Frida nicht hier auf dem Schiff seien. Sie wollte gern in die Männerabteilung mitkommen, um den Vater und die Brüder zu treffen. Das wurde verweigert, und damit war mein Besuch zu Ende.

Ab und zu sehe ich die Tage auf der ‚Donau‘ noch vor mir.

Ich sehe undeutliche, starre Gesichter im Dunkeln, die sich um einen helleren Mittelpunkt sammeln. Oft leuchtet das Gesicht meines Vaters im Mittelpunkt, mein Vater im Gespräch mit Salomon Plavnik, seinem alten Freund aus dem zaristischen Russland. 1903 waren sie zusammen in einem Ruderboot über die Ostsee nach Sundsvall in

Schweden geflogen. Später kamen sie nach Norwegen, und irgendetwas hatte sie getrennt. Sie waren ein Menschenalter lang einander nicht begegnet, nun sassen sie da und weinten zusammen, unterwegs nach einem unbekanntem Hafen und einem ungewissen Schicksal ausgesetzt. Ein anderes Mal sehe ich wieder meine Brüder und mich selbst, damals, als wir das erstemal etwas zum Essen bekamen. Kohl- und Kartoffelsuppe in Blechschüsseln. Vier oder fünf von uns assen aus der gleichen Schüssel. Es war schlechte Kost, doch sie schmeckte uns, trotz des Gestanks und der Seekranken um uns.

Nach ungefähr zwei Tagen und Nächten auf See, es war der 27. oder 28. November, durften wir zum zweiten Mal auf das Deck. Ich erinnere mich an die Augen von Elias, gross und braun, als er die Küste von Schweden erblickte, wo die Lichter sich im Wasser spiegelten wie an einer Riviera der Freiheit. Wiederum sprachen wir darüber, ob wir nicht ins Meer springen sollten. Vielleicht konnten Martin und Elias so weit schwimmen, doch als wir an unseren Vater dachten, an Samuel und Marie, die zurückbleiben mussten, verfliegen unsere Pläne. Ich selbst hätte es auch nicht geschafft. Normalerweise war ich ein ausdauernder Schwimmer, doch irgendetwas war nach der Operation mit der Wunde nicht in Ordnung, und mit meinen Kräften sah es schlecht aus.

Ich war schon auf dem Rückweg hinunter in den Lastraum, da geschah etwas. Es war eine freudige Überraschung und fast eine Offenbarung. Ich hörte den Gesang einer Stimme, einer Stimme, die ich alle meine Jahre gekannt und geliebt hatte, einer Stimme, auf die wir alle so stolz waren, als Marie vor der Bevölkerung unserer Stadt Larvik in unserem Buchenwald sang. Nun stand sie auf dem obersten Deck und sang für ein anderes Publikum, für die Häftlinge in den Lasträumen, doch vor allem sang sie wohl für den Vater und uns Brüder.

Sie sang das Lied, das wir uns, hätten wir wählen dürfen, sicher gewünscht hätten. ‚Mondstrahlen‘, eine romantische Melodie mit einem nichtssagenden Text, der jedoch in dieser Stunde tiefere Bedeutung bekam. Es war das Lied von einem Glück, das sie niemals erleben sollte.

„Ich war nur achtzehn Jahre alt, als du mir entgegen kamst.“

Marie war auch achtzehn Jahre alt. Es war ihr letztes Jahr.

Am frühen Morgen des vierten Tages lief das Schiff in einen uns unbekanntem Hafen ein und wurde am Kai festgemacht. Alle Häftlinge mussten sich auf dem Deck versammeln, Männer und männliche Jugendliche vorn, Frauen und Kinder hinten. Wir kamen aus dem warmen Kerker unter Deck hinauf in grimmige Kälte. Das Deck und alle Seile waren von Eis überzogen. Überall standen deutsche Wachtposten, steif wie Zinnsoldaten. Sie waren viel ruhiger als bei unserer Abreise. Vielleicht waren sie nicht so ganz sicher, wie der erste Häftlingstransport aus Norwegen verlaufen würde.

Ich habe auch daheim in Larvik Schiffe anlegen sehen, kleine und grosse Schiffe; das Leben im Hafen war immer verlockend. Seeluft und Teegeruch, kreischende Ladewinden, fremde Sprachen – man dachte an Abenteuer in fernen Ländern. Dieser Hafen sah ganz anders aus. Riesige Betonbauten, Kräne, Scheinwerfer. Ein Eisenbahngleis führte in die verdunkelte Stadt. Ich erinnere mich nicht mehr, wieviel Uhr es war, doch es dämmerte schon über der schlafenden Stadt. Auf dem Kai waren kaum Menschen zu sehen, abgesehen von weiteren Wachtposten, die wohl die Häftlinge übernehmen sollten. Einige von uns vermuteten, wir seien in Stettin; sie erkannten die Stadt wieder.

Ein Offizier mit grossem Gefolge, sicher ein höherer Offizier, kam an Deck. Wir sollten wohl einer anderen Wachmannschaft übergeben werden. Über die Lautsprecher kam die Durchsage, dass alle diejenigen, die während des Ersten Weltkrieges für Deutschland gekämpft hatten, getrennt antreten sollten. Einige Namen wurden aufgerufen, darunter auch Professor Epstein, der ausser dem Eisernen Kreuz auch andere Orden aus den Jahren 1914-18 hatte. Ich stand neben ihm, und ich werde nie seinen Gesichtsausdruck vergessen: Argwohn, Verzweiflung wechselten mit Furcht und Hoffnung. Eine neue Durchsage machte alles zunichte: «Einer für alle, alle für einen! Keine Ausnahme!»

Dann kam der Befehl, an Land zu gehen. Alles war gut vorbereitet. Hier hatte man, darüber gab es keinen Zweifel, schon etliche Häftlingstransporte empfangen. Frauen und Alte durften die üblichen

Fallreepse benutzen. Für die anderen wurden breite Planken zum Kai ausgelegt. Sie sahen wie breite Hühnersteigen aus und waren steil und glatt. Viele der Häftlinge schafften diesen Abstieg nur sehr mühsam, sie fielen und verletzten sich, was bei einigen unserer Wächter Gelächter erregte. Sicher gab es wohl auch einige unter ihnen, denen dieser Anblick weniger Spass bereitete, doch wir bemerkten nur die anderen, die Sadisten. Eine Ausnahme war ein Deutscher, der wie in Gedanken versunken sich über die Deckbrüstung beugte und uns betrachtete. Als ich vom Schiff hinunterrutschte, sagte er, ohne mich anzusehen: «Es ist gut, dass ihr nicht wisst, wohin die Reise geht.» Diese Worte hätten ihn in grosse Gefahr bringen können. Sie konnten auch auf verschiedene Art ausgelegt werden. Doch der Tonfall liess keinen Zweifel aufkommen. Es war eine Warnung.

Etwas abseits auf dem Gleis stand ein Zug. Dorthin trieb man uns und pferchte uns wie Vieh in die Güterwagen. Es ging nach dem Alphabet; Männer und Frauen wurden weiterhin getrennt. In unseren Wagen kamen die meisten mit S. Die Steinmanns, Smiths aus Oslo, Schermann und seine Kinder, alle männlichen Mitglieder der Sachnowitz-Familie und noch viele andere. Schliesslich war der Wagen so voll, dass keine Seele mehr Platz gefunden hätte. Im Wagen gab es keine Bänke oder andere Sitzgelegenheiten. Wer nicht mehr stehen konnte, musste sich zwischen den Beinen der anderen niederhocken. Die Schiebetüren wurden geschlossen, die Lokomotive pffft, und wir setzten unsere Reise fort. Wir befanden uns weit, weit weg von daheim, und wir hatten Angst. Doch wer einmal Angst hatte, weiss auch, dass diese Angst nicht immer gleich gross ist, einmal stärker, einmal schwächer. Geist und Sinne sind eine Weile abgestumpft, und dann ganz plötzlich erfasst einen wieder blinder Schrecken. Manchmal kam auch so etwas wie Platzangst hoch. Man musste sich mit aller Kraft zurückhalten, um nicht auf die Umgebung loszugehen, um nicht über die Nachbarn hinwegzuklettern, mit den blossen Fäusten auf die Wände zu hämmern, um nicht die Mitmenschen zu treten und zu kratzen wie gefangene Tiere. Wir waren alle unterwegs nach einem unbekanntem Ziel, in ungewisses Schicksal. Was wir bisher an Brutalität erlebt hatten, konnten wir nicht begreifen – Hausmanns Schilderung wurde nach und nach realistischer.

Das einzige Licht kam durch zwei kleine vergitterte Öffnungen in den Wänden. Der Geruch physischer Angst verbreitete sich, wie auch

der Gestank von Menschen, die vor uns diesen Wagen benutzt hatten. Es stank nach Schweiss, Urin, Kot. Hier gab es keinen Abort. Wollten wir unsere Notdurft verrichten, mussten wir versuchen, an eine der Wände zu kommen, und hoffen, dass vielleicht etwas durch die Ritzen im Boden verschwinden würde.

Dann kam der Hunger. Seit vielen Stunden hatten wir nichts zu essen bekommen. Noch schlimmer als Hunger ist der Durst. Wir lernten es damals und sollten es später noch mehrmals erfahren. Trotzdem dachten wir nicht so sehr an Essen und Trinken. Viele waren ganz apathisch geworden, wie so oft, wenn man lange und unbequem reisen muss. Wir sehnten das Ende der Reise herbei und wir fürchteten es: was würde uns dort, am Bestimmungsort, erwarten?

Der Tag verging. Eine weitere Nacht. Ein neuer Tag. Ab und zu hielt der Zug an. Immer das gleiche: Schritte, Stimmen, das Geräusch von Wagen, die an- und abgehängt wurden. Warten. Züge aus der entgegengesetzten Richtung fuhrn vorbei. Ein kräftiger Ruck der Lokomotive, und unser Zug fuhr weiter. Wir standen und standen im Wagen, oder wir hockten uns nieder und schliefen, bis die verkrampften Glieder uns wieder weckten. Nur mein Vater war die ganze Zeit wach. Durch die Gucklöcher im Wagen konnten wir sehen, wie sich die Landschaft veränderte. Man sprach nicht mehr deutsch auf den Bahnhöfen, wir konnten fremde Namen auf den Schildern lesen. Irgendwann drängte sich mein Vater heran und versammelte uns Brüder so nahe um sich herum, wie dies in der Enge möglich war. Er streichelte uns liebevoll die Hände und sagte ganz leise: «Gott segne euch, meine Jungen! Was nun geschieht, ist das schlimmste Ungemach, das uns je widerfahren konnte. Wir werden einander aus den Augen verlieren. Man wird uns mit Häftlingen aus allen Ländern zusammentun, und wir werden schliesslich nicht mehr wissen, wo wir sind und mit wem wir es zu tun haben. Wir werden nicht wissen, was wir glauben sollen und auf wen wir vertrauen können. Von nun an wird es kein Vorteil mehr sein, dass wir aus einem Land kommen, wo die Menschen aufgeklärt und kultiviert sind. Dies wird alles nur noch schwieriger machen. Von nun an wird jeder von uns nur eine Nummer von vielen sein. Doch einen Rat will ich euch geben: Wenn die Wachtposten euch auffordern zu laufen, so tut es nicht! Lauft niemals! Denn das ist der Tod. Ich weiss es, denn ich war schon früher in einer ähnlichen Lage, in den Militärlagern des alten Russlands.»

Die ganze Nacht hindurch gab der Vater uns Ratschläge. Oft machte er eine lange Pause, um Erlebnisse, die tief in die Vergangenheit zurückreichten, wieder zu wecken. Das wichtigste sei, zusammenzuhalten, das sollten wir uns einprägen. Er konnte aus Erfahrung sprechen, und er kannte seinen Talmud in- und auswendig. Nochmals segnete er uns, einen nach dem anderen, wie an hohen Feiertagen daheim: «Der Herr segne und bewahre dich. Er lasse sein Antlitz über dir leuchten. Der Herr wende sein Antlitz dir zu und gebe dir Frieden.»

Nach fast zwei Tagen und zwei Nächten Fahrt hielt der Zug an. Emsiges Treiben draussen liess erkennen, dass uns etwas Neues erwartete. Wir hörten, dass die Schlösser geöffnet und die Riegel zurückgeschoben wurden. Bald war auch unser Wagen an der Reihe. Die Türen glitten zur Seite, wir erhielten den Befehl auszusteigen. Mit unseren starren Gliedmassen fielen wir beinahe aus dem Wagen heraus. Der Bahnhof lag im grellen Licht vieler Scheinwerfer, doch ausserhalb des Bahnhofs war es stockfinster. Über dem Bahnsteig hing ein Schild: Auschwitz. Der Name sagte uns damals nicht viel. Kaum einer von uns hatte je davon gehört.

Unser Gepäck, das schon SS-Leute auf der ‚Donau‘ fleissig geplündert hatten, wurde auf dem Bahnsteig aufgehäuft. Alles wird nachgeschickt, wurde gesagt. Keiner der Häftlinge hat je mehr etwas von diesem Gepäck gesehen. Meine Familie verlor damit nicht viel; was von Wert war, hatte man uns schon vor der Abreise in Norwegen weggenommen.

SS-Soldaten schlossen einen eisernen Ring um uns. Unerbittlichkeit blickte aus ihren Augen, Gnade war nicht zu erwarten. Hier half keine Bitte, hier musste man den Befehlen gehorchen.

Allen Männern über vierzig und allen Jungen unter fünfzehn Jahren wurde befohlen, nach links zu gehen. Die Frauen wurden auf die gleiche Seite getrieben. Viele von ihnen trugen kleine Kinder auf dem Arm, drückten sie innig an sich und versuchten, sie zu trösten. Einige Frauen wollten ihre Pelzmäntel mitnehmen. Die Wächter lachten nur und nahmen sie ihnen ab. «Keine Angst, ihr bekommt sie wieder.» Die gute Laune der Wächter hielt nicht lange an. Das Lächeln verschwand, der letzte Rest von Menschlichkeit war weg. Übrig blieben nur durchdringende Augen und vorgehaltene Gewehre – Hitlers ‚Herrenmenschen‘. Unbarmherzig trieben sie die Frauen, die

Kinder und die älteren Männer auf die wartenden Lastkraftwagen. Mein Vater war auch unter ihnen. Verzweifelt suchte er uns in der Menge, und als er uns erblickte, winkte er und rief: «Lebt wohl, meine Jungen, lebt wohl.»

Die Lastkraftwagen fuhren los und verschwanden.

Wir standen da, Martin, Elias, Samuel, Frank und ich. Wir sprachen über unseren Vater, über Marie, die wir nicht gesehen hatten. Würden wir sie je wiedersehen? Man liess uns nicht viel Zeit zum Grübeln. «Vordermann! Seitenrichtung! Abstand halten! Stillgestanden! Im Gleichschritt, marsch!»

An diesen Marsch erinnere ich mich am besten, weil ich mir vorgenommen hatte, all das Neue genau zu beobachten und mir alles zu merken, was später von Nutzen sein konnte. Ich erinnere mich auch deshalb, weil sich das Erlebte mir unauslöschlich eingepägt hat.

Ich sehe sie vor mir, diese traurige Marschkolonnie von gebrochenen Männern in ihrem besten Alter, doch nicht alle von gleicher seelischer und körperlicher Kraft. Sie marschierten und marschierten, und im Abstand von fünf Metern marschierte ein SS-Mann mit ihnen. Ungefähr einen Kilometer vor uns sahen wir Lichter und Scheinwerfer. Wir kamen zu einem breiten eisernen Gittertor, mit Stacheldraht oben, unten. In einem Bogen über dem Tor stand in eisernen Buchstaben: Arbeit macht frei! – In unseren Reihen hörte man ein leises Murmeln: «Frei vom Leben!»

Das war also unser Bestimmungsort. Auschwitz. Noch wussten wir recht wenig über diesen Ort, nur dass es einem hier nicht eben gut gehen würde. Wir hatten noch viel zu lernen.

Nach einem hohen Stacheldrahtzaun passierten wir noch zwei niedrigere Zäune, dann waren wir im Lager. Wir marschierten an langen Reihen von grauen Ziegelbauten vorbei. Als wir dieses Nacht- und Nebelland und die Menschen darin erblickten, bekamen wir unseren zweiten schweren Schock. Die zwangsweise Verschickung aus Norwegen war der erste gewesen; wir glaubten nicht, dass es noch schlimmer werden könnte. Wir hatten uns getäuscht. Zwischen den Blocks tauchten Geschöpfe in zerrissenen, gestreiften Schlafanzügen auf. Skelette. Noch lebende Leichen, so abgemagert und heruntergekommen, dass man glauben konnte, sie hätten zu sterben vergessen. Sie hatten eine merkwürdige schleppende Gangart, ohne die Füsse vom Erdboden zu heben. Und das Geräusch, das ihre

Füsse machten, klang wie das Zirpen von Heuschrecken. Diese Geschöpfe, die schon so früh in der Dämmerung daherschlurften, waren Auschwitz-Häftlinge, die den SS-Leuten bei der Aufnahme der Neuzugänge helfen sollten. Ab und zu bückte sich der eine oder andere von ihnen, um ein Stück Schnur, Papier oder Stahldraht aufzuheben. Als ob sie diese essen könnten, dachten wir Neuen.

Durch mehrere breite Tore kamen wir in ein anderes Lager. Birkenau. Hier gab es lange, einstöckige Ziegelbauten. Wir kamen an Zäunen vorbei, die riesige Betonbauten mit hohen, viereckigen Schornsteinen umgaben. Später erfuhren wir, dass dies die Gaskammern waren. Dort sahen wir Hunderte von Männern in gestreiften Häftlingskleidern, und noch weiter drinnen wurden nackte Menschen wie Vieh in dunkle Türöffnungen getrieben.

Der Anblick war derart entsetzlich und erschütternd, dass wir zunächst nicht begreifen konnten, was wir sahen. Elias packte mich am Arm und flüsterte mir zu: «Schau nicht hin, Herman, schau nicht hin! Ich glaube, es ist alles Schwindel! Eine Art Filmaufnahme oder Theater, nur um uns zu schrecken! Das kann doch nicht wahr sein!»

Und Martin, mein ältester Bruder, wiederholte: «Schaut nicht hin, blickt geradeaus!»

Er sah angstvoll auf Frank und mich und dann auf Samuel, der von uns Brüdern wohl am empfindlichsten war.

Dann waren wir vorbei, und unser Weg führte weiter durch enge, graue Lagerstrassen, wo der Lehm, der die Strassen bedeckte, zu harten Klumpen und Schollen gefroren war. Endlich hielt unsere Kolonne. Die Häftlinge, die inzwischen unseren Transport übernommen hatten, verteilten uns in einem Block und wiesen uns Schlafstellen zu. Auf unserer Pritsche, aus der Nägel ragten, sollten acht bis neun Männer schlafen. Keiner konnte sich ganz ausstrecken. Wir fanden keinen anderen Ausweg, als dass wir uns sitzend zusammendrückten. Später lernten wir, uns raumsparend zusammenzuschichten und so während der Nacht zu schlafen.

Wir waren zum Umfallen müde und hungrig und hofften, dass wir nun Ruhe finden und Essen bekommen würden. Wir hatten noch keine Ahnung, wie es in einem deutschen Lager zuging. Es dauerte kaum mehr als ein paar Minuten, als ein Mann in schwarzer Uniform mit glänzenden Reitstiefeln hereinkam. Er blieb stehen, sah sich mit forschendem Blick um, während seine Finger einen zolldicken Knüppel

streichelten. Dann ging er langsam von Pritsche zu Pritsche und nahm sich einen Häftling nach dem anderen vor.

«Was bist du von Beruf, du Judenschwein? Du bist natürlich Kaufmann, nicht wahr?»

Er blieb eine halbe Stunde, und es gelang ihm während dieser halben Stunde so viel Unmenschlichkeit, rohes Verhalten und Gemeinheit zu demonstrieren, dass wir vor Schreck wie gelähmt waren. Ich erinnere mich an Schläge und Fusstritte, an wildes Brüllen, an laute Schmerzensschreie. Der Mann war betrunken, aber er stand noch fest auf den Beinen, und seine Schläge trafen dort, wo sie treffen sollten. Seinen Namen habe ich nie erfahren, doch sein Gesicht würde ich wiedererkennen, auch wenn ich ihm am äussersten Ende der Welt begegnete.

Bevor er an unsere Pritsche kam, hatten wir Brüder verabredet, wir würden auf seine Frage ‚Musiker von Beruf‘ antworten. Viele sagten, sie seien Landarbeiter, doch er lachte nur spöttisch.

«Ihr werdet bald erfahren, welchen Beruf ihr habt», wiederholte er mehrmals.

Als sein Blutdurst endlich gestillt war, verliess er den Block, ohne sich auch nur irgendwie um die vielen Häftlinge zu kümmern, die zusammengeschlagen auf dem Fussboden lagen.

Auf unserer Pritsche sassen wir fünf Brüder zusammen mit Benno Asberg und Idar Paltiel aus Trondheim. Idar war mit meiner Schwester Marie verlobt, und er war um sie genau wie wir Brüder besorgt. Es gab noch zwei Mithäftlinge auf der Pritsche. Für alle neun war nur eine Decke da.

Noch immer hatten wir kein Essen bekommen. Es gab keine Heizung im Block, wir fröstelten und froren die ganze Zeit.

Es wurde Nacht. Eine einzige, verstaubte Glühbirne warf ihr mattes Licht über einen Toiletteneimer in der Ecke des Raumes.

Dann stand er plötzlich da, an der nächsten Pritsche, eine Gestalt, die nur eine dünne Häftlingstracht, eine gestreifte Mütze war – dazu nur zwei riesengrosse Augen und Ohren. Nichts schien seinen Augen zu entgehen, sein Blick wanderte unsterk hin und her. Entsetzt starrte ich ihn an, dann begriff ich: Das war der Blick eines alten und erfahrenen Häftlings. Werde auch ich eines Tages so aussehen? Werden vielleicht wir alle, die mit dem gleichen Transport gekommen waren, dieser unheimlichen Gestalt dort an der Pritsche ähnlich sehen?

Der Mann bewegte sich, machte einige Schritte wie eine Holzpuppe. Das einzig Lebendige an ihm waren seine Augen, stets bereit, Zeichen aufzufangen, die eine drohende Gefahr ankündigten.

Wieder blieb er stehen, flüsterte und tuschelte mit den Neulingen. Als er hörte, dass ich nach einer Operation noch krank war, kam er zu mir und fragte: «Parlez-vous français?» Sprechen Sie französisch? Ich musste verneinen. «Sprechen Sie vielleicht jiddisch?» fragte er weiter. «Ein wenig, doch leichter geht es auf Deutsch.»

Da begann er zu erzählen, teils sprach er jiddisch, teils deutsch, dass von seinem Transport, der viertausend französische Juden gezählt hatte, nach drei Wochen nur noch elf lebten. Viertausend!

Ich sah vor mir einen endlosen Friedhof, draussen in der Nacht vor dem Block. Kreuz neben Kreuz in der Finsternis, wie ich es vor einigen Jahren in dem französischen Film ‚J'accuse‘ (Ich klage an) gesehen hatte. Der Franzose erzählte genau dasselbe, was wir im Lager Berg von Hausmann gehört hatten.

«Sag niemals, dass du krank bist. Zeige ihnen, dass du immer gesund bist, dann hast du eine Chance. Antworte niemals ja, niemals nein! Antworte nur, wenn du keine Möglichkeit hast, ohne Antwort davonzukommen. Was du sagst, musst du dir gut überlegen, und vor allem: Rede nicht mit Häftlingen, die du nicht kennst.»

Als er wieder fort war, sprachen wir lange über ihn. Einigen schien der Mann nicht mehr bei klarem Verstand zu sein, doch ich glaubte ihm, und ich sollte ihm für seine Ratschläge noch dankbar sein.

Wir schliefen diese Nacht in einem wirren Knäuel, so dass unsere Arme und Beine erstarrten. Aber wir konnten einige Stunden der Wirklichkeit entfliehen, dieser Wirklichkeit, die schlimmer als ein Alptraum war.

Am nächsten Morgen wurden wir mit dem Ruf «Aufstehen!» geweckt, einem Ruf, den wir bald mehr hassen sollten als irgendetwas anderes im Leben. Wir hatten ihn schon auf der ‚Donau‘ gehört, doch nur wie ein Grollen aus der Ferne.

Nun ertönte er, vorsätzlich erschreckend, gleich vor unserer Pritsche, wie das Gebrüll eines Tigers. Wir konnten uns nie daran gewöhnen. Jeden Morgen, während der ganzen Lagerzeit, sollten wir diesen verhassten Imperativ wie einen physischen Schmerz verspüren, wie einen Tritt in den Unterleib – noch schlimmer als Folter.

Schlaftrunken und mit erstarrten Gliedmassen krochen wir von den Pritschen herunter und mussten im Mittelgang antreten. Ein paar kleine Blechnäpfe mit einer Art von Tee wurden herumgereicht. Ich schickte den Napf weiter, ohne auch nur einen Schluck zu nehmen, obwohl meine Kehle trocken war. Ich hatte gelernt, vorsichtig zu sein. «Vielleicht ist es Gift», sagte mir mein Gefühl. «Vielleicht kann man sich dabei anstecken.» Ich wollte doch überleben und wieder nach Hause kommen.

Später marschierten wir zur Aufnahme und Selektion, die von SS-Leuten vorgenommen wurde. Sie trauten kaum ihren Augen, als sie unsere warmen Kleider sahen. Bisher durften wir nämlich unsere norwegischen Wolljacken wie auch unsere Anzüge und Mäntel behalten, und einige hatten sogar solide Winterstiefel an den Füßen. Trotz des langen Aufenthaltes im Lager Berg waren wir besser gekleidet als die Häftlinge, die man sonst hier aufnahm: aus Polen, aus der Sowjetunion und aus anderen Gebieten, die die Deutschen nach und nach besetzt hatten.

Bei dieser Selektion wurden die Häftlinge in zwei Gruppen aufgeteilt. Die eine Gruppe durfte weiterleben, die andere schickte man gleich in die Gaskammern. Nachher marschierten wir zurück ins Hauptlager, wo man uns unsere Kleider abnahm. Schuhe und Gürtel durften wir behalten. Samuel Steinmann und ich sollten die Kleider auf kleine Lastwagen laden.

Es war ein kalter Novembertag und trotz mehrerer Grad Kälte arbeiteten wir nackt im Freien, nur den Gürtel hatten wir um den Leib. Ich wunderte mich, dass ich auf der rechten Seite des Magens bis hinunter zur Leiste besonders fror. Als ich näher hinsah, entdeckte ich, dass die Wunde von der Blinddarmoperation offen war und eiterte.

Nach einer halben Stunde Arbeit wurden wir abgelöst und in ein Brausebad gejagt. Hier wurden wir auch rasiert, jedes einzelne Haar am Kopf und am Körper musste weg. Erst kam das Kopfhaar an die Reihe. Die weissen Glatzen stachen gegen die dunklere Hautfarbe ab. Wir sahen einander an und fanden nichts Komisches an unserem Aussehen, nur ein Grauen überkam uns.

Einen meiner Mithäftlinge traf das Unheil. Er war nervös, und als der Friseur gerade sein Hinterteil bearbeitete, entwich ihm ein Wind. Wütend stiess der Friseur ihm die Haarschneidemaschine mit aller Kraft in den After. Der arme Teufel stiess einen schrillen Schreckens-

schrei aus. Es war der letzte Laut, den er von sich gab. Der Schock hatte ihn seiner Stimme beraubt.

Anschliessend wurden wir stundenlang und abwechselnd unter kalte und warme Brausen getrieben. Die warmen Brausen wurden immer heisser, und schliesslich sahen wir aus wie abgebrühtes Schlachtvieh. Eine Folter, doch wir mussten sie ertragen. Und die meisten von uns kamen durch, denn nur noch die Kräftigsten zwischen fünfzehn und vierzig Jahren waren von dem ursprünglichen Transport übriggeblieben.

Endlich war der Alptraum vorüber. Nach einer kurzen Pause kamen zwei SS-Leute herein. Sie sollten das Tätowieren der Häftlingsnummer am linken Unterarm eines jeden Häftlings überwachen. Später nannten wir diese Nummer unsere ‚Himmelfahrtskarte‘ oder unser ‚Todesurteil‘. Ich bekam die Nummer 79235. Dann steckte man jedem von uns eine Karte in die Hand, auf deren linker Seite stand:

Geboren.....
Grösse.....
Gewicht.....
Zahl der Goldzähne

Diese Zeilen enthielten bereits die entsprechenden Angaben. Auf der rechten Seite stand nur ein Wort: Gestorben

Hier war noch nichts ausgefüllt. Wie lange noch?

Danach begann die Verteilung der Häftlingskleidung. Ich hatte die ganze Zeit darauf geachtet, dass Frank in meiner Nähe blieb, und wir waren auch zusammen, als wir unsere ‚Uniform‘ erhielten: eine dünne Hose und eine Jacke, beides mit blauen und weissen Streifen in Längsrichtung, dazu eine Mütze aus dem gleichen Stoff. Frank erhielt irrtümlich statt einer zwei Uniformen mit der gleichen Häftlingsnummer 79238. Als es entdeckt wurde, war die Hölle los. Man bezichtigte ihn des Diebstahls einer Häftlingstracht. Frank stand da, machte grosse Augen und wusste kaum, worum es ging.

Er war derjenige von uns, der am wenigsten deutsch verstand. Er war völlig eingeschüchtert, so dass er nicht einmal versuchte, sich zu verteidigen. Der arme Frank, wenn er vielleicht ein einziges Mal in seinem jungen Leben vom Baum des Nachbarn einen Apfel genommen hatte, so war das wohl sein grösstes Verbrechen. Nun wurde er vor

uns allen brutal getreten und erhielt 25 Schläge mit einem Knüppel auf den nackten Körper.

Wir Brüder standen da und konnten ihm nicht helfen. Hätten wir nur einen Finger gehoben, hätten sie mit Frank auch uns zusammengeslagen. Dabei hätte ich den Mann, der Frank prügelte, totschiagen, ihn mit meinen Füßen zertreten können und hätte dabei nichts anderes geföhlt als ein Mensch, der mit tiefem Abscheu Ungeziefer zertritt.

Ich höre Frank noch immer schreien, bei Tag und bei Nacht, wie ein Echo, das zwar manchmal schwächer tönt, doch nie ganz verstummt. Und ich sehe ihn noch vor mir hin- und hertaumeln. Nachher, als wir die blutigen Striemen kreuz und quer über seinem Körper sahen, begriffen wir erst, was er ausgestanden hatte.

Nach der Kleiderausgabe ging es zurück nach Birkenau. Jetzt wurden wir stundenlang und pausenlos gedriilt, um Disziplin zu lernen: «Vordermann! Seitenrichtung! Abstand halten! Stillgestanden! Im Gleichschritt, marsch!»

Kein Schwanken und kein Wankeln, kein unsicherer Schritt beim Marschieren wurden geduldet. Mit deutscher Gründlichkeit brachte man uns Disziplin bei, egal, ob man vor Erschöpfung nachher umfiel. Dann ging es weiter: «Mützen auf! Mützen ab!» ohne Pause, ohne Ende. Dazu kam noch die schreckliche Angst, auch nur den kleinsten Fehler zu machen; es hätte augenblicklich eine unmenschliche Bestrafung zur Folge gehabt. Kein Psychologe, kein phantasiereicher Dichter kann diese komplizierte Mischung von Erniedrigung, wildem Hass, Todesangst und Hoffnungslosigkeit schildern, wenn Menschen zu derartig sinnlosen, eintönigen und wahnwitzigen Handlungen gezwungen werden und dieser Zwang kein Ende zu nehmen scheint.

Erst am Nachmittag bekamen wir etwas zu essen. Es sah wie Suppe aus. Jetzt ass ich; ich hatte keine Kraft mehr, der Verlockung zu widerstehen. Die Suppe bekamen wir in Blechnäpfen. Von einem Löffel war keine Rede. Da blieb nichts anderes übrig, als die Suppe zu schlürfen. Später lernten wir, dass ein Löffel ein kostbarer Gegenstand war, ein Schatz, den man stets am Körper trug, um ihn nicht zu verlieren.

Die Wechselbäder unter der warmen und kalten Brause gehörten zur Entlausung, die alle Häftlinge, die ins Lager kamen, durchmachen

mussten. Jedesmal, wenn ein Häftling von einem Lager in ein anderes kam, stand ihm diese Folter bevor. An diesem Tag kamen wir von Auschwitz nach Birkenau zurück. Wir hatten uns daher von einem Lager in ein anderes begeben. Also wurden wir gleich nach dem Essen zur nochmaligen Entlausung befohlen. Diese Pein dauerte den ganzen Abend – wieder ging es abwechselnd unter die kalten und brennend heissen Duschen. Dann besprühte man uns mit einer Flüssigkeit, die nach Petroleum roch. Schliesslich, es war schon sehr spät abends, kam der Befehl, dass wir im Bad, einem kahlen und ungeheizten Raum, übernachten sollten. Wir lagen auf dem Zementboden und auf Gesimsen, völlig nackt, ohne Unterlage, ohne Decke. Ich hätte geschworen, dass es ein Mensch dort höchstens eine Stunde aushalten würde. Wir lagen dort die ganze Nacht und atmeten tief, um nicht zu erfrieren; gleichzeitig versuchten wir, ein wenig zu schlafen. Einigen von uns gelang es sogar.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was ein Mensch ertragen kann, wo die Grenze liegt, und ich grüble immer noch über dieses Problem. Ich weiss jedoch so viel, dass die Spannweite vom Schwächsten zum Stärksten ausserordentlich gross sein muss. Ein starker Mann, und dabei denke ich am wenigsten an physische Kraft, kann unglaublich viel ertragen, wenn er nur ab und zu eine Zeitlang schlafen kann. Gesegnet sei der Schlaf, der traumlose und der, der uns aus der Finsternis heraus trägt!

Einige hundert Kilometer südwestlich von Warschau, in der Nähe eines wichtigen Eisenbahnknotenpunktes, liegt die kleine Stadt Oswiecim. Die Deutschen gaben ihr den Namen Auschwitz. Eine trostlose Landschaft umgibt die Stadt, ödes Weideland und weite Moore. Das Wetter steht im Einklang mit der Landschaft. Im Winter wehen eiskalte Winde aus den Karpaten, im Sommer herrscht eine erstickende, feuchte Hitze. Dazu stinkt es, dass man glauben könnte, die Luft selbst sei verseucht. Jemand sagte einmal, dass dieser Landschaft ‚das Leben seit tausend Jahren aus dem Wege ging und nur der Tod ihr treu bliebe. In Friedenszeiten gab es in der Tat nur wenige zerstreute Siedlungen ausserhalb von Oswiecim.

Am 21. Februar 1940 meldete SS-Obergruppenführer Glücks seinem Chef Himmler, dass er ein ‚geeignetes Gebiet‘ für ein neues KZ gefunden habe: Oswiecim mit dem umliegenden Sumpfland. Für die Errichtung eines Vernichtungslagers war das Gebiet vortrefflich geeignet. Schon die Voraussetzung war gegeben: Ein Eisenbahnknotenpunkt für den Antransport von Häftlingen aus ganz Europa.

Ausserdem war die Gegend so dünn besiedelt, dass das Lager leicht gegen die Aussenwelt abzuschirmen war.

Überdies beabsichtigte die Geschäftsleitung des IG Farben-Konzerns, in diesem Gebiet einen neuen Betrieb zur Herstellung von Synthesebenzin und künstlichem Kautschuk zu errichten. Konnte man sich etwas Besseres wünschen als ein Industriegebiet mit einem KZ als nächsten Nachbarn? Das Werk konnte seine Arbeitskräfte aus dem Lager holen und gleichzeitig mithelfen, durch unmenschliche Arbeitsbedingungen die Zahl der Häftlinge zu verringern.

Deshalb erteilte Himmler den Befehl, das Vernichtungslager Auschwitz zu bauen. Alle verfügbaren Mittel sollten eingesetzt werden, um es so leistungsfähig wie nur möglich zu gestalten.

Im Frühjahr 1940 kam eine Gruppe von Schwerverbrechern nach Auschwitz, dreissig insgesamt. Der neue Lagerkommandant, SS-Hauptsturmführer Josef Kramer, hatte sie sorgfältig ausgewählt. Er wurde später als die ‚Bestie von Bergen-Belsen‘ bekannt. Ebenso berüchtigt wurde Rudolf Höss, den Himmler persönlich ausgewählt hat-

te. Höss war früher wegen Mord zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, wurde jedoch nach vier Jahren begnadigt und diente nun bei der SS. 1946, vor den Richtern in Nürnberg, rühmte er sich, bis zum Jahre 1943 – dann wurde er versetzt – die Vernichtung von zweieinhalb Millionen Menschen in Auschwitz überwacht zu haben. Nicht mitgerechnet war hierbei die halbe Million Häftlinge, die im Lager vor Hunger starben. Der weitaus grösste Teil dieser dreieinhalb Millionen Menschen waren Juden.

Auschwitz wurde bald das grösste und abscheulichste aller Vernichtungslager, ein Lager, das mit einem gewöhnlichen KZ nicht verwechselt werden darf, wo immerhin viele Häftlinge überlebten.

Es ist kaum zu begreifen, dass achtbare Deutsche, unter anderen Direktoren der IG Farben, mit anscheinend gutem Gewissen Häftlinge aus diesem Vernichtungslager für die Tätigkeit in ihren Betrieben verwendeten. Auch Krupp fand den Ort geeignet zur Errichtung einer Zünderfabrik. Für beide Konzerne arbeiteten Juden und andere Häftlinge, bis sie vor Erschöpfung umfielen und in die Gaskammern gejagt wurden.

Zunächst umfasste das Lager nur eine ehemalige und verfallene Tabakwarenfabrik und einige Wohnblocks. 1941 besichtigte Himmler den Ort und befahl, die Umgebung trocken zu legen und das Lager auszubauen, im Einklang mit den Plänen von Krupp und IG Farben zur Errichtung eines grossen Industriegebietes. Es hatte eine Fläche von 40 Quadratkilometern und erstreckte sich – soviel ich weiss – über wenigstens sieben polnische Dörfer, deren Bewohner zwangsweise ausgesiedelt wurden. Zu diesen Dörfern gehörte Brizinka, das spätere Birkenau. Ich erinnere mich auch an Namen wie Golleschau und Fürstengrube, und vergessen darf man nicht Buddy, wohl eines der schlimmsten Vernichtungslager.

Hier in Polen schienen die Deutschen den geeigneten Platz für den grössten Völkermord der Geschichte gefunden zu haben. Sie hatten allerdings Schwierigkeiten, den gewaltigen Zugang von Häftlingen zu steuern. Wir sind erschüttert, wenn wir heute erfahren, dass die Alliierten bei ihrer Landung in der Normandie 9'000 Mann verloren haben. In Birkenau-Auschwitz konnte man in den Gaskammern täglich 10'000 Menschen umbringen, und selbst dies reichte nicht aus, um die Zahl der Häftlinge rasch genug zu verringern. Deshalb ging man auch zu anderen Methoden über: Aushungern, Antreiben zu über-

menschlicher Arbeitsleistung, Zerrütten der Moral und des Lebenswillens, medizinische Experimente an ahnungslosen Häftlingen, Folter und Gewalt.

Sieben oder acht Kilometer von Monowitz entfernt wurde ein grosses Industriegebiet ausgebaut, die Buna-Werke. Buna war eine Bezeichnung für künstlichen Kautschuk. Das Arbeitslager im direkten Anschluss an das Industriegebiet erhielt den Namen Buna-Lager Monowitz.

Wir fünf Brüder kamen in dieses Lager, das nach und nach zehntausend Häftlinge aufnahm. Wie die anderen Lager war es von Stacheldrahtzäunen umgeben. Von innen gesehen war zunächst entlang des Zaunes in Kniehöhe ein einzelner Draht befestigt. An diesem hingen Tafeln mit einem Totenkopf und der Aufschrift ‚Halt!‘. Die Tafeln sollten uns davor warnen, näher an den Zaun, der unter Strom stand, heranzugehen. Wie viele Häftlinge ich an diesem elektrischen Zaun tot hängen sah, weiss ich nicht. Doch es müssen viele Hunderte gewesen sein.

Ausserhalb des elektrischen Zauns, im Abstand von ein paar Metern, befand sich die Haupteinzäunung, ein vier bis fünf Meter hoher Stacheldrahtzaun und Wachttürme im Abstand von fünfzig Metern. Diese waren mit Maschinengewehren und Scheinwerfern ausgerüstet.

Innerhalb der Zäune lag eine ganze Stadt von Blocks oder Baracken. Es waren lange, niedrige und trostlose Holzbauten in so grosser Anzahl, dass es lange dauerte, ehe wir uns zurechtfinden. In den meisten Baracken waren Häftlinge untergebracht, einige dienten auch als Lagerräume. Dann gab es noch die Küchenblocks, Quarantäneblocks, Krankenstuben, Schreibstuben, Latrinen und, in andern Lagern, wie zum Beispiel in Birkenau, die Gaskammern und Krematorien. Im Hauptlager Auschwitz gab es allein 35 Blocks, in denen die Kleider und Schuhe lagerten, die man den Neuankömmlingen abgenommen hatte. Alles war planmässig für eine reibungslose Durchführung von Hitlers ‚Endlösung‘, der Ausrottung aller Juden in Europa, vorbereitet.

Die Wohnung des Lagerkommandanten und die SS-Unterkünfte lagen ausserhalb des Lagers, mit asphaltierten Wegen, Grünanlagen und Blumen, in einer Umgebung, die nach und nach ganz freundlich aussah.

Auschwitz bestand damals aus drei Lagern; der Kommandant von Auschwitz III, wozu auch Buna gehörte, war SS-Hauptsturmführer Schwartz. Möglicherweise gab es während meiner Lagerzeit auch noch andere Kommandanten, doch an Schwartz erinnere ich mich am besten. Ich sah ihn bei verschiedenen Anlässen.

SS-Obersturmführer Schottel war unser Lagerführer. Von allen Offizieren sahen wir ihn am häufigsten. Ihm untergeordnet waren die Rapportführer, von denen mir vor allem noch Bernhard Rakers in Erinnerung ist, weil ihm jegliche Moral fehlte. Dann gab es noch die Blockführer, die für die Häftlinge in jedem Block verantwortlich waren.

Auch Häftlinge hatten gewisse Funktionen innerhalb der Lagerhierarchie. Da gab es den Lagerältesten und nach ihm den Lagerkapo. Das Wort ‚Kapo‘ könnte eine Kurzform sein für das französische ‚caporah‘, Unteroffizier, oder sich von dem italienischen Wort ‚capo‘, Kopf, herleiten. Dann gab es noch Blockälteste, den Stubendienst, Kapos, die Arbeitskommandos leiteten, und Vorarbeiter. Die ältesten und die meisten Kapos waren Schwerverbrecher. Sie kamen aus deutschen Zuchthäusern und waren die Handlanger der SS-Leute. Himmler hielt sie für besonders geeignet, und viele von ihnen taten fürwahr ihr Bestes, um diesen zweifelhaften Ruf nicht zu verlieren. Später kamen auch politische und jüdische Häftlinge in diese Funktionen.

Neben der Lagerverwaltung gab es noch die Politische Abteilung, die von einem besonders gemeinen und rücksichtslosen Gestapooffizier namens Diolén geleitet wurde. Zwar war Buna ein geschlossenes Arbeitslager, trotzdem gehörte es zum Gestapobereich Kattowitz.

Die ersten Häftlingstransporte, die nach Auschwitz kamen, setzten sich grösstenteils aus politischen Gefangenen zusammen, moralisch hochstehenden und mutigen Männern, die für ihre Ideale gekämpft hatten und nun wegen ihres Widerstands gegen die Naziherrschaft schwer büssen mussten. Später kamen auch andere Häftlinge in zahllosen Transporten. Immer mehr Wächter und Handlanger wurden erforderlich. Doch konnte die SS ohne grössere Schwierigkeiten Helfershelfer auch unter den Häftlingen finden. Denn Funktionen in der Lagerhierarchie brachten auch Vorteile mit sich. Ausserdem konnte man sich nicht weigern – Befehl war eben Befehl. Leider waren ei-

nige auch allzu diensteifrig und standen oft den SS-Leuten an rohem Verhalten nicht nach. Andere wiederum versuchten, im Rahmen ihrer Möglichkeiten den Mithäftlingen zu helfen, was nicht immer leicht war. Nahezu alle, die Guten wie die Bösen, brachen manchmal unter dem Druck von oben zusammen und konnten dann Dinge tun, von denen sie nicht einmal geträumt hätten. Ein kollektives Urteil über sie zu fällen, wäre ein gewaltiges Unrecht.

Mit aller Gewalt versuchten die Deutschen, uns die von ihnen so sehr gepriesene Zucht und Zackigkeit beizubringen. Aber es brauchte sehr lange, ehe wir uns daran gewöhnt hatten. Die meisten starben, ehe sie so weit kamen. Wer einen Monat lang durchhielt, hatte Glück, war ungewöhnlich kräftig und kerngesund und stets auf der Hut. Nur wer ziemlich rasch erfasste, was im Gehirn seiner Wächter vor sich ging und die vielen Künste und Kniffe der Häftlinge erlernte, hatte einigermaßen Aussicht, durchzukommen.

Ich habe bereits früher erwähnt, dass die Grenze menschlicher Ausdauer für mich ein Rätsel bleibt. Manchmal kommt es vor, dass ein Mensch an einem Nadelstich stirbt, während ein anderer jahraus und jahrein die grössten körperlichen und seelischen Belastungen aushalten und überleben kann. Es grenzte für mich an ein Wunder, dass keiner von der Frostnacht im Bad einen Schaden davontrug.

Wir waren zwar alle völlig erschöpft, doch fühlten wir uns gleich wohler, als wir unsere dünnen Häftlingsuniformen, die inzwischen entlaust worden waren, wiederbekamen.

Gleich nach der Morgenmahlzeit, einem halben Liter dünner Kohlsuppe, marschierten wir durch das Tor von Birkenau hinaus, durch die Stadt Auschwitz, die dem Erdboden gleichgemacht worden war, um Platz für neue Nacht- und Nebellager zu schaffen.

Wir wurden zum Eilmarsch angetrieben, und schon nach einer kurzen Zeit starb der erste unserer Gruppe – David Jelowitz, noch ein ganz junger Mann. Was er während der letzten Tage ertragen musste, war zuviel für ihn. Sein Herz machte nicht mehr mit.

Dieser Marsch am 2. Dezember 1942 führte uns in das Buna-Lager. Von nun an gehörten wir zum Fabrikbereich der Buna-Werke. Diese Werke lagen ungefähr sieben bis acht Kilometer von Monowitz entfernt und stellten Synthesebenzin und künstlichen Kautschuk her. Hier gab es auch Vorratslager für die Kriegsführung. Die AEG hatte hier beispielsweise die Elektro-Ausrüstung für ihre oberschlesi-

schen Werke deponiert. Die Deutschen rechneten nicht damit, dass die Flieger der Alliierten an einem derart öden und abgelegenen Ort nach Industriebetrieben oder grösseren Lagervorräten suchen würden.

Damals arbeiteten ungefähr 10'000 Häftlinge in den Buna-Werken. IG Farben bezahlte zwar für die Arbeitskräfte, doch die Häftlinge sahen nie etwas von diesem Geld. Es ging direkt in die Kasse Himmlers. Ausser den Häftlingssklaven kamen noch viele Zivilarbeiter aus Deutschland, aus der Tschechoslowakei und aus Polen, dazu zahlreiche Volksdeutsche und Nazis aus den besetzten Ländern. Sie alle waren Augenzeugen dieses grössten Völkermordes aller Zeiten. Von den IG Farben kamen Inspektoren auf Besuch und manchmal sogar einige der Herren Direktoren. Keinen von ihnen schien die Lage und das Schicksal der Häftlinge im Geringsten zu bedrücken. Man sagt, das deutsche Volk hätte von den Vorgängen in den Nacht- und Nebellagern nichts gewusst. Eine solche Behauptung ist nichts anderes als der Versuch, eine Kollektivschuld abzuschütteln.

Tausende von deutschen Facharbeitern und Sympathisanten der Nazis aus anderen Ländern sahen täglich aus der Nähe, wie Häftlinge verhöhnt, gepeinigt und ermordet wurden; sie haben keinen Finger gekrümmt, um den armen Menschen zu helfen. Es wurde gesagt, und man kann es glauben, dass jeder Ziegelstein, der zum Aufbau der Buna-Werke gelegt wurde, ein Menschenleben gekostet habe. Wie konnten die Augenzeugen mit dieser schweren Schuld auf ihrem Gewissen als glückliche Familienväter weiterleben? Einige von ihnen müssen doch ihr Gewissen erleichtert haben, einige müssen doch etwas weitererzählt haben!

Gleich nach der Ankunft im Lager Buna gab es wieder eine Entlassung. Dann trieb man uns in eine grosse Halle, die später als Kantine für die Deutschen eingerichtet wurde. Hier trafen wir Jupp Windeck, den Lagerältesten, mit einem grünen Winkel auf der linken Brustseite. Damals wussten wir noch nicht, was der grüne Winkel bedeutete. Wir lernten bald, uns von diesen Leuten mit den grünen Winkeln so weit wie möglich fernzuhalten. Es waren die Zuchthäusler, die Himmler geholt hatte, damit sie uns mit ihren Peitschen zu immer grösserer Arbeitsleistung antrieben, zum Wahnsinn brachten oder uns zu Tode hetzten. Denn geplant war, dass wir alle sterben sollten.

In der Halle wurden wir gefragt, ob jemand Deutsch verstehe. Fast alle hoben ihre Hand. Der Lagerälteste nahm das Wort. «Ihr habt sicher verstanden», sagte er, «dass ihr in ein Arbeitslager gekommen seid. Hier werdet ihr Arbeit entsprechend euren Berufen bekommen. Wer fleissig arbeitet, wird seinen verdienten Lohn erhalten. In ein bis zwei Monaten werdet ihr auch eure Verwandten besuchen dürfen.» Er machte eine Pause, als ob er eine Frage erwartete. Schliesslich fragte er geradeheraus, ob jemand etwas auf dem Herzen hätte. Einer der Häftlinge wagte darauf zu fragen, wie wir denn mit der Familie in Verbindung treten könnten. Wir wussten doch, dass die Angehörigen weit weg waren, falls überhaupt noch jemand von ihnen lebte. «Kommt nur zu mir», sagte Jupp grinsend, «dann könnt ihr mein Fahrrad leihen. «Der Kommandant und die Rapportführer brachen in Gelächter aus.

Nach dieser kurzen Begrüssungsansprache wurden wir in einen Quarantäneblock geführt, wo wir uns vorläufig aufhalten sollten. Wir arbeiteten im Lager, schälten Kartoffeln, sortierten Kleidungsstücke, schrubbten die Fussböden. Trotzdem starben schon viele während der ersten Tage in Buna vor Hunger, an Erschöpfung, Entwürdigung und Hoffnungslosigkeit.

Es wird erzählt, dass deutsche Soldaten beim Anblick der weiten russischen Steppen sich, von Schwermut befallen, das Leben nahmen. *Wir* hatten nur das gespensterhafte Lager, in dem wir hausen mussten, wahrscheinlich bis ans Lebensende. Kalte, trostlose Blocks in endlosen Reihen umgaben uns, und zwischen den Blocks grauer Schlamm, in den wir bis zu den Knien einsanken.

Auf den Latrinen hörten wir entmutigende Gerüchte. Die Alliierten seien überall auf dem Rückzug. Die Deutschen stiessen an allen Fronten siegreich vor. Für uns gab es nicht die Spur einer Hoffnung. Das Leben hatte keinen Sinn, wir konnten auch nicht auf die Zukunft hoffen. Warum dann noch Qualen ausstehen und nicht gleich Schluss machen? Viele taten es auch. Oft, wenn wir morgens erwachten, war da und dort ein Platz in den Betten leer. Der Häftling, der sonst da schlief, baumelte an einem Balken auf der Latrine, oder er hing wie eine Vogelscheuche am elektrischen Zaun.

Meine Brüder und ich konnten die erste Zeit leichter durchstehen. Wir waren noch beisammen. Wir konnten einander mit Galgenhumor und fadenscheinigem Optimismus Mut zusprechen. Wir flösten

uns Hoffnung ein und taten, als glaubten wir daran. Dabei wusste jeder, dass wir uns nur etwas vormachten. Nur Elias konnte nicht mitheucheln, er begriff zu viel von dem, was vor sich ging.

Eines Morgens, es war Anfang Dezember, wurden wir noch früher geweckt als gewöhnlich, etwa gegen vier Uhr. Es war dunkel in der Baracke, nur das schwache Licht der Glühbirne über dem Toiletteimer drang zwischen die Bettreihen. Ich fuhr wie stets entsetzt hoch, von panischer Angst gepeinigt, nicht rasch genug von den Betten herunterzukommen, wenn das dem Weltuntergang ähnliche Geräusch ‚Aufstehen!‘ ertönte und uns wie ein Hieb traf. Oft hatten wir Angst, uns abends hinzulegen, aus Furcht vor der schrecklichen Bestrafung, die uns am Morgen bevorstand, wenn wir nicht rasch genug hochkamen und stramm dastanden. Dann kam das Bettenbauen, nach der gleichen Methode wie das ‚Mützen auf – Mützen ab‘. Immer wieder mussten wir die Betten bauen, bis die Decken auf den Strohsäcken wie gebügelt und gestriegelt lagen. Die Betten standen zu dritt übereinander, und auf jedem lag eine dunkelgraue Decke mit zwei helleren Streifen in der Mitte. Fand sich auf der Decke auch nur eine einzige Falte, machten unsere Aufpasser einen Riesenkrach. Ebenso wenn die Streifen nicht schnurgerade in einer Linie verliefen. Es kam vor, dass Häftlinge lieber auf dem Fussboden schliefen, um nicht das Bett bis zum nächsten Morgen in Unordnung zu bringen. An diesem Morgen, von dem ich erzähle, fühlte ich mich krank und elend. Zum Glück konnte ich das Bettenbauen und das übrige Morgenritual schaffen, ohne bei den Aufpassern anzuecken. Als man uns für diesen Tag zur Arbeit einteilte, fasste ich mir ein Herz und bat den Stubendienst, einen Juden mit grünem Winkel, mir für diesen einen Tag leichtere Arbeit zu geben. Am liebsten würde ich im Block arbeiten, sagte ich, falls dies möglich sei. Drinnen konnte ich jedenfalls vor dem kalten Wetter Schutz finden. Wider Erwarten war der Stubendienst einverstanden. Ich durfte den Fussboden in der Baracke schrubben.

In dieser Baracke gab es 150 Betten; eine ziemlich grosse Bodenfläche war also sauber zu halten. Ich ging mit dem Scheuerlappen an die Arbeit, so wie ich mir vorstellte, dass es gemacht werden muss. Daheim hatte ich oft Rita, Marie und Frida mit Schrubber und Scheuerimer beim Reinemachen gesehen. Mutter hatte sie stets ermahnt,

ihre Arbeit gründlich und gewissenhaft zu erledigen. Ich glaubte die Aufpasser richtig eingeschätzt zu haben, was ihre strenge Forderung nach Sauberkeit anging. Immerhin hatte ich gesehen, wie Häftlinge beim Bettenbauen zu Krüppeln geschlagen wurden, nur weil die Decke noch nicht richtig geglättet war. Entsprechend nahm ich meine Arbeit ernst und hatte erst einen kleinen Teil des Fussbodens geschrubbt, als die Tür aufgerissen wurde und der Stubendienst hereinstürzte. Ihm folgte der Blockälteste Wally, der vor Wut schnaubte und schrie, dass hier ein Saboteur am Werk sei.

Ein Saboteur?

Ich wusste kaum, was das Wort bedeutete. Zwar hatte ich es auch schon daheim vor unserer Verhaftung gehört, doch da bedeutete es eher etwas Heroisches; man dachte dabei an mannhaften Widerstand und Opferbereitschaft. Doch nun spuckte es der Blockälteste verächtlich aus. Noch immer wusste ich nicht, worauf er abzielte. Wer war denn dieser Saboteur? Im Block waren nur Wally, der Stubendienst und ich, sonst niemand. Drohend kam er auf mich zu, und da begriff ich, was er eigentlich meinte. Ich hatte meine Arbeit nicht innerhalb der Zeitspanne, die sie als ausreichend ansahen, vollendet. Und was noch schlimmer war, ich hatte das Vertrauen missbraucht, das der Stubendienst mir entgegenbrachte, als er mich im Block arbeiten liess. Deshalb war ich ein Saboteur!

Ich schaute dem Stubendienst in seine verräterisch leuchtenden Augen. Der Mann liess mich keineswegs den Fussboden schrubben, um mir zu helfen! Niemand sollte glauben, ein Stubendienst sei ein weichherziger Töpel, der sich auch nur ein einziges Mal zu einer barmherzigen Tat verleiten liesse. Er hatte von den SS-Leuten gelernt, wie man sich zu verhalten hatte; für ihn galten dieselben Regeln wie für sie. Mitleid haben, wäre unwürdig. Mitgefühl zeigen, bedeutet nur, eigene Schwächen zuzugeben.

Nun freute er sich auf die Bestrafung.

Fünf Schläge mit dem Ochsenziemer ergaben fünf blutunterlaufene Wülste auf dem Hintern, so dick wie Würste. Schlimmer jedoch waren die Arglist und die Entwürdigung und noch schlimmer, dass ein Jude sich dazu hergab, auch wenn er einen grünen Winkel trug. Immer wieder fragte ich mich, wie denn einer von uns so etwas tun konnte. Wir waren gewohnt, dass wir unseren Brüdern, unserem eigenen Volk rückhaltslos vertrauen konnten. Wie konnte nur ein Jude so tief sin-

ken? Was für ein Mensch war dieser Stubendienst? Ein ganz absurder Gedanke fuhr mir durch den Kopf: Würden wir genauso handeln wie er, wenn wir den gleichen Umständen und Bedingungen ausgesetzt wären? Ein Schauer überfiel mich, und ich begann zu zittern. Neues schweres Unheil stand uns bevor. Eines Tages, ich war beim Kartoffelschälen, kam einer der Vorarbeiter herein und flüsterte mir ins Ohr, ich sollte so schnell wie möglich zu den Kartoffelsortierern hinüberlaufen, wo Samuel und Frank arbeiteten. Durch die halboffene Tür hörte ich Schreie und wildes Gebrüll. Ich sah Frank, wie er schreckgelähmt auf Samuel starrte, den ein SS-Offizier aus irgendeinem Grund misshandelte. Mit den schweren Stiefeln versetzte er ihm Tritte an den Kopf und in den Unterleib, bis Samuel bewusstlos am Boden lag. Weder wir, seine Brüder, noch die anderen Häftlinge konnten etwas tun, um ihm zu helfen. Wir sahen nur, wie man ihn ins Revier schleppte, also zur Krankenstube. Am Abend standen wir vor der Krankenstube. Wir hörten seine Schmerzensschreie, doch wir durften nicht zu ihm hinein. Es hiess, er müsste operiert werden. Die Schreie waren Samuels letzter Gruss an uns. Für immer verschwand er von uns in dieser kalten Abendstunde im Dezember 1942.

Nach einiger Zeit wurden wir vier Brüder aus dem Quarantäneblock nach Block 8 verlegt. Erst später erfuhren wir, welches Glück wir damit hatten. Bereits am nächsten Tag wurden alle Häftlinge aus den beiden Quarantäneblocks nach Birkenau gebracht und dort vergast. An einem einzigen polnischen Häftling wurde Flecktyphus festgestellt, damit war sein Schicksal besiegelt. Auch alle gesunden Häftlinge gingen mit ihm in die Gaskammern – ,einer für alle, alle für einem. Eine furchtbare und beängstigende Nachricht. Mich schauderte bei dem Gedanken, wie nahe wir an diesem Tag dem Tode waren. Die Angst der Deutschen vor ansteckenden Krankheiten war gross. Am meisten fürchteten sie Flecktyphus, eine Krankheit, die von Zeit zu Zeit in den Lagern auftauchte und sich leicht zu einer Epidemie entwickeln konnte. Flecktyphus war eine ganz schlimme Krankheit: Die Symptome waren meistens hohes Fieber, Ausschläge und Blutungen, Bewusstseinsstrübung und Krämpfe. Fast alle Häftlinge, die von dieser Krankheit befallen wurden, starben, denn sie hatten wenig oder keine Widerstandskraft, und es gab auch keine Heilmittel.

Flecktyphus wird durch Läuse übertragen, die Deutschen bekämpften ihn deshalb nach der Parole: ‚Eine Laus-dein Tod!‘. Und dies war buchstäblich so gemeint. Ganze Transporte von Häftlingen, ob krank oder gesund, wurden einfach vergast, sobald sich auch nur das geringste Anzeichen einer möglichen Epidemie zeigte. Die Herrenmenschen mussten um jeden Preis geschützt werden.

Im Block 8 führten wir ein hartes und kummervolles Dasein. Wir mussten sehr früh aufstehen, nach wenigen Stunden in einem Grenzbereich zwischen Schlaf und Wachsein, einem angsterfüllten Dösen, während der Instinkt stets Wache hielt.

Dann marschierten wir zu den Buna-Werken, eingeteilt in Kommandos verschiedener Grösse – von einem Dutzend bis zu hundert Mann oder noch mehr. Jedes Kommando hatte eine Nummer und einen Namen.

Die meisten Kommandos wurden von Facharbeitern geleitet. Die Häftlinge arbeiteten als Schreiner, Maurer, Schlosser, Rohrleger, Klempner. Leute, die gute Sprachkenntnisse hatten und im Rechnen tüchtig waren, konnten sogar zur Büroarbeit eingeteilt werden, was wieder allerlei Vorteile mit sich brachte. Nicht selten waren solche Umstände entscheidend dafür, ob man überlebte oder nicht. Am schwersten hatten es die Hilfsarbeiter. Nur die Stärksten konnten durchhalten. In einem zivilisierten Land kann ein Hilfsarbeiter sich ausruhen, wenn er müde ist, eine Zigarette rauchen und etwas essen, wenn er hungrig ist. Zwar kann die Arbeit schwer sein, doch die Arbeitszeit ist gesetzlich festgelegt, und es gibt Regeln und Vorschriften zum Schutz des Lebens und der Gesundheit. In Auschwitz gab es von all dem nichts. Hier war jeder dem Zufall und der Laune der Vorarbeiter preisgegeben.

Ich selbst kam als Hilfsarbeiter in das Kommando 2, das Kabelkommando, zusammen mit meinen Brüdern Frank, Martin und Elias. Wir schufteten den ganzen Tag und bei jedem Wetter. Wir rollten manns hohe Kabelrollen und zogen Bleikabeln von fünf bis zehn Zentimeter Durchmesser zu immer neuen Anschlussstellen in dem wachsenden Fabrikbereich. Ein kleiner Irrtum, ein geringes Versäumnis konnte einen das Leben kosten oder zur kollektiven Bestrafung-verlängerte Arbeitszeit bis zu zwanzig Stunden – führen.

In der Gegend um Auschwitz gab es oft rasch wechselndes Wetter;

starke Kälte konnte plötzlich in Tauwetter umschlagen. Dann würde der Lehm so klebrig, dass unsere Holzschuhe bei jedem Schritt stecken blieben. Eines Morgens hatten wir auf dem Weg zum Appellplatz besonders grosse Mühe, die Schuhe an den Beinen zu behalten und überhaupt vorwärts zu kommen. Vor mir sah ich einen Häftling, der mit dem Gesicht im Dreck lag und schwer atmete. Er kam mir bekannt vor, und ich blieb stehen. Es war Kai Feinberg, einer meiner Freunde aus Norwegen. Er wollte nicht mehr. Er hatte eben erfahren, dass sein Vater und sein Onkel nicht mehr lebten und dass ein zweiter Onkel in der Krankenstube im Sterben lag. Lungenentzündung – keine Hoffnung.

«Steh auf», sagte ich, «sonst bringen sie dich in die Gaskammer.»

«Lass mich doch liegen!»

«Komm, steh auf!»

Ich versuchte ihn hochzuheben, doch er war zu schwer.

«Lass mich doch sein! Ich will nicht mehr.»

Ich hatte nicht genug Kraft, um ihn hochzukriegen, und niemand kam mir zu Hilfe. Zum Schein wurde ich sehr böse, schimpfte mit ihm und hoffte, damit seinen Trotz und Zorn wachzurufen.

Nichts half, er blieb liegen.

Abends, als ich in unseren Block zurückkam, war er weg. Ich war sicher, dass man ihn vergast hatte, doch im Herbst 1945 traf ich ihn in Norwegen wieder. Seine Rettung verdankte er nicht deutscher Barmherzigkeit, sondern deutscher Ordnungsliebe. Er war nämlich Nummer 51 in einer Gruppe, die man in die Gaskammer schickte. Doch die Gruppe durfte nach Vorschrift nur 50 Mann zählen.

Freiberg wurde herausgeholt und sollte warten, bis die nächste Gruppe zusammengestellt war. Dazu kam es nicht mehr: Er landete stattdessen im Revier des Hauptlagers Auschwitz.

Ich erinnere mich an keine Lichtblicke im Kommando 2, dem Kabelkommando. Diese Zeit war erfüllt von mühseligem Traben in Morast und Schlammwasser, von schwerster Arbeit, Frost, Tränen, Blut und Tod. Und in der Mitte dieses Bildes steht breitspurig eine Gestalt in schwarzer Kleidung, unerschütterlich wie das Schicksal, das nicht abzuwenden ist: Der Kapo. Der Sklavenaufseher. Ein Raubtier von menschlicher Gestalt und mit bösen, forschenden Augen, denen nichts entgeht. Keine magischen Beschwörungen können ihn aus der Tiefe unserer Seele vertreiben.

Unsere ersten Weihnachten in Auschwitz. Viel Gutes hatten wir nicht zu erwarten. Wir befanden uns in einem dunklen Reich der Schatten, wo immer wieder Menschen vorbeihuschten und in der Nacht und im Nebel verschwanden. Alte Freunde und Leidensgefährten waren eines Tages nicht mehr da. Neue Menschen kamen, wurden unsere Freunde und verschwanden in der unsichtbaren Mühle, die unablässig mahlte. Wenn wir morgens aufstanden, wusste keiner von uns, ob er abends noch leben würde. Zu jeder Tagesstunde lauerten Gefahren, die niemand vorausahnen konnte. Wir versuchten, der Angst und der Eintönigkeit zu entfliehen, indem wir in unseren Gedanken und Träumen zu dem zurückkehrten, was einmal war; denn wir hatten keine Zukunft. Wir dachten an das Weihnachtsfest zu Hause in Norwegen. Und in unseren Träumen, am hellen Tage und nachts, waren wir wieder dort und lebten dort – fast wie in der Realität. Die Traumwelt, in die wir flüchteten, war unsere Rettung. Sie hielt uns davon ab, dem Leben freiwillig ein Ende zu setzen.

Wir träumten von schneebedeckten Tannen, von Weihnachtsbäumen, die im Walde gefällt und daheim in der Stube aufgestellt wurden. Natürlich nicht in unseren Stuben, denn wir waren Juden. Doch unweigerlich ergriff auch uns die feierliche Stimmung und der Glanz, der die norwegische Weihnacht erfüllte: mit der Freude und den Erwartungen unserer vielen nichtjüdischen Freunde, mit den Lichtern, den geschmückten Bäumen und Weihnachtsliedern in jeder Stube. Wir waren Juden von Geburt, aber wir waren auch Norweger.

Weihnachten in Buna – das hiess Einsamkeit, Hunger und Hoffnungslosigkeit für viele; doch ich erlebte ein Wunder. Am Weihnachtsabend lagen wir in den Betten und dösten, während im Vorraum der Baracke, wo der Blockälteste, der Stubendienst und die Kapos untergebracht waren, das Fest gefeiert wurde. Sie waren auch Häftlinge, hatten jedoch einen Raum für sich und Mithelfer in der Baracke, um die Verantwortung auf mehrere zu verteilen und, falls etwas schief ging, jemandem die Schuld zuschieben zu können. Der Stubendienst war in der Regel eine jämmerliche Figur. Vielfach entwickelte er sich

zu einem niederträchtigen Menschen, doch blieb ihm keine andere Wahl, als zu gehorchen. Das war der Geist des Lagers. Alle hatten den Befehlen zu gehorchen.

Es war noch früh am Weihnachtsabend, als die Tür zum Vorraum auf flog und der Blockälteste hereinkam. Er trug Reitstiefel und eine schwarze Uniform mit dem grünen Winkel auf der linken Brustseite. Ein Zuchthäusler und wahrscheinlich ein Schwerverbrecher. Er war klein und schlank, konnte jedoch aus nichtigem Anlass in wilden Zorn ausbrechen.

An diesem Abend war er bei guter Laune und ruhig. Er wollte bloss wissen, ob einige der Häftlinge etwas singen konnten. Wir Brüder schauten uns erstaunt an. Daheim gab es, so weit unsere Erinnerung reichte, immer Gesang und Musik. Unser Vater hatte im russischen Heer in Finnland Trompete geblasen, ehe er flüchten musste. Auch auf mütterlicher Seite hatte man Sinn für Musik. Mein ältester Bruder Martin spielte talentvoll Zugposaune. Elias spielte Geige, Rita und Marie Klavier. Dazu hatte, wie schon gesagt, Marie eine wunderschöne Gesangstimme. Frank spielte in der Jugendkapelle Tenorhorn und ich selbst seit meinem siebenten Lebensjahr Trompete. Es machte uns Freude, wenn wir an Winterabenden mehrstimmig sangen und Marie Solist war. Schliesslich konnten wir mit einem abwechslungsreichen Programm an lustigen Liedern, Tanzmusik und auch ernsten Melodien aufwarten.

Der Schwarzgekleidete wünschte sich ein Gesangsquintett für den Weihnachtsabend. Wir berieten uns und waren dann bereit, fünf Sänger zu stellen, und zwar Samuel und Harry Steinmann, Martin, Frank und mich. Elias wollte nicht, mit seinem Gesang war es nicht weit her. Wir wurden in den Vorraum geschickt und sangen dort eine Stunde lang für ein Publikum, das der Blockälteste unter seinen Freunden ausgewählt hatte.

„I can't give you anything but love“, sangen wir und freuten uns insgeheim über den paradoxen Text. Damals wussten wir noch nicht, dass das Singen von Liedern mit englischem Text strengstens verboten war. Aber vielleicht glaubte der Blockälteste, dass wir ein norwegisches Lied sangen. Jedenfalls geschah nichts. Wir hofften, mit unserem Gesang gut anzukommen, denn im Laufe der Jahre hatten wir zu Hause unseren eigenen Stil entwickelt. Der Erfolg jedoch übertraf alle Erwartung. Als Honorar erhielten wir einen Kessel mit 25 Liter

Suppe. Wir füllten unsere Schüsseln und assen, und jeder von uns hoffte, den Rest der Suppe unseren Mithäftlingen im Schlafsaal bringen zu dürfen. Aber bevor wir etwas sagen konnten, wurden wir in den Block 4 befohlen. Hier sollte noch ein Weihnachtswunder geschehen, die Begegnung mit Felix Pavlowsky.

Felix Pavlowsky! Wohltuende Menschlichkeit strahlte von ihm aus und entfachte den Funken Leben, der noch in uns glimmte. Falls er noch lebt, möchte ich unter den vielen einer der ersten sein, die ihm heute dankbar die Hand drücken würden. Mehr als irgendeinem anderen verdanke ich ihm, dass ich trotz allem heute wieder imstande bin, am Leben Freude zu haben. Felix Pavlowsky, Häftlingsnummer 10431, Pole, verkörperte für viele von uns menschliches Mitgefühl und Nächstenliebe. Nie bat er auch nur um die geringste Gegenleistung für seine guten Taten. Ich habe nie bemerkt, dass er auch nur den leisesten Dank erwartete. Ein Gedanke beherrschte ihn, dass wenigstens ein Jude überleben sollte, damit er heimkehren und vor aller Welt von dem grausamen Schicksal der Juden in Auschwitz Zeugnis ablegen konnte.

Block 4 war der Block der Prominenten. Es gab zwei Kategorien von Häftlingen, die gewissermassen privilegiert waren: die Prominenten und die Sonderhäftlinge. Die Prominenten waren meistens Leute, die früher einmal im öffentlichen Leben ein wichtiges Amt bekleidet hatten. Die Sonderhäftlinge waren Menschen, die aus irgendwelchen Gründen, die nur die Gestapo kannte, in einem Lager isoliert wurden. Die Prominenten besetzten auch die leitenden Funktionen im Rahmen der sogenannten Häftlings-Selbstverwaltung, und etliche von ihnen wohnten im Block 4. Hier wohnten der Lagerälteste, der Lagerkapo, die anderen Kapos und Vorarbeiter wie auch Häftlinge, die in der Küche, in der Bekleidungskammer und dergleichen tätig waren. Auch sie trugen die übliche Markierung, die verschiedenfarbigen Winkel der Häftlinge. Einige hatten einen roten Winkel auf der linken Brustseite. Das waren die politischen Häftlinge, oft in sich gefestigte und angesehene Menschen mit starkem Charakter. Häftlinge mit grünen Winkeln waren Berufsverbrecher, die man aus den Gefängnissen und Zuchthäusern geholt hatte, damit sie andere Häftlinge durch Folter und rohe Gewalt umbrachten. Schwarze Winkel trugen die Asozialen, rosa die Homosexuellen, violett die Bibelforscher und braun die Zigeuner. Die Juden, die als Abschaum im Lager

betrachtet und dementsprechend auch behandelt wurden, trugen über den roten oder andersfarbigen Winkeln ein gelbes Dreieck, so dass ein sechszackiger Stern, der Davidstern, entstand. Alle durften die Juden misshandeln, sie wurden sogar dafür gelobt. Natürlich waren die Juden auch nicht im Prominentenblock vertreten.

Wir standen vor einem merkwürdigen und äusserst gemischtem Publikum im Block 4. Mit der norwegischen Nationalhymne, die für uns so viel bedeutete, eröffneten wir unsere Darbietungen. In dieser Stunde offenbarte die Hymne einen neuen Inhalt und weckte Gefühle in uns, die uns früher ganz unbekannt waren. Dann sangen wir eine Menge anderer Lieder, jedoch keine Weihnachtslieder.

Als wir eine kurze Pause machten, kam ein grosser, schlanker Häftling auf uns zu und dankte uns. Er war mir schon während unseres Gesanges aufgefallen. Ein gut aussehender Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Er hatte blaue, gutmütige Augen und ging etwas gebeugt. Sein Alter war schwer zu schätzen, da sein Kopf kahl geschoren war. Er mochte wohl 25 bis 30 Jahre alt sein und trug einen roten Winkel auf der Brust. Was ihn jedoch von den übrigen Häftlingen unterschied und meine Aufmerksamkeit ganz besonders fesselte, war sein Lächeln. Es war ein verzerrtes, ein wenig wehmütiges Lächeln, das so viel in sich barg und das ich auch später nie deuten lernte. War es Mitgefühl?

War es Klugheit oder Gutherzigkeit? Man hatte jedenfalls das Gefühl, dass er für alles Verständnis haben könnte.

Warum er ausgerechnet auf mich zukam, weiss ich nicht. Woher ich komme, fragte er. Was das für ein fremdartiges und schönes Lied gewesen sei, das wir als erstes gesungen hätten? Als er hörte, dass es die norwegische Nationalhymne gewesen war, war er zu Tränen gerührt. Unser Gesang hatte ihn beeindruckt.

Ich erzählte ihm, dass drei von uns Brüder und die beiden Steinmanns unsere Verwandten seien. Wir müssten uns später noch einmal treffen, sagte er, und ich bemerkte, wie die Häftlinge ringsum verstohlene Blicke wechselten. Wer war dieser Felix, vor dem alle Respekt hatten? Später erfuhr ich, dass er der Chef der Lagerküche war, und wer in einem KZ gehungert hat, weiss, welche Möglichkeiten eine solche Funktion mit sich bringt.

Nach dem Konzert wurden wir wieder in unseren Block geschickt und mussten gleich zum Appell antreten. Bei etlichen Graden Kälte

standen wir barfuss in den Holzschuhen auf dem Appellplatz. Ein eisiger Wind wehte von den Karpaten. Wir hatten keine Socken; die eigenen hatte man uns abgenommen, und die Fusslappen, die man uns gab, waren uns von Häftlingen, die schon gewitzter waren als wir, geklaut worden. Die Häftlingskluft war aus sehr dünnem Baumwollstoff und wärmte kaum. Wir waren Neuankömmlinge und hatten noch nicht gelernt, etwas zu ‚organisieren‘, wie es in der Lagersprache hiess.

Während wir auf dem Appellplatz standen, kam ein Kapo auf mich zu. Ich erkannte ihn wieder, auch er war im Block 4 gewesen, als wir dort sangen. Nun lächelte er freundlich und sagte, er hätte mich für den nächsten Tag einem neuen Arbeitskommando zugeteilt. Prima Arbeit gäbe es dort. Dem Himmel sei Dank!, dachte ich im Stillen. Vielleicht war dies der erste Schritt zu einem menschlicheren Dasein. Vielleicht konnte ich eine Stelle erlangen, die mir die Möglichkeit bot, meinen Brüdern zu helfen.

Am ersten Weihnachtstag wurden wir wieder durch das übliche ‚Aufstehen!‘ geweckt. Obwohl Feiertag war, mussten die meisten zur Arbeit. Im Block war es so kalt, dass die Muskeln schmerzten. Sonst hatten wir wie die Zivilarbeiter eine Art von Beheizung durch das Fernheizwerk der Buna-Werke. Doch an diesem Tag war die Heizung abgestellt. Die Zivilarbeiter hatten ihren freien Tag.

Wir fünf Sänger wurden in den Vorraum gerufen, wo der Blockälteste auf uns wartete. Auf dem Tisch lag ein Schatz, so kostbar, wie er nur im Traum erscheint: Eine Schüssel mit belegten Broten! Brotscheiben mit Blutwurst und dazu eine Kanne Tee! Natürlich kein echter Tee, nur Tee-Ersatz, doch himmlisch auf jeden Fall. Ein Geschenk für uns, als Zeichen des Dankes der Häftlinge im Block 4, dem Prominentenblock.

Wie die Wölfe wollten wir uns auf das Essen stürzen. Doch der Blockälteste wollte erst noch ein paar Lieder hören. Wir bemerkten, wie der Stubendienst um den Tisch schlich, obwohl er und der Blockälteste sich ganz sicher schon an den Broten satt gegessen hatten. Dann mussten wir singen und singen, und unablässig starteten wir auf die belegten Brote, die jeder von uns Ausgehungerten allein hätte verschlingen können.

Endlich durften wir uns setzen. Zum ersten Mal seit unserer Abreise aus Norwegen sollten wir belegte Brote essen. Jeder von uns nahm

sich eine Scheibe. Kaum hatten wir den ersten Bissen im Mund, befahl man uns weiterzusingen. Diesmal gab der Stubendienst den Befehl. Mir war längst klar, dass der Mann die ganze Schüssel für sich haben wollte. Und ganz richtig, nachdem wir den ersten Bissen hintergeschluckt hatten, mussten wir weitersingen, bis die Kehle schmerzte. Dann kam ein neuer Befehl, kurz und bündig: «Los, zurück in den Block!»

Nach dem Appell, der an diesem Morgen etwas später stattfand, musste ich bei meinem neuen Arbeitskommando antreten. Die neue Arbeit bestand darin, dass ich Förderwagen mit Zementsäcken und anderen schweren Baustoffen beladen musste, die dann zu den verschiedenen Baustellen gefahren wurden. Ausgehungert und nach der Blinddarmoperation immer noch schwach, war sogar ein Sack Zement zuviel für mich. Doch die Arbeit musste geleistet werden, die Angst vor dem Knüppel genügte, um uns anzutreiben. Meine Füße waren geschwollen und wassersüchtig – Hungerödem wurde das genannt –, und es dauerte nicht lange, bis ich die Holzschuhe liegen lassen musste und barfuss im Schnee lief.

Ich dachte an den Kapo, der mich angeblich zu einer neuen und besseren Arbeit eingeteilt hatte. «Prima Arbeit», hatte er gesagt. Hatte ich vergessen, dass er einen grünen Winkel trug?

Nun erst ging mir ein Licht auf. Der Neid spielt im KZ eine noch größere Rolle als im normalen Leben, weil er mit dem Kampf ums Dasein, ums Überleben engstens verknüpft ist. Erschüttert und enttäuscht empfand ich bitteren Hass gegen den Kapo. Dass ein Mensch so tief sinken konnte, war mir unbegreiflich. Die menschliche Selbstentwürdigung schien keine Grenzen zu kennen. Ein Häftling konnte der schlimmste Feind eines anderen Häftlings werden, wenn das gemeinsame Schicksal aufhört, gemeinsamer Trost zu sein.

Dieser Arbeitstag dauerte zehn Stunden. Ständig verabreichte man uns Schläge und Fusstritte, weil wir nicht schnell genug arbeiteten. Selbst die Notdurft wurde zu einem Problem. Man musste seine Schritte sehr genau überlegen, wenn man zur Toilette musste. «Bitte austreten zu dürfen», war das Kennwort. Gefährlich wurde es, wenn man aus drückender Not zu laufen begann. Wer schnell lief, setzte sich der Gefahr aus, erschossen zu werden. Die SS-Leute behielten uns scharf im Auge. «Wenn man euch befiehlt zu laufen, tut es nicht», hatte mein Vater uns gesagt, als wir ihn zum letzten Mal sahen. Er

hatte recht, und seine Befürchtungen konnte ich bald aus eigener Erfahrung bestätigen. Wenn ein SS-Mann einen Häftling, der ihm nicht gefiel, loswerden wollte, befahl er ihm, irgendetwas zu holen. Mit anfeuernden Rufen wie «Los, Mensch, los!», brachte er den Häftling zum Laufen. Neuankömmlinge gehorchten dem Befehl und liefen – zum letzten Mal. Auf der Flucht erschossen, hiess es dann. Menschen waren für viele SS-Leute beliebte Zielscheiben.

Ich erinnere mich ganz besonders an diesen Arbeitstag in den Buna-Werken, weil ich da den Fluch der Sklavenarbeit erst richtig zu spüren bekam. Ich weiss heute nicht mehr, wie ich diesen Tag durchstehen konnte. Wahrscheinlich habe ich die meiste Zeit in halb bewusstlosem Zustand geschuftet, und über den Rückmarsch ins Lager weiss ich nur zu sagen, dass ich zu jedem Schritt meine ganze Kraft aufbieten musste.

Ein gewöhnlicher Tag verlief ungefähr wie jener, an den ich mich sehr gut erinnere, weil die Nacht zuvor sehr viel Schnee gefallen war. Der Tag begann um halb vier morgens mit dem nervenzerrüttenden Schrei «Aufstehen!» und dem darauffolgenden Bettenbauen, das uns nach wie vor zur Verzweiflung trieb. Dank diesem Ritual wurde jeder Morgen zur Plage. Unsere Aufpasser waren grundsätzlich nie mit uns zufrieden, und irgendein armer Teufel musste schliesslich schwer büssen.

Dann hiess es «Waschen gehen, los, los!». Man musste so schnell wie möglich in den Waschraum gelangen, um dort vielleicht noch ein Stück synthetischer Seife vorzufinden, ehe sie verbraucht oder geklaut war. Falls die Wasserleitung eingefroren war, und das geschah sehr oft im Winter, mussten wir nackt hinauslaufen und bei 10 bis 15 Grad Kälte im Schnee baden. Denn sauber sollten wir sein. Die meisten von uns begriffen, wie wichtig und richtig das war. Man entging vielleicht einer Krankheit und sicher einer Bestrafung. Sauberkeit war eine Tugend, die von den Deutschen sehr geschätzt wurde. Uns Juden half dies kaum, denn wie sehr wir uns auch bemühten, wir waren immer nur ‚schmutzige Juden‘.

Frühstück gab es gegen fünf Uhr, 200 bis 300 Gramm Brot, manchmal gab es kein Brot. Bekamen wir Margarine dazu, freuten wir uns. Bekamen wir keine, reagierte auch keiner; wir waren es schon gewohnt. Zum Brot gab es einen Napf voll Kaffee-Ersatz, graubraunes Wasser ohne jeden Geschmack.

Nach dem Frühstück mussten wir vor der Baracke antreten und Blockweise zum Appellplatz, einem grossen, offenen Platz ungefähr in der Mitte des Lagers, marschieren. Hier wurde bei besonderen Anlässen ein Pult für den Rapportführer aufgestellt, ebenso der Bock für die Auspeitschung und oft auch ein Galgen für die Hinrichtung von Mithäftlingen.

Auf dem Appellplatz standen einige tausend Häftlinge in Reih und Glied, oft stundenlang, ehe der Abmarsch zur Arbeit begann. Und das Signal zum Abmarsch wurde nicht eher gegeben, bevor jedes einzelne Arbeitskommando, ob gross oder klein, peinlich genau überprüft war. Nicht ein einziger Häftling durfte fehlen, ohne dass seine Abwesenheit überprüft und begründet wurde. Fehlte einer, wurde ein anderer Häftling dem Kommando zugeteilt.

Endlich marschierte ein Arbeitskommando nach dem anderen durch das Tor zur Arbeit. Der Anblick war nicht gerade eindrucksvoll: Eine endlose Kolonne von Häftlingen, die sich wie Schiffbrüchige mit hängenden Schultern und schlurfenden Schritten dahinschleppten. Man musste Kräfte sparen und auf die Holzschuhe achten, die stets im Lehm Boden oder Schnee steckenblieben. Und der Weg zu unseren Arbeitsplätzen war lang, nur selten kürzer als sieben bis acht Kilometer.

An diesem Tag fiel über der weiten Ebene am Fusse der Karpaten so viel Schnee, dass wir unsere tägliche Arbeit nicht aufnehmen konnten. Doch es musste gearbeitet werden. Deshalb wurden wir zu einem sinnlosen Schneeschaufeln auf einem weiten, offenen Platz kommandiert. Wir schaufelten den Schnee an den Rand des Platzes, und wenn wir damit fertig waren, schaufelten wir den ganzen Haufen zurück zur entgegengesetzten Seite. So ging es stundenlang, ohne Zweck und Sinn, derart entmutigend, dass mir heute noch übel wird, wenn ich daran denke. Der Vormittag verging quälend langsam, der Abend lag noch in der Ferne, so fern wie das Osterfest zu Weihnachten. Häftlinge brachen zusammen und erfroren in den Schneehaufen. An diesem Tage, ich erinnere mich noch sehr gut daran, ereignete sich auch ein erfreulicher Vorfall. Ein Kapo gestattete einem kranken norwegischen Häftling, Ruben Pintzow, sich eine Weile an einem offenen Feuer zu wärmen. Ruben hatte Dysenterie, zitterte am ganzen Leibe und konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Wir anderen mussten weitermachen, von sechs Uhr früh bis sechs

Uhr abends. Erst danach durften wir uns um unsere toten und sterbenden Kameraden kümmern. Wir mussten sie auf unseren Schultern ins Lager zurücktragen und nachher noch stundenlang auf dem Appellplatz stehen, bis die Bestandsaufnahme vorüber war. Zählte ein Kommando fünfzig Mann beim Ausmarsch, mussten es wieder fünfzig Mann bei der Rückkehr sein.

Ob sie tot oder lebendig waren, spielte keine Rolle, nur die Zahl musste stimmen.

Dementsprechend lautete auch die Meldung, die der Kapo am Tor zu erstatten hatte: «Kabelkommando 2 – Häftlingsnummer 78235 beim Einrücken ins Lager mit 50 Häftlingen, davon 14 Toten.»

Dann standen wir wieder auf dem Appellplatz. Der Tag war noch keineswegs zu Ende. Trotzdem dankten viele von uns Gott, dass wir auch diesen Tag überleben durften. Wir dachten nicht mehr an die Zukunft, auch nicht an den nächsten Tag. Wir dachten nur daran, wie wir die nächsten Stunden durchstehen konnten. Doch in der Tiefe unserer Seele musste eine leise Hoffnung den Funken Leben erhalten haben, sonst wären wir wohl alle in den elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun gelaufen.

Auf dem Appellplatz wurden wir nochmals gründlich überprüft und gezählt, auch wenn es bis in die Nacht hinein dauerte. Erst zählten die Blockältesten, dann der Lagerkapo und der Lagerälteste, schliesslich SS-Leute mit einem Rapportführer an der Spitze. Die SS kam in ihren mit Lammfell gefütterten Mänteln und feinen Stiefeln, wie wir sie nicht einmal im Winterland Norwegen gesehen hatten. Stimmt etwas beim Zählen nicht, und liess sich die Differenz nicht aufklären, wurde sogar der Lagerführer Schottel geholt. Danach war die Gestapo dran, oder wie sie im Lager hiess, die politische Abteilung.

Bei 10 bis 15 Grad Kälte standen wir da und froren entsetzlich. Wir sehnten uns nach der Baracke, wo wir wenigstens vor den Winterstürmen Schutz fanden. Manchmal standen wir die ganze Nacht auf dem Appellplatz und kamen nur in die Baracke, um uns schnell zu waschen und etwas zu essen, ehe die Arbeitskommandos wieder ausrückten. Während wir auf dem Appellplatz warteten, brachen immer mehr Häftlinge vor Erschöpfung zusammen. Wen kümmerte es, wenn nur die Rechnung schliesslich aufging.

Als wir endlich in der Baracke waren, wurden wir sofort zum Waschen getrieben oder mussten im Schnee baden, falls die Wasserlei-

tung immer noch zugefroren war. Erst dann gab es die Suppe, die uns wenigstens wärmte, auch wenn sie uns kaum ernährte.

Überhaupt die Suppe. Den ganzen Tag waren wir gespannt, was für eine Suppe es abends geben würde. Fanden wir eine Kartoffel darin, konnten wir von Glück reden. Hauptsache, sie war heiss, am liebsten so heiss, dass wir sie gerade noch essen konnten, ohne uns den Mund zu verbrennen.

Um 10 Uhr ertönte das Ruhesignal. Wir konnten in die Betten kriechen. Doch während der Nacht konnte noch vieles geschehen. Einmal fand man bei einem Häftling einen Fünfdollarschein. Man fesselte ihm die Arme auf dem Rücken und hängte ihn an den Dachbalken in der Baracke. Dann wurde er mit dem Ochsenziemer ausgepeitscht. Als der arme Teufel nicht mehr schrie, wurden alle Fenster aufgerissen, so dass der Schnee hereinwirbelte. Ohne zu überlegen, machte ein Häftling ein Fenster zu. In dem Augenblick war der Teufel los. Der Häftling wurde zum Krüppel geschlagen, und wir anderen wurden zum Fenster hinaus barfuss durch den Schnee gejagt, mussten zur Tür wieder hinein, und dann begann das Ganze von vorn. Diese Nacht waren wir nicht lange in den Betten.

Wenn wir an einem gewöhnlichen Tag das Glück hatten, schon um 10 Uhr im Bett zu sein, durften wir nicht mehr hinaus. Wir zogen uns aus und legten die Kleider mit deutscher Gründlichkeit zusammen. Wenn es dann im Raum still wurde, holten wir die Kleider ins Bett und legten uns drauf. Wer Schuhe besass, band sich die Schnürsenkel um den Hals, damit die Schuhe nachts nicht geklaut werden konnten. Wir hatten da schon bittere Erfahrungen gemacht. Es kam vor, dass jemand am Morgen erwachte, ohne die Schuhe, sogar ohne ein einziges Kleidungsstück wiederzufinden.

An einem Morgen im Januar, es war gegen 6 Uhr früh, waren wir wie gewöhnlich unterwegs zur Arbeit, angetrieben von einem widerlichen Vorarbeiter, einem Zigeuner namens Winterstein. Der Wind heulte von den Karpaten, es war eisig kalt, und schon nach dem ersten Windstoss war unsere Häftlingstracht inwendig wie Eis. Vor dem Abmarsch hatte es den üblichen langen Appell gegeben. Kälte und Unterernährung trugen dazu bei, dass viele Häftlinge sich nur mühsam auf den Beinen hielten. Viele brachen zusammen.

An diesem Tag rückten ungefähr 10'000 Mann aus. Jedes Arbeits-

kommando wurde von SS-Leuten begleitet. Sie gingen zu zweit neben den Häftlingskolonnen her. Wir konnten die SS-Mützen, immer zwei und zwei, neben der endlosen Schlange von gestreiften Gestalten sehen, die zu einer Arbeit unterwegs waren, für die sie nicht genügend Kräfte hatten.

Wir waren erst ein paar hundert Meter vom Lager weg, als Herman Mesner, ein Norweger, aus der Kolonne ausbrach und auf das hartgefrorene Moor hinauslief.

«Schießt», rief er und hob die Arme hoch, «schießt, schießt doch!» Im nächsten Augenblick folgte ihm noch ein Häftling. Beide wussten, dass dies ihr Ende war. Doch sie konnten nicht mehr, für sie war der Tod die grosse Befreiung.

Wir waren wie gelähmt vor Entsetzen; für die SS-Leute war es ein empörender Verstoss gegen alle Regeln. Zunächst unterdrückten sie ihren Ärger und schossen in die Luft, um die beiden Flüchtigen zur Vernunft zu bringen. Doch die Schüsse hatten gerade die gegenteilige Wirkung. Ein Häftling nach dem anderen scherte aus, hob die Arme gegen den Himmel und lief.

«Schießt, schießt doch! «riefen sie alle. Der Tod schien plötzlich zum einzigen Ausweg geworden.

Da brüllten die SS-Leute hinter uns: «Alle hinlegen!»

Wir warfen uns nieder, Schüsse fielen, und einige Minuten später herrschte Totenstille. Nur der Wind heulte über die festgefrorene Moorlandschaft.

Während wir noch auf der Erde lagen, erhielten die SS-Leute ihre Befehle: Sollte noch ein einziger Mann zu fliehen versuchen, würde man alle Häftlinge, Glied für Glied, am Wegrand aufstellen und erschiessen. Ehe wir weitermarschierten, gingen SS-Leute auf das Moor hinaus und töteten die sterbenden Flüchtlinge durch Genickschuss oder durch Schläge mit dem Gewehrkolben.

Anfang Januar wurden Martin, Frank und ich von Block 8 nach Block 3 verlegt. Block 3 sollte angeblich ein besserer Block sein. Vielleicht erfolgte diese Übersiedlung, weil wir bei der Ankunft im Lager Musiken als Beruf angegeben hatten. Elias, der dies nicht getan hatte, musste im Block 8 bleiben. Ich sah ihn nur noch einige Male, das letzte Mal Anfang Februar. Ich befand mich damals bereits im Block 3, der keineswegs besser als der andere war. Nur in einem war er anders:

es gab dort Läuse, mit das schlimmste, was einem zustossen konnte, nach dem Motto: ‚Eine Laus – dein Tod!‘

Ich hatte im Block unter anderem die Stiefel der beiden Vorarbeiter, zweier Zigeuner, zu putzen. Der eine von ihnen wurde Zigan genannt, der zweite war Winterstein, ein äusserst unberechenbarer Mensch. An einem dieser Tage brachte mir ein Häftling eine Portion Suppe von Zigan, als Dank für das Stiefelputzen. Wir waren beim Kartoffelschälen, Elias, Martin und Frank sassen um mich herum. Ich war ausgehungert und hatte schon seit einiger Zeit Fieberphantasien vor Hunger. Deshalb stürzte ich mich begierig auf die Suppe. Bisher pflegte ich jeden Bissen mit meinen Brüdern zu teilen, diesmal dachte ich nur an die Suppe und an mich selbst. Da blickte Elias mich verwundert an. Ich erinnere mich an seine braunen Augen und an seine Gesichtszüge, die früher immer vor Freude strahlten.

«Nun, Herman, willst du alles allein essen?» fragte er.

Da hielt ich ein in meiner Gier und sah mich selbst als wildes Tier, das nur an sich selbst denkt. Ich schob die Schüssel den anderen zu und liess sie den Rest der Suppe unter sich teilen. Doch die Frage, die Elias mir stellte und die unbeantwortet blieb, sollte ich nie mehr vergessen. Jedes Mal, wenn ich seine Augen sehe, taucht sie wieder auf. Soweit ich mich erinnern kann, war dies auch das letzte Mal, dass ich ihn sah. Er war im Block 8 geblieben, und ich selbst bekam die Dysenterie, nachdem ich eine Portion verfaulten Kartoffeln verschlungen hatte, die ich als Lohn für das Stiefelputzen erhielt.

Einen Monat später, an einem Tag im März, verschwand auch Martin. Ich weiss nicht, was mit ihm geschah, da ich im Revier lag und ausserstande war, irgendetwas aufzufassen. Es begann eines Tages während der Arbeit. Mir wurde plötzlich übel, ich hatte heftige Schmerzen in der Brust, und als ich mich im Schnee erbrach, kam auch Blut hoch. Aus eigener Erfahrung und auf Grund der vielen Ratschläge, die man mir gegeben hatte, wusste ich sehr wohl, dass ein Häftling nie sagen durfte, er sei krank. Ich arbeitete daher weiter, so lange ich konnte, doch schliesslich wurde es zuviel für mich. Martin war noch am Leben, er und Frank stützten mich, so dass ich mich noch auf den Beinen halten konnte. Nur widerstrebend ging ich in den Krankenbau. Dort wurde festgestellt, dass ich 40,8 Fieber hatte. Diesen Bescheid bekam ich noch mit, dann aber war es für Tage und Wochen vorbei. Nur an einzelne Augenblicke kann ich mich noch erinnern,

weil ich heftige Schmerzen in der Brust hatte. Es war eine doppelseitige Lungenentzündung.

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich keinen Bissen hinunterwürgen. Das trockene Brot versteckte ich im Bett. Ich hatte nur Durst und hustete. Wie lange ich dalag und fieberte, weiss ich nicht. Einmal jedoch, als ich erwachte, war ich bei klarem Bewusstsein. Ich sah eine hohe, rotbraune Kaffeekanne auf einem Spind stehen. Irgendwie gelang es mir aufzustehen. Ich holte die Kanne herunter und trank. Dann taumelte ich ins Bett zurück und döste weiter.

Ich erwachte wieder, weil einer im Bett neben mir «Herman, Herman! «rief. Es war mein Vetter Herman Lahn aus Norwegen. Wiederholt fragte er mich, wie es mir ginge, doch ich war zu schwach, um etwas zu sagen. Ich nickte nur, drehte mich um und blickte in zwei starre Augen und in einen offenen Mund. Ein toter Mensch lag im Bett nebenan, und keiner hatte sich die Mühe gemacht, ihn wegzuschaffen. Geraume Zeit litt ich noch an Atemnot und fieberte; dennoch erinnere ich mich, dass unablässig neue Kranke kamen. Unglaublich viele Häftlinge im Lager waren krank. Abgesehen von Körperschäden, hervorgerufen durch Misshandlungen, gab es hauptsächlich zwei Arten von Krankheiten: die eine durch Ansteckung, die andere durch Unterernährung verursacht. Am häufigsten waren Hals- und Darmkrankheiten, Paratyphus, gewöhnlicher Typhus, Phlegmone und Tuberkulose. Sogar eine leichte Grippe konnte lebensgefährlich werden, weil es keine Heilmittel gab und weil die Erkrankten keine Widerstandskraft hatten.

Nach und nach stumpften Geist und Sinne derart ab, dass wir uns nicht einmal mehr vor dem Tod fürchteten. Mit kühler Berechnung meldeten wir es nicht gleich, wenn ein Mithäftling gestorben war. Wir liessen ihn liegen, um vielleicht noch für eine kurze Zeit seine Verpflegung zu ergattern.

Zu dieser Zeit war mein guter Freund aus Norwegen, Samuel Steinmann, Pfleger im Revier. Er tat, was er konnte, um mir zu helfen. Auch ein anderer Pfleger namens Lutz Hess, ein deutscher Jude, war mir sehr behilflich. Lutz war ein grossartiger Mensch, der durch sein Beispiel unseren Glauben, dass der Mensch noch etwas mehr als nur ein biologisches Wesen sei, bewahrte und stärkte. Er schlief fast nie. Tag und Nacht war er unterwegs. Er hinkte mit einem Fuss, trotzdem ging

er von einem Krankenbett zum anderen, lächelte, tröstete und half uns in unserer Not. Für mich hatte er, weiss Gott woher, Tabletten besorgt. Vielleicht hatte er sie im SS-Depot gestohlen. Es war ein Sulfoamid-Medikament, und er brachte mir sogar ein heisses Getränk, das an Kaffee erinnerte. Eines Morgens erwachte ich und war bei klarem Bewusstsein. Ich war todmüde, aber ich war über den Berg, vorausgesetzt, dass ich noch eine Zeitlang im Krankenbau bleiben durfte, um wieder ein wenig zu Kräften zu kommen. Nur ein merkwürdiges Gefühl in den Beinen hatte ich noch.

Eines Tages kam die SS, liess alle Leute im Gang antreten und überprüfte ihren Gesundheitszustand. Wieder einmal wurde entschieden, wer weiterleben durfte oder wer in der Gaskammer enden würde. Obwohl ich das Gefühl hatte, jeden Augenblick umzufallen, raffte ich mich zu einer einigermaßen strammen Haltung auf. Nach längerem Warten und einer flüchtigen Untersuchung durfte ich ins Bett zurück, wurde jedoch gleich wieder in die «Chirurgische Abteilung» gerufen, einem kleinen Raum, der in der Mitte durch eine Schranke geteilt war. Auf der einen Seite der Schranke standen die Patienten, auf der anderen die Ärzte. Auf einem langen Tisch lagen verschiedene chirurgische Instrumente, wie kleine und grosse Scheren, Sonden, Lanzetten, Zangen, dazu viele Rollen Klosettpapier und Behälter mit einer Salbe, die wie Schmierseife aussah.

Ein Pfleger rief meinen Namen auf und sagte: «Der Mann hat Frostbeulen an den Zehen. Alle Zehennägel müssen weg!» Das hatte der SS-Arzt befohlen.

Und dann gingen sie ans Werk. Ohne irgendwelche Betäubung wurde Nagel für Nagel einfach herausgezogen. Noch heute begreife ich nicht, wie ich diese Prozedur überstehen konnte, bei jedem Zehennagel wurde mir schwarz vor Augen. Doch ich überstand die Tortur und kam zurück in den Krankenbau mit blutigen Zehen, die mit Salbe eingeschmiert und in Klosettpapier gewickelt waren. Zweifellos gehörte diese Behandlung zu den mehr oder weniger geplanten Foltermethoden, die darauf abzielten, uns den Mut zum Leben zu nehmen. Ich biss die Zähne zusammen, ich wollte überleben. Eines Tages werden sich diese Unmenschen verantworten müssen. Eines Tages werde ich heimkehren, um, wie Felix mir eingeschärft hatte, der Welt zu berichten, wie Rohheit und Hass beispiellose Triumphe feiern durften.

Ein paar Tage blieb ich noch im Bett und kam erstaunlicherweise wieder etwas zu Kräften, trotz der dünnen Suppe, die so viele Namen hatte. Einige nannten sie Spinatsuppe, andere Kartoffel- oder Kohlsuppe, doch gleichgültig, welchen Namen man ihr gab, sie wurde deshalb nicht dicker. Dazu bekamen wir unsere tägliche Brotration von 200 bis 300 Gramm. Ich hätte nie geglaubt, dass ein Mensch von solcher Versorgung leben kann. Doch wir lebten davon, und wir leisteten dazu noch harte Zwangsarbeit unter schrecklichen Bedingungen.

Als ich wieder auf den Beinen stehen konnte, wurde ich neuerlich zur Untersuchung geholt, vor allem um festzustellen, ob ich noch arbeitsfähig war. Unterwegs musste ich einen kleinen Raum gleich neben der Chirurgischen Abteilung durchqueren. Zu meinem Erstaunen hing dort ein kleiner Spiegel an der Wand. Als ich hineinsah, verwandelte sich mein Erstaunen in Entsetzen. Das Gesicht, das mir entgegenglickte, war nicht das, das ich kannte, er hatte nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit mir.

Ich riss mich wieder zusammen, man durfte nicht kraftlos erscheinen. Wer nur noch Sehnen und Knochen zur Schau stellte, galt nicht mehr als arbeitsfähig; die Deutschen hatten keine Verwendung mehr für ihn. Er musste bei der Untersuchung nach links heraustreten, auf die wartenden Wagen steigen, die dann den Unseligen nach Birkenau in die Gaskammern brachten. Wer über 40 Kilo wog und noch Muskeln hatte, ging nach rechts, zurück zur Arbeit.

Während ich wartete, hörte ich draussen, unter dem halboffenen Fenster, jemanden norwegisch sprechen. Ich beugte mich etwas heraus und fragte leise und vorsichtig: «Seid ihr Norweger?» Sie sahen gut und gesund aus, sie mussten Neuankömmlinge sein.

«Ja, wir sind eben über Berlin mit einem Transport aus Norwegen gekommen. Wer bist du? Kennen wir dich vielleicht?»

«Ich heisse Herman und bin Norweger.»

«Wohl nicht Herman Sachnowitz?»

«Doch.»

«Gibt es noch andere Bekannte in diesem Lager?»

«Ja. Einige sind noch am Leben, doch drei meiner Brüder leben nicht mehr. Ein norwegischer Jude, Samuel Steinmann, arbeitet als Pfleger hier im Revier. Sonst gibt es nicht mehr viele von meinem Transport. Aber wir werden noch später miteinander reden.»

Wieder Schweigen, dann hörte ich es: «Du, Herman, deine Schwestern Rita und Frida sind mit unserem Transport mitgekommen.» Ich weiss nicht, ob noch mehr gesagt wurde. Ich machte das Fenster zu. Der letzte Schimmer einer Hoffnung auf dieser Welt war erloschen.

Ich verliess den Krankenbau am 28. März vormittags, während alle arbeitsfähigen Häftlinge mit ihren Kommandos bei der Arbeit waren. Als ich vor die Tür trat, stand an der Haupttreppe eine einsame, kleine Gestalt und fröstelte. Irgendwie war mir dieser Mann bekannt und dennoch fremd. Die Kleider passten ihm nicht, sie waren ihm viel zu gross. Meine Kleider passten mir übrigens auch nicht. Im Lager wurde einem nur eine Garnitur Kleidung ausgehändigt, man musste dann versuchen, passende Kleidungsstücke nach und nach zu organisieren. Meine Brüder waren alle ebenso gross wie ich gewesen, 170 cm, und wir hätten Kleidungsstücke untereinander austauschen können. Doch auch ihnen waren die Hosen zu kurz und die Jacken zu eng. Die Mützen wiederum waren zu gross und gaben dem Träger ein lächerliches Aussehen. Im Revier hatte man mir die Kleider abgenommen. Ich bekam neue, die mir auch nicht passten. Ich musste also neuerdings mit dem Organisieren beginnen.

Ich betrachtete die Gestalt an der Treppe etwas näher und spürte einen Schmerz in der Brust, der mit der Lungenentzündung nichts zu tun hatte. Frank stand da, mein eigener, teurer Bruder, der jüngste und einzige von uns, der ausser mir noch am Leben war. Er hatte es schwer gehabt, während ich krank war, weil sein älterer Bruder ihm nicht helfen konnte. Ich fühlte mich schuldig, hatte versagt; denn alles wäre anders gelaufen, wäre ich nicht ins Revier gegangen.

Von Rührung übermannt, fielen wir uns um den Hals. Es schien, als würden wir aus der Umarmung nicht mehr loskommen, als ginge es um das Leben, an das wir uns mit allen Kräften klammerten.

Ich trat einen Schritt zurück, um ihn näher betrachten zu können. Gott der Gerechte! Ein Skelett, von gelber, runzeliger Haut bedeckt! Nase und Ohren schienen grösser als je zuvor zu sein, und seine schönen braunen Augen, die immer Lebensfreude ausgestrahlt hatten, waren nun matt und ausdruckslos.

Frank las in meiner Seele wie in einem aufgeschlagenen Buch. Weinend erzählte er mir, er hätte Dysenterie gehabt, tagelang habe man ihm keinen Bissen, sondern nur Kohletabletten gegeben, und nun sei er so schwach, dass er sich kaum auf den Beinen halten könnte. Auch

er war im Revier gewesen, konnte jedoch nicht zu mir kommen, wahrscheinlich hielt man Dysenterie für ansteckend.

Man hatte uns beiden befohlen, nicht gleich zu unserem früheren Block zurückzukehren, sondern uns im Schonungsblock zu melden, wo wir einen Tag bleiben durften, um uns von der Krankheit zu erholen. Der Schonungsblock war ein gewöhnlicher Block und lag gleich neben dem Revier. Als wir ankamen, war er leer. Ausser uns war nur noch einer in der Baracke, ein grosser und gutmütiger Tscheche, der eine schwere Verletzung am Fuss hatte. Seine Überlebenschancen waren gering. Aber er dachte über uns wohl nicht anders. Hier war das Leben erträglich. In den Schonungsblock zu kommen, war eine grosse Vergünstigung.

Blockältester im Schonungsblock war Heinz, ein ehemaliger Zucht-häusler mit schiefem Hals und einem grünen Winkel auf der Brust. Ihm unterstellt war der Stubendienst Kurt, ein Jude, den ich schon im Prominentenblock gesehen hatte. Er war ein liebenswürdiger Mensch, der trotz seiner exponierten Funktion seine Menschlichkeit bewahrt hatte. Für uns tat er mehr, als wir erwarten konnten, und wir waren auch auf seine Hilfe angewiesen. Beide wogen wir nur einige Gramm über 40 Kilo, Frank hatte seine Krankheit noch keineswegs überstanden. Er und ich mussten oft auf die Latrine, für beide war das ein schwerer Gang. Die Zehen waren voller Eiter und bluteten, sobald ich in die Holzschuhe schlüpfte. Um Franks ausgemergelten Körper flatterten die Kleider wie leere Säcke im Wind.

Unsere Lage war nicht rosig, doch Kurt war da, stets lächelnd und stets bereit, uns zu helfen. Er besorgte uns sogar eine zusätzliche Portion Suppe. Wir sollten nur darauf achten, sagte er, dass unser Bett peinlich sauber sei. Ansonsten brauchten wir uns keine Sorgen zu machen. Sicher glaubte er, dass wir es nicht mehr lange machen würden.

Der Aufenthalt im Schonungsblock war so reich an Erlebnissen, dass ich mich an jede Minute dort erinnere. Auch heute scheint mir dieser Tag ein Märchen gewesen zu sein. Zunächst tauchte ganz unerwartet Felix Pavlowsky auf. Ich erkannte ihn sofort wieder an seiner etwas gebeugten Haltung und seinem eigenartigen Lächeln. Er fragte nach dem ‚Norweger‘, und als ich mich meldete, sagte er, er hätte mich gesucht. Ich solle mit ihm zur Bekleidungskammer kommen, er hätte eine Überraschung für mich. Eigentlich hätte er das schon

längst geplant, als Dank für unser Singen, doch er hätte gehört, dass ich im Revier gewesen sei. Ich erwähnte, dass auch Frank krank gewesen war. «Nimm ihn mit», sagte Felix.

Als wir in die Bekleidungskammer kamen, erhielten wir dort eine neue Uniform, Schuhe, Strümpfe und sogar eine Unterhose! Und die Kleider passten! Es war kaum zu glauben. Ein Wunder war geschehen – Felix konnte auch Unmögliches möglich machen. Er war ein Mann von seltenem Format, der tat und auch tun konnte, was ihm gerade einfiel. Er fürchtete keinen. Alle hatten Respekt vor ihm, nicht nur weil er Küchenchef war und anderen gute Dienste leisten konnte, sondern auch weil sein ganzes Wesen Ruhe und Mitgefühl ausstrahlte, wie ich es bei keinem anderen Menschen gefunden habe. Ein unsichtbares Magnetfeld umgab ihn, und alle, denen er begegnete, zollten ihm Achtung.

Jedenfalls verschaffte uns diese Bekanntschaft eine Zeitlang Vorteile, die nur wenige Häftlinge genossen haben.

Viele wunderten sich, dass Felix sich in unserer Begleitung sehen liess, und fragten sich, ob er uns schon von früher her kannte oder ob wir vielleicht miteinander verwandt wären. Der Abglanz seiner Berühmtheit fiel gewissermassen auch auf uns und verbesserte unsere Lage, ohne dass wir uns zunächst darüber im Klaren waren. Später bemerkten wir jedoch, dass man uns dieser Bekanntschaft wegen nicht nur respektierte, sondern auch gehörig beneidete.

Nach dieser Wiederbegegnung mit Felix erhielt der Pfleger Nathan, der im Revier das Essen verteilte, oft eine zusätzliche Brotportion, die wir dann heimlich abholen durften. Diese kleine Brotration hatte einen Wert, den man weder in Geld noch Gold schätzen kann. Für uns bedeutete sie ebenso viel wie für einen, der in der Wüste nach einem Schluck Wasser lechzt und plötzlich eine Quelle findet.

Felix wusste, dass meine Familie, wie viele europäische jüdische Familien, schon fast ausgerottet war. Für einen Mann mit seiner Intelligenz und seinem Idealismus war das ein unerträglicher Gedanke. Jedesmal wenn wir uns trafen, schärfte er mir ein, dass ich durchhalten müsste.

Am gleichen Tag ereignete sich noch etwas Märchenhaftes. Der tschechische Häftling und Frank säuberten den Block, während ich auf wunden Füßen durch den Schlafsaal schlurfte. In einer Ecke hörte ich auf einmal ein seltsames Ticken. Noch ganz benommen

nach der Krankheit und kraftlos vor Angst und Hunger, dachte ich, dass irgendjemand eine Höllenmaschine in der Baracke angebracht hätte. Eine Zeitbombe! Ich ging zu Frank und erzählte ihm von dem seltsamen Ticken. Er liess sich nichts anmerken, schlich sich davon und horchte. Auch er war davon überzeugt, dass wir es mit einer Zeitbombe zu tun hatten. Das war natürlich reiner Irrsinn, aber alles war in diesem Land der Nacht und des Nebels irrsinnig. Nichts war normal. Wer konnte eine Zeitbombe in den Block geschmuggelt haben? Warum? Und was sollten wir nun tun?

Glücklicherweise war der Blockälteste Heinz nicht da. Wir fragten daher den Stubendienst Kurt, ob wir auf die Latrine gehen dürften. Er hatte nichts dagegen. Wir blieben dort sehr lange, doch schliesslich mussten wir zurück. Nichts war inzwischen geschehen, es tickte noch immer. Während wir auf das geheimnisvolle Ticken lauschten, sagte Frank: «Ich will mal nachsehen.»

«Tue das nicht», erwiderte ich, «es hat keinen Sinn, hier etwas zu riskieren.»

«Ich tue es trotzdem», sagte Frank. «Es muss etwas anderes sein, als wir glauben.» Dann griff er unter den Strohsack des unteren Bettes und zog vorsichtig ein langes und schweres Ding heraus, das er schnell unter der gestreiften Jacke versteckte.

Ohne um Erlaubnis zu bitten, schlichen wir uns noch einmal auf die Latrine. Frank ging voraus, und ich schleppte mich auf den wunden Füssen nach. Auf der Latrine untersuchten wir das Ding näher. Es war ein langer Damenstrumpf aus Leinen, der einen wirklich märchenhaften Schatz enthielt! Glänzendes Gold und Edelsteine, Uhren, die tickten, goldene Uhren, Ringe und anderen Schmuck, Diamanten und Rubine, sogar Reichsmark in grossen Mengen! Wir rieben uns die Augen, um besser sehen zu können. Unglaublich. Hier standen wir mitten im KZ und waren Millionäre!

Frank, vor Schreck ins Stottern geraten, flüsterte leise vor sich hin: «Es reicht, um uns frei zu kaufen! Vielleicht – vielleicht können wir von hier wegkommen!»

Ein absurder Gedanke! Ein Trugbild. Wir sahen uns schon in der Freiheit, in einem anderen Land, an einem Ort, wo Menschen wirklich Menschen sind, so wie wir selbst einst waren. Ein Wunder war geschehen! Mit einem solchen Schatz konnte man die Sterne vom Himmel holen.

Doch die Zeit drängte. Wir hängten den Strumpf an einen Nagel unter einem Abortdeckel, wo man ihn nur entdecken konnte, wenn man den Kopf ins Loch steckte. Erst abends, bei einbrechender Dunkelheit, wollten wir ihn wieder hervorholen.

Der Rest des Tages verging damit, dass wir, wenn niemand in der Nähe war, über das Geschehene sprachen. Wir wussten natürlich, wie gefährlich dieser Fund für uns werden konnte. Doch er konnte auch unser Leben retten, uns vielleicht sogar die Freiheit wiedergeben. Wir waren so zuversichtlich, dass wir in der Tat an diese Möglichkeit glaubten. Eine kurze Zeit nur.

Wir versuchten das Leinenstrumpfräsel zu lösen. Es schien uns so gut wie sicher, dass diese Wertsachen den Häftlingen verschiedener Transporte bei ihrer Ankunft in Auschwitz abgenommen worden waren. Aber wie kam der Schatz unter das Bett? Natürlich wurden hier und da von den SS-Leuten Einzelstücke gestohlen, mal eine goldene Uhr, dann wieder ein Stück Schmuck. Aber doch nicht in solchen Mengen, wie sie unser Leinenstrumpf enthielt!

Noch war das Bett, in dem wir den Leinenstrumpf gefunden hatten, nicht belegt. Neue Häftlinge waren angesagt, sie konnten jedoch jeden Augenblick eintreffen. Ob einer von ihnen wohl etwas mit dieser seltsamen Angelegenheit zu tun hatte?

Im Dunkeln schlichen Frank und ich uns wieder hinaus. Die Neuankömmlinge waren inzwischen in der Baracke eingewiesen worden. Sie kamen aus Berlin, grosse, starke und gutgenährte Männer, die nicht lange unterwegs gewesen waren. Wir schlichen wieder auf die Latrine, vorsichtig und die Nerven aufs Äusserste angespannt. Zu zweit liess sich leichter etwas Unerlaubtes unternehmen, und diesmal stand unser Leben auf dem Spiel.

Auf der Latrine steckte ich den Arm unter den letzten Sitz und holte den Strumpf hoch. Ich fürchtete, meine Kräfte würden nicht ausreichen, um ihn festzuhalten. Wenn ich ihn fallen liess, würde er unwiederbringlich in der Tiefe verschwinden. Da uns unser Versteck nicht sicher genug schien, wollten wir unseren Schatz unter einer Holzterrasse hinter der Latrine vergraben. Sollten wir ihn einmal benötigen, konnten wir ihn leicht wieder hervorholen. Den Gedanken, uns damit freizukaufen, hatten wir bereits aufgegeben. Dagegen hatten wir einen Blech-Löffel zum Graben organisiert.

Ich liess den Leinenstrumpf in ein Hosenbein gleiten, steckte die

Hand in die Hosentasche und hielt den Strumpf am oberen Ende fest. Der Strumpf war ebenso lang wie das Hosenbein; damit er unten nicht hervorguckte, musste ich ihn etwas hochziehen. Wir öffneten die Latrinentür und machten die ersten vorsichtigen Schritte. Da brüllte mir einer mit rauher Stimme «Achtung!» ins Ohr.

Ich drehte mich um und blickte dem Lagerältesten Jupp Windeck in die Augen. Er stand wie der Teufel in höchst eigener Person vor mir. Mit seiner linken Hand hielt er einen Dobermann an der Leine, von seiner rechten liess er den Knüppel baumeln.

Wie konnte ich es wagen, mit der Hand in der Hosentasche an ihm vorbeizugehen? Wusste ich nicht, dass dies streng verboten war? Wusste ich nicht, dass ich vor ihm strammzustehen hatte?

Da erinnerte ich mich an die Ratschläge, die mir mein Vater gegeben hatte, und eine leise, ganz schwache Stimme in mir sagte: «Nichts tun! Nicht antworten! Keinen Finger rühren! Lass den Strumpf nicht los! Lässt du ihn los, bist du erledigt!»

Schläge trafen mich am Kopf, Nacken und in den Bauch. Ich taumelte wie betrunken hin und her und hielt den Strumpf krampfhaft fest. «Lass den Strumpf nicht los, lässt du ihn fallen, ist das dein Tod», flüsterte die Stimme in mir. Ich stürzte mehrmals hin, und als ich wieder auf die Beine kam, stand Jupps Dobermann knurrend bereit, mir an die Kehle zu springen. Schliesslich konnte ich nicht mehr aufstehen und blieb betäubt am Boden liegen.

Als ich wieder zu mir kam, stand Frank da, beugte sich zu mir herab und flüsterte mir immer wieder meinen Namen ins Ohr. Es dauerte eine Weile, ehe ich wieder bei klarem Bewusstsein war. Dann merkte ich an meiner schmerzenden rechten Hand, dass ich noch immer den Leinenstrumpf krampfhaft festhielt. Triumphierend flüsterte ich: «Frank, er hat vergessen zu fragen, *warum* ich die Hand in der Hosentasche hielt.»

Trotz meines Zustandes nach der Begegnung mit Jupp konnte ich Frank helfen, den Schatz unter der Hintertreppe zu vergraben. Wir stampften die Erde fest und verwischten alle Spuren. Hier lag nun unser Schatz hoffentlich in Sicherheit.

Dann gingen wir in den Waschraum. Frank wusch mir das Blut von Kopf und Gesicht. Er hatte sich, während Jupp in seiner blinden Wut auf mich einschlug, unbemerkt davongemacht. Er lief zurück in die Baracke, denn dort war er sicher. Alle hatten dort die gleiche ge-

streifte Kluft, und keiner würde einen Mithäftling verraten. Wohl geschah dies ab und zu im geheimen, doch ein Denunziant wurde fast immer entlarvt und meistens umgebracht.

In dieser Nacht weckte uns entsetzlicher Lärm aus dem Vorraum, wo der Blockälteste Heinz untergebracht war. Ein SS-Offizier schrie so, dass die Wände im Block zitterten. Frank und ich wussten gleich, was los war. Es handelte sich um den verschwundenen Leinenstrumpf. Nun konnten wir uns folgenden Zusammenhang vorstellen: Der SS-Offizier hatte die Wertsachen gestohlen und Heinz veranlasst, sie in einem Bett zu verstecken, nach Absprache mit dem Häftling, der in diesem Bett lag. Das kostete nicht viel. Es genügte, diesem Häftling etwas zusätzliche Verpflegung oder ein wenig Kautabak zu versprechen. Später konnte der Offizier die Kostbarkeiten bei den Zivilarbeitern gegen Schnaps und andere Dinge eintauschen.

«Da sind wir dran schuld», flüsterte mir Frank ins Ohr, und ich konnte ihn im Dunkeln lächeln sehen. «Ist es nicht herrlich!» Er war ausser sich vor Freude. So dachte man schon nach kurzem Aufenthalt im KZ. Ich hatte dasselbe Gefühl – wahre Schadenfreude. Draussen im Vorraum gingen unsere Feinde und Plagegeister aufeinander los. Vielleicht schlugen sie sich sogar die Köpfe ein. Für mich war es gewissermassen eine Genugtuung, denn es waren erst ein paar Stunden vergangen, seit Jupp mich vor der Latrine verprügelt hatte.

Nach einigen Minuten herrschte wieder Stille im Vorraum. Heinz und der SS-Mann kamen in den Schlafrum. «Achtung!» wurde kommandiert, und alle Häftlinge, wir zählten nun zwischen 150 und 200 Mann, mussten in Reih und Glied antreten. Jedes Bett, jeder einzelne Strohsack wurde sorgfältig untersucht. Dann mussten wir uns nackt ausziehen, die Kleider wurden umgekehrt, doch ohne Ergebnis, die Wertsachen blieben spurlos verschwunden. Mitten im Schlafsaal, zwischen den vielen Häftlingen, die von dem, was hier vorging, keine Ahnung hatten, standen triumphierend Frank und ich und klammerten uns an phantastische Hoffnungen und Träume. Wir wussten, dass viele käuflich waren, wenn nur genug geboten wurde. Mit diesem Schatz wollten wir uns mehr Verpflegung verschaffen, Kartoffeln, zusätzliche Brotrationen, vielleicht sogar etwas Kautabak. Der Himmel würde sich öffnen, sobald wir mit unserem Arbeitskommando wieder in die Buna-Werke kämen, denn dort wurde insgeheim mit allerlei Dingen ein reger Tauschhandel getrieben. So

naiv bauten wir unsere Luftschlösser. Unser Urteilsvermögen war dermassen geschwächt, dass wir glaubten, die Welt läge uns nun zu Füssen, und wir brauchten nur die Hände nach allen guten Dingen auszustrecken.

Am nächsten Abend, wir waren wieder in unserem früheren Block, gingen wir zum Block 3, der gleich neben dem Prominentenblock lag. Hier wohnten Blockälteste, Kapos und andere Häftlinge mit wichtigen Funktionen. Wir hatten dort einen Bekannten, einen Stubendienst, dem wir vertrauten. Er hiess Willy und hatte schon etliche Jahre im Lager hinter sich. Wir hatten ihn im Block 8 kennengelernt. Er trug den rotgelben Davidstern auf der linken Brustseite, und wir waren sicher, dass er uns nicht denunzieren würde.

Es fiel uns nicht leicht, den Weg zum anderen Block zurückzulegen. Weder Frank noch ich hatten die Krankheit schon überstanden, und unsere Mägen knurrten vor Hunger. Wir wussten, dass wir nun etwas wagen oder an Unterernährung zugrundegehen müssten.

Wir waren mit Willy ganz allein. «Hier hast du eine goldene Uhr – und hier noch etwas. Nimm es nur! «Ich füllte seine Hand mit Geld. «Wir wollen etwas zu essen haben!»

Mit zitternden Händen versteckte Willy Geld und Uhr unter seiner Jacke, ging hinaus und blieb ziemlich lange weg. Als er wiederkam, gab er uns eine Blechschüssel mit zwölf oder dreizehn Kartoffeln, die nicht geschält waren. Wir waren darüber sehr froh, denn auch Kartoffelschalen sättigten. Überdies sollte sich ja der grösste Teil der Vitamine unter den Schalen befinden. Diese Schüssel mit Kartoffeln war alles, was Willy herbeischaffen konnte. Wir waren schwer enttäuscht, denn ein höherer Preis für eine solche Portion Kartoffeln wurde wohl noch nie bezahlt. Man lernte daraus, welchen geringen Wert Geld in Zeiten der Not haben kann. Schliesslich kann man Gold und Edelsteine nicht essen. Geld ist ein Tauschmittel, das hatten wir schon in der Schule gelernt. Wenn es aber kein Tauschobjekt gibt, was dann? Willy sah ein, dass wir mit dem Handel nicht zufrieden sein konnten. Er bat uns, ein anderes Mal wiederzukommen. Unsere Hoffnung wurde also nicht gänzlich zu Wasser.

Willy war nicht unsere einzige Quelle. Wir hatten noch andere Verbindungen und wagten sogar, mit einem deutschen Kapo einen Tauschhandel abzuschliessen. Er bekam eine Armbanduhr, wofür wir

nichts verlangten. Doch als Gegenleistung wurden wir einem Arbeitskommando zugeteilt, das in einem Dorf mit dem Abbruch von leerstehenden Häusern beschäftigt war. Wir wurden nicht wie üblich angetrieben, der Kapo hatte wohl einen bestimmten Verdacht, dass wir noch mehr von diesen Dingen bringen konnten. Er war Berufsverbrecher, doch als Deutscher hatte er Beziehungen, die kein Jude hatte. Zwar konnte er uns auch etwas mehr Verpflegung beschaffen, aber selbst während dieser Zeit haben wir uns niemals sattgegessen. Es kam nie vor, dass wir die Wertsachen länger als einige unbedingt erforderliche Minuten mit uns trugen. Hätte man bei uns eine Reichsmark oder gar eine goldene Uhr gefunden, wäre der Weg zum Galgen nicht lang gewesen. Viele wurden für weniger als dies gehängt oder einer Strafkompagnie zugeteilt, wo sie kaum den ersten Arbeitstag überlebten. Wann immer Frank und ich über die Wertsachen redeten, waren wir allein und sprachen norwegisch. Wollten wir eine Uhr oder Schmuck holen, schlichen wir uns abends im Dunkeln hinaus. Der eine stand Wache, während der andere blitzschnell etwas aus dem Strumpf nahm und ihn gleich wieder vergrub. Manchmal dachte ich an die Menschen, die einmal mit dem Leinenstrumpf und seinem Inhalt verbunden waren. Einmal, vielleicht war es gar nicht so lange her, wurde dieser Strumpf von einer Frau getragen, vielleicht von einer Mutter mit einem Kind, das sie aufwachsen sehen wollte. Nun lag sie wohl in einem Massengrab oder wurde als Asche auf deutsche Gemüsebeete gestreut. Und die vielen Dinge, die im Strumpf waren, jeder kleine Ring, jede Brosche – wo waren die Männer und Frauen geblieben, die sie einmal getragen hatten? Jedes Stück war Zeuge einer menschlichen Tragödie, und insgesamt ergab sich eine Summe von Leiden, die niemand ermessen oder erfassen konnte. Ich bin sicher, dass Frank ebenso dachte, doch haben wir miteinander nie darüber gesprochen. Es war für uns unheimlich und schaudererregend, obwohl Tod und Leiden unsere täglichen Begleiter waren.

Zu dieser Zeit wurden viele Funktionen im Lager neubesetzt. Wir bekamen einen neuen Lagerältesten namens Paul Kozwara, der zwar besser als Jupp Windeck, doch immer noch ein Rohling war. Wenn er in die Baracke kam und die jämmerlichen Gestalten sah, pflegte er sie noch anzuschmauzen: «Ihr werdet ohnehin alle bald krepieren,

und das ist gut so. So ergeht es einem, der Kartoffelschalen und ähnliche Scheisse frisst. Ihr seid alle Scheisskerle!»

Wir bekamen einen neuen Lagerkapo, den wir ‚Breslau‘ nannten, wir bekamen neue Blockälteste – überall neue Leute. Die alten verschwanden – wir konnten nur ahnen wohin. Von den 10'000 Häftlingen im Lager Buna zur Zeit unserer Ankunft waren vielleicht noch einige hundert am Leben. Das schwierigste Problem der Deutschen war damals, die vielen heruntergekommenen Häftlinge loszuwerden, um Neuzugänge an kräftigen und gesunden Männern aufnehmen zu können. Nur ungefähr zehn Prozent der Juden war fähig, Schwerarbeit zu leisten. Die übrigen wurden umgebracht, grösstenteils in den Gaskammern, doch fast ebenso viele durch Aushungern, unmenschlich harte Arbeit, durch Krankheit und Entwürdigung, die die Häftlinge oft dazu trieb, Selbstmord zu begehen. Häftlinge sind bei der grimmigen Kälte erfroren, vor Durst umgekommen. Sie wurden zu medizinischen Experimenten missbraucht, SS-Ärzte injizierten ihnen eine Dosis Phenol, nach der die Häftlinge innerhalb einer halben Minute starben. SS-Untersturmführer Grabner führte die Ermordung durch Genickschuss ein, eine Methode, die bald bei der SS in ganz Europa beliebt wurde. Ein Kapo hatte sich eine aussergewöhnlich brutale Methode ausgedacht: Er stellte die Häftlinge gegen eine Mauer und versetzte ihnen einen derart kräftigen Kinnhaken, dass sie beim Aufprall gegen die Mauer einen Schädelbruch erlitten. Erfinderische Köpfe auf dem Gebiet des Mordens hatten eine gute Zeit. Trotzdem waren die SS-Oberen mit den Ergebnissen nicht zufrieden. Gegen Ende des Krieges änderten sich zwar die Verhältnisse, doch vorläufig konnte man einfach mehr Häftlinge anfordern. Fehlten Leute für ein neues Arbeitskommando von hundert Mann, wurden hundert Mann herbeigeschafft. War die Leistung eines Kommandos nicht befriedigend, weil zehn Mann durch Hunger und Krankheit nicht mehr arbeitstüchtig waren, konnte der Kapo dafür sorgen, dass abends nur noch neunzig Mann am Leben waren. Die restlichen zehn, die schwächsten, wurden tagsüber zu Tode gequält oder einfach totgeschlagen.

Der Kapo, mit dem wir Tauschhandel trieben, Hans hiess er, wurde immer gieriger. Er wollte immer mehr von uns haben, und brachten wir ihm nichts, machte er uns bei der Arbeit die Hölle heiss. Eines Ta-

ges wurden wir neu eingeteilt, Frank kam zu einem Schlosserkommando und ich zu einem Schreinerkommando. In vieler Hinsicht besserte sich unsere Lage. Wir konnten unter Dach arbeiten und wurden nicht mehr von Hans gequält. Bei diesem Kommando traf ich die Zwillingbrüder Fritz und Hans Lustig. Sie kamen 1939 als Flüchtlinge nach Norwegen, hatten sich dort niedergelassen und sprachen gut norwegisch. Als die Deutschen Norwegen besetzten, wurden die beiden von der Gestapo gesucht und schliesslich verhaftet. Sie erzählten mir, dass sie an Bord der ‚Gutenland‘ Oslo verlassen mussten und dass es in dieser zweiten Gruppe von zwangsweise verschickten norwegischen Juden viele Bekannte von mir gab, unter anderem Julius Paltiel, den Bruder des Verlobten meiner Schwester Marie.

Genau wie der erste Transport ging dieser zweite über Stettin. Berlin war dann die nächste Station, wo in einer Synagoge in der Lützowstrasse ein grösserer Transport jüdischer Häftlinge zusammengestellt wurde. Dieser Berliner Transport traf am 3. März 1943 in Auschwitz ein. Diejenigen, die nicht gleich in die Gaskammern gingen, wurden direkt nach Buna-Monowitz gebracht. Von den fast 160 norwegischen Juden kamen nur ganz wenige ins Lager.

Julius Paltiel war einer von denen, die bei der Ankunft nach rechts gehen durften. Er und die Lustigs konnten bestätigen, dass meine Schwestern Rita und Frida auch dabei gewesen waren. Sie gehörten zu den vielen, die nicht weiterleben durften.

Ich brauchte eigentlich keine Bestätigung. Für mich starben Rita und Frida an dem Tage, als Norweger vor dem Fenster im Revier ihre Namen nannten. Aus dem Schmerz, der damals in mir brannte, gewann ich eine neue seelische Haltung. Schlimme und traurige Ereignisse berührten mich nicht mehr. Den Tod betrachtete ich nicht mehr als Feind, sondern eher als einen Freund, der alles Leid von uns nimmt. Ich dachte an meinen Vater, meine Schwestern und Brüder und wusste jetzt, dass ihnen vieles erspart geblieben war. Frank und ich weinten und trauerten um sie. Sie befanden sich schon jenseits aller Leiden und Entwürdigung. Ich machte mir nun Sorgen um Frank. Er war der einzige von uns, den ich noch hatte, mein kleiner Bruder, der mich brauchte. Ihm wollte ich helfen, solange noch ein Hauch von Leben in mir war. Er war mein Frankemann, und – Gott sei mein Zeuge – ich brauchte ihn auch. Er gab meinem Leben noch Sinn, er war der Strohhalm, an dem ich mich festhielt – ohne Frankemann wäre alles aus.

Zwei Einrichtungen im Lager waren für uns besonders wichtig. Einmal die Latrine, die im Lagerleben eine zentrale Rolle spielte und die wir die ‚Börse‘ nannten. Dann natürlich die Gaskammern mit den Krematorien, durch deren hohe Schornsteine wir alle früher oder später zum Himmel fahren würden. Doch zunächst über die Latrine, weil sie näher lag, sozusagen unser Nachbar war. Die Gaskammern und Krematorien lagen immerhin weiter weg, in Birkenau, obwohl wir fast täglich an sie erinnert wurden, wenn gelbliche Rauchschwaden aus den Schornsteinen sich über Buna ausbreiteten. Vielleicht würden wir bei Südwind eines Tages als Staub auf den sauberen norwegischen Schnee herabsinken. Derart konnten wir in einsamen Stunden denken, und wir waren fast immer einsam, mit unserem Schmerz und mit unserer Hoffnung.

Doch ich wollte zunächst etwas über die Latrine erzählen, einem Holzbau, der über Faulbehältern aus Beton errichtet war und wo es zehn bis fünfzehn Sitze auf jeder Seite gab. Die Behälter wurden von Häftlingen geleert. Seine Notdurft dort zu verrichten, war nur einer der vielen Zwecke, dem dieser Ort diente. Das geschah ein- oder zweimal am Tag. Die Zahl solcher Besuche konnte sich auf vierzig bis fünfzig im Laufe von 24 Stunden erhöhen, wenn man Dysenterie oder Paratyphus hatte. Oder man sass dort stundenlang, weil die Kraft fehlte, wieder aufzustehen. Doch dieser Ort diente auch anderen, nicht vorgesehenen Zwecken. Er war unser Kulturzentrum und unser Marktplatz. Von der Latrine aus wurden Nachrichten verbreitet. Hier wurden Gerüchte, die man im Lager aufschnappte, von Mann zu Mann weitergegeben. Es war einfach unglaublich, was Häftlinge unternahmen, um sich Nachrichten zu verschaffen. Einigen in Buna gelang es sogar, an das Radio des Lagerkommandanten heranzukommen.

Nachrichten bekamen wir auch auf anderen Wegen, doch erst von der Latrine aus wurden sie in Umlauf gebracht. Neuankömmlinge wussten immer etwas aus ihrer Heimat zu erzählen. Der eine oder andere Zivilarbeiter, der vom Urlaub zurückkam, hatte etwas zu berichten, oder er schmuggelte einen Zettel oder Brief ins Lager, was dann fast

immer mit einer Gegenleistung verbunden war. Zwar war es äusserst gefährlich, mit Zivilarbeitern zu sprechen, doch sowohl sie wie auch wir waren zu kleinen Tauschhandeln bereit. Auf diese Weise wussten wir Bescheid über die Lage an den Fronten, und wir freuten uns jedesmal, wenn unsere Unterdrücker Rückschläge erlitten.

Aber auch mit Waren wurde getauscht. Tauschobjekte jeder Art wurden hier durchgeschleust. Es war eben unsere ‚Börse‘. Kautabak gegen Brot, Brot gegen ein Stück Wurst, Zigaretten gegen Brot-fast alles konnte man bekommen, wenn man nur irgendetwas selbst anzubieten hatte, um den Handel anzubahnen. Hatte man Erfolg beim Tauschen auf der Latrine, konnte man draussen im Betrieb, vorausgesetzt dass kein Wachtposten in der Nähe war, weitermachen. Oder man konnte den umgekehrten Weg einschlagen, im Betrieb beginnen, bei einem Zivilarbeiter eine Unterhose, ein Hemd oder andere lebenswichtige Artikel einhandeln und dann den endgültigen Tausch auf der Latrine bewerkstelligen.

Mit solchem Tauschhandel wagten wir viel; hätte man uns dabei ertappt, wären wir gehängt oder auf eine andere Weise getötet worden. Dem Tode geweiht waren aber auch alle, die nicht jede Gelegenheit benutzten, um sich ein Stück Brot zusätzlich zu verschaffen. Wer das nicht selbst erlebt hat, wird es auch nicht verstehen können. Tägliche Lebensgefahr und drohender Hungertod entwickelten im Menschen ein besonderes Gespür. Mit fast untrüglicher Gewissheit wussten wir, wem wir vertrauen konnten und von wem wir uns fernhalten mussten. Wir schauten nicht nur nach dem Winkel auf der Brust, sondern auch nach dem Gesichtsausdruck, der Körperhaltung, der Gangart. Anfänglich fühlte man sich unsicher, doch nach einigen Monaten im Lager hatte man seinen Spürsinn entwickelt und ausreichende psychologische Kenntnisse erworben. Ausserdem hielten Häftlinge Wache an den Türen, während die unerlaubte Geschäftstätigkeit auf der Latrine vor sich ging. Der Latrinenbau hatte vier Türen, und bei jeder Tür stand eine gestreifte Gestalt und reinigte scheinbar geistesabwesend ihre Holzschuhe oder büstete Schmutz von ihrer Kleidung. Doch diese Gestalten waren hellwach! Ihre Augen spähten umher, und ihre Ohren lauschten auf drohende Gefahren. Während im Inneren der Tauschhandel vor sich ging, hüteten unsere Wachtposten den Holzbau, als hätten sie einen Schatz zu bewachen.

Unter anderen Umständen hätte dieser Ort kaum Besucher herbeige-

lockt. Es gab zwar Trennwände zwischen den Sitzen, doch keine Türen davor. Dazu stieg aus den Behältern ein abscheulicher Gestank empor. Trotzdem wurden hier Nahrungsmittel umgesetzt und verzehrt, und dies mit unbändigem Appetit und grösstem Genuss. Wer am Rande des Hungertodes steht, ist zu allem imstande. Ich habe gesehen, wie Menschen um einen Bissen Brot kämpften und wie der Verlierer nicht mehr aufstand. Kampf auf Leben und Tod war keine Seltenheit auf der Latrine. In der Regel jedoch bekam der Gerechte Hilfe von anderen Häftlingen – wenn diese nur kräftig genug waren, um eingreifen zu können.

Ich erinnere mich an eine Episode, die mich besonders erschütterte. Jeden Tag wurden die Häftlinge den Arbeitskommandos zugeteilt, meistens für die Arbeit in den Betrieben, oft aber auch für den Innendienst im Lager. Eine der schlimmsten Arbeiten war die Entleerung der Betonbehälter auf den Latrinen. Ein Transport von Neuankömmlingen war eben angekommen, und einer der neuen Häftlinge wurde zur Reinigung der Latrinen kommandiert. Er hatte die Behälter mit Hilfe von Eimern zu entleeren. Der Inhalt der Eimer wurde in grosse Wagen geschüttet, die dann von anderen Häftlingen an einem Ort ausserhalb des Lagers auskippt wurden.

Entdeckte man einen Häftling, der besonders empfindlich zu sein schien, wurde er zur Latrinenreinigung kommandiert. Als der besagte Neuankömmling, dem diese Aufgabe zugefallen war, hinter der Latrine die Deckel der Behälter öffnete, strömte ihm ein schrecklicher Gestank entgegen. Schreckensbleich wich er zurück. Diese Arbeit konnte er nicht bewältigen. Das sagte er auch dem Kapo. Jede andere Arbeit würde er ausführen, nur diese nicht.

Eine solche Weigerung war unerhört, und der Kapo reagierte auch entsprechend. Als auch Knüppelschläge nicht ausreichten, um den Häftling an seine Arbeit zu bringen, wurden ein paar SS-Leute herbeigeholt. Der Bedauernswerte wurde kopfüber in das Faulbecken gestossen, und jedesmal, wenn er hustend und spuckend aus dem abscheulichen Kot auftauchte, wurde er mit Hilfe von langen Stangen und begleitet vom Jubel der SS-Leute wieder untergetaucht. Als seine Kräfte nachliessen, erhielten andere Häftlinge den Befehl, ihn herauszuholen. Er lebte noch, starb jedoch bald danach und wurde ins Krematorium gebracht.

Mein erster Eindruck von Birkenau löste einen Schock bei mir aus, den ich nie überwunden habe. Ich erblickte eine grosse Schar nackter Menschen, die wie Tiere irgendwo hineingetrieben wurden. Es mussten die Gaskammern sein; eine andere Erklärung gab es nicht dafür. Später erfuhr ich mehr darüber, nicht durch eigene Anschauung, sondern durch Kameraden, vor allem auf der Latrine. Jede Erwähnung der Vernichtungslager war verboten; dennoch sprachen die Leute darüber, Einzelheiten sickerten durch.

In Auschwitz wurden nach und nach vier Gaskammern und die dazu gehörenden Krematorien in Betrieb genommen. Es waren zwei grosse und zwei kleinere Kammern. In der grössten konnten mehrere tausend Menschen an einem Tag umgebracht werden. Die neuen Anlagen wurden nach wissenschaftlichen Methoden gebaut, wobei alle neuen technischen Erkenntnisse ausgewertet und verwendet wurden.

Früher waren die Gaskammern sehr primitiv und funktionierten auch dementsprechend. Alte Scheunen und Lastwagen wurden verwendet. In einem Riesenlager wie Auschwitz, der grössten Vernichtungsfabrik, die es je in der Welt gab, waren derartige primitive Einrichtungen vollkommen unzureichend. Deshalb wurden die vier neuen Gaskammern errichtet auf Befehl von Himmler und des Lagerkommandanten Rudolf Höss.

Von aussen gesehen boten die Anlagen keineswegs einen abstoßenden Anblick. Uneingeweihte, die sich ihnen näherten, konnten von den schrecklichen Szenen, die sich drinnen abspielten, nichts ahnen. Die Gaskammern waren von Grünflächen und Blumenbeeten umgeben. Aus den Kammern ragten pilzförmige Ventile hervor, die abgedichtet werden konnten. Über dem Eingang zu dieser ‚Parkanlage‘ stand ‚Bad‘ geschrieben, so dass neue Häftlinge wohl glauben mussten, es stehe ihnen wieder eine Entlausung bevor.

Wenn die zum Tode verurteilten, doch nichtsahnenden Häftlinge die Anlage betraten, tönnten ihnen lustige und romantische Melodien entgegen, oft auch ein flotter Marsch. Es wurde ihnen befohlen, sich auszuziehen, und erst wenn man sie in Scharen in die ‚Baderäume‘ jagte, ging vielen von ihnen ein Licht auf.

Für die Arbeiten wurden vor allem jüdische Häftlinge eingesetzt. Rudolf Höss schrieb in seinem Buch, dass er sich über den Eifer der armen Henkersknechte gewundert habe. Sie hätten dafür gesorgt,

dass ihre Blutsverwandten rasch und beinahe widerstandslos in die Gaskammern gingen. Das sage etwas über den Charakter der Juden aus, schreibt Höss. Wie wenig verstand dieser Mann doch von Psychologie! Wie wenig konnte er sich in die Lage dieser ‚Henkersknechte‘ versetzen! Die Häftlinge, die die Gaskammern bedienen mussten, konnten doch keinerlei Zweifel haben, dass sie niemanden erretten konnten und dass ihnen nichts blieb, als die Leiden der zum Tode Verurteilten zu verkürzen. Deshalb sagten sie den unschuldigen Opfern auch nicht, was ihnen wirklich bevorstand.

Verdacht mussten die Opfer schöpfen, wenn sie sahen, wie viele von ihnen gleichzeitig in die sogenannten ‚Baderäume‘ getrieben wurden. Zum Baden hätten sie gar keinen Platz gehabt. Frauen, die kleine Kinder mit sich hatten, versuchten sie zwischen den Kleidern im Vorraum zu verstecken. Sie wurden stets entdeckt und in die Gaskammern nachgereicht. Dann wurden die luftdichten Metalltüren zugeschoben.

Augenzeugen haben erzählt, wie ein gewisser SS-Oberscharführer Moll oben bei den Ventilen stand und lächelnd seine Befehle erteilte: «Na, gib ihnen schon zu fressen! «Dann wurde ein Giftstoff, Zyklon B, der Blausäure entwickelt, in die Ventile eingelassen und diese zugeschraubt.

Höss hat selbst durch ein gasdichtes Guckloch den weiteren Verlauf beobachtet und schildert in seinem Buch über Auschwitz, wie die Häftlinge, als das Gas zu wirken begann, umhertaumelten oder zur Tür drängten, wo sie in einem Haufen nackter Körper starben. Im besten Fall trat der Tod nach drei Minuten ein, der Todeskampf konnte jedoch auch bis zu zwanzig Minuten dauern.

Eine halbe Stunde später wurden die Durchlüftungspumpen eingeschaltet, und wenn die Kammern gasfrei waren, musste das Sonderkommando antreten. Auch dieses Kommando bestand ausschliesslich aus Juden. Sie trugen Gummistiefel und Gasmasken und hatten die Leichen zu beseitigen. Dafür gab man ihnen sogar zusätzliche Verpflegung. Nach ungefähr sechs Wochen wurden auch die Häftlinge des Sonderkommandos jeweils vergast.

Beaufsichtigt von SS-Leuten, schnitten Häftlinge den toten Frauen das Haar ab und brachen alle goldplombierten Zähne aus. Manchmal wurden die Zähne schon vor der Vergasung gezogen, ohne Betäubung natürlich, oder man wartete bis nach der Verbrennung der Lei-

chen und holte dann die Goldzähne aus der Asche heraus. Das Gold wurde den Zahnärzten im Revier übergeben, die es zu Goldbarren einschmolzen. Diese Goldbarren wurden dann im Sanitätshauptbüro abgeliefert. Frauenhaar wurde in der Kriegsindustrie verwertet.

Die Leichen wurden auf Rollwagen geworfen und zum Krematorium gefahren. Der Rauch aus den Schornsteinen breitete sich meilenweit über der umliegenden Gegend aus. Die Bauern der Gegend wussten, was vor sich ging. Auch wir im Lager Buna sahen und rochen den Rauch.

Im Sommer 1944 wurde das Zigeunerlager aufgelöst und die Zigeuner vergast. Im gleichen Sommer kamen im Laufe von 46 Tagen 400'000 ungarische Juden, sie gingen ebenfalls in die Kammern. Dennoch waren die Lagerkommandanten unzufrieden. Andere Methoden, wie Massenhinrichtung durch Erschiessen, mussten weiterhin angewandt werden.

Nur wenige der vielen SS-Leute, Zivilarbeiter und Geschäftsleute, die irgendwie mit diesem Massenmorden in Berührung gekommen waren, wollten später eingestehen, dass sie davon Kenntnis gehabt hatten. In den Gerichtsakten des Nürnberger Prozesses ist dagegen nachzulesen, dass deutsche Firmen miteinander im Wettbewerb standen, um die Vernichtungsanlagen bauen, sie einrichten und mit Giftgas beliefern zu dürfen. Wie konnte eine Firma so viel Zyklon B produzieren, dass man damit mehrere Millionen Menschen hätte umbringen können, ohne dass wenigstens die Geschäftsführung wusste, was wirklich vor sich ging? Wie konnte eine andere Firma diese grossen Mengen an Frauenhaar entgegennehmen, ohne zu fragen, woher das Frauenhaar kam? Gerichtsakten, eine Unmenge deutscher Geschäftsbriefe, Photos und Filme, von den Deutschen selbst aufgenommen, sprechen für sich selbst. Sie lassen keine Zweifel aufkommen, dass eine grosse Zahl von angesehenen und geachteten Geschäftsleuten, vor allem von Firmen wie Krupp und IG Farben, den grössten Massenmord der Geschichte mitzuverantworten haben. Und die meisten Todesopfer in Auschwitz waren Juden.

Im April 1943 arbeiteten Frank und ich wie auch Fritz und Hans Lustig einige Tage in einem Maurerkommando. Zu unserer Verblüffung trafen wir dort Willy Schermann und Herman Feldmann, die beiden norwegischen Juden, deren Flucht den Deutschen als Vorwand ge-

dient hatte, die Hetzjagd auf die norwegischen Juden zu beginnen. Wir glaubten, sie seien bei Trandum hingerichtet worden. Die Zeitungen schrieben damals, dass Willy, der mein Vetter war, auf der Flucht nach Schweden am Bahnhof in Skjeberg einen Polizisten erschossen hätte. Dann wären er und Herman vom fahrenden Zug abgesprungen, und Willy hätte sich dabei eine schwere Verletzung am Rückgrat zugezogen. Nun hörten wir aus ihrem Munde, dass die Geschichte, die die Zeitungen auf Betreiben der Deutschen gross aufgemacht hatten, freierfunden war. Der ‚Polizist‘, der erschossen wurde, war ein Hirdmann, und der Schütze war ein norwegischer Reiseleiter. Weder Willy noch Herman hatten beim Abspringen vom Zug erwähnenswerte Verletzungen erlitten. Wir hatten allerdings schon damals unsere Zweifel gehabt. Die Geschichte wurde aufgebauscht, um als Vorwand für die norwegische Kristallnacht zu dienen. Wir freuten uns, Willy und Herman wiederzutreffen und zu wissen, dass sie noch eine Chance hatten. Die Freude währte nicht lange. Eines Tages wurden sie von der Gestapo abgeholt, wir sahen sie nie wieder. Wir waren im Block 8 untergebracht, und es ging besorgniserregend abwärts mit Frank. Er hatte die Dysenterie nicht richtig überstanden, wenn auch die Brotration, die uns Felix über Nathan im Revier zukommen liess, zu einer grossen Hilfe für Frank und mich wurde. Wir waren wieder einigermaßen bei Kräften, so dass wir arbeiten konnten. Doch ich hatte immer noch Schmerzen in den Füessen, nachdem man mir die Zehennägel herausgezogen hatte. Die Zehen waren rot und eiterten. Frank hatte eine Wunde an der Ferse, die nicht heilen wollte. Sie verbreitete sich über die Haut, vertiefte sich bis aufs Fersenbein und hatte die Grösse eines Talers. Ich weiss nicht, was mit dieser Wunde los war, sie war blaurot, eiterte und verbreitete einen üblen Fäulnisgeruch. Nach und nach bekam Frank auch Geschwüre an den Beinen, und schliesslich schwollen die Schenkel an wie Schwämme. Dass ich ihm so wenig helfen konnte, quälte mich am meisten. Er hatte sich nach meiner Blinddarmoperation für mich aufgeopfert, und ich erinnerte mich an jeden kleinen oder grossen Dienst, den er mir erwiesen hatte. Nun war die Reihe an mir, für ihn etwas zu tun. Gott weiss, woher ich die Kräfte hatte, als ich ihn die sieben bis acht Kilometer auf dem Wege zur und von der Arbeit mehr trug als stützte. Doch ich wollte mehr für ihn tun. Er sollte wieder gesund werden. Auch die Dysenterie verschlimmerte sich von Tag zu Tag, Frank

wurde immer schwächer. Dann begann er nachts das Bett zu nassen. Neue Häftlinge waren eben in unseren Block gekommen, diesmal waren es Polen, und einige schwärzten Frank an. Er wurde ausgepeitscht, fünfzehn Hiebe bekam er, doch er gab nicht einen Laut von sich. Kein Stöhnen entwich seinen zusammengepressten Lippen, und als er nachher auf mich zutaumelte, flüsterte er mit Tränen in den Augen: «Herman, habe ich mich nicht gut gehalten?»

Wir haben nie über seinen Zustand miteinander gesprochen, doch wir wussten beide, dass das Ende nahte. Für den, der ernstlich krank wurde, gab es wenig oder keine Hoffnung und vor allem keine Gnade. Schrecklich war jedoch, mit ansehen zu müssen, wie der Junge von Tag zu Tag schwächer wurde, ohne dass man ihm wirklich helfen konnte.

Aus dieser schweren Zeit steht mir eine Episode besonders klar vor Augen. Eines Abends, als wir von der Arbeit zurückkamen, musste Frank wie so oft auf die Latrine. Ich hatte eben die ‚heimliche‘ Brotration bei Nathan abgeholt, und Frank hatte sie, damit sie nicht gestohlen werden konnte, mit auf die Latrine genommen. Dort legte er sie auf einen Querbalken, denn er wollte sie nicht zu den stinkenden Aborten mitnehmen. Ich selbst wartete auf ihn vor der Latrine.

Als er herauskam, glaubte ich, der Junge hätte den Verstand verloren. Mit beiden Händen fuchtelte er wild in der Luft umher, weinte und schrie vor Verzweiflung. Irgendjemand hatte das Brot im Vorbeigehen geklaut, leise und unbemerkt. Nur ein ehemaliger KZ-Häftling weiss, welche Katastrophe der Verlust einer Brotration war. Das konnte den Bestohlenen an den Rand des Grabes bringen. Ich konnte Frank nichts geben, denn ich hatte meinen Teil bereits verzehrt. Was nun geschah, ist eines der Erlebnisse, die mich stets im Traum verfolgten und auch noch weiter verfolgen werden. Wohl eine unbedeutende Kleinigkeit im normalen Leben; doch jedesmal, wenn ich daran denke, habe ich ein Gefühl, als wollte mir der Kopf bersten. Ich schlug ihm nämlich in meiner Verzweiflung auf den Arm: «Dass du nur so dumm sein konntest!»

«Nun, was soll's», antwortete Frank müde, «getan ist getan.» Er guckte mich an, und in diesem Augenblick offenbarte er sein Innerstes, ganz kurz nur, doch mir wurde dieser Augenblick zu Stunden und Tagen in meinem Leben. Aus Verzweiflung hatte ich ihn geschlagen. Nicht heftig, es war auch nicht böse gemeint, ich war nur

seinetwegen verzweifelt. Dieser Augenblick nahm ungeheure Dimensionen an. Ich hatte Frank sehr lieb, wie keinen anderen Menschen, ihn, Frankemann, der mein letzter und einziger Halt war. Wir hatten alles geteilt, ohne von dem anderen irgendeine Gegenleistung zu erwarten, allein aus dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wir waren nun allein, zwei einsame Menschen auf dieser Erde, die viele Freuden und bittere Enttäuschungen miteinander geteilt hatten. Und nun hatte ich ihn geschlagen, auch wenn es nur eine symbolische Handlung war.

Während der Zeit mit Frank lernte ich nicht nur, was Liebe, sondern auch was Hass war. Ein Hass, der so unversöhnlich und bitter sein kann, dass er einen Menschen zum Tier verwandelt. Ein Kapo, der Seppel hiess, brachte mich so weit. Seppel war der Kapo unseres Arbeitskommandos. Er trug einen grünen Winkel und sah wirklich unheimlich aus, mit stechenden schwarzen Augen, einer schiefen Nase, stets zusammengekniffenen Lippen und langen Schlägerarmen. Er verprügelte Frank jeden Tag. Frank konnte nicht mehr verbergen, dass er krank war, und er konnte auch nicht mehr arbeiten wie wir anderen. Seppel wollte den Jungen so bald wie möglich los sein, man merkte es. Wir anderen standen da, ohne Frank irgendwie helfen zu können. Untätig zusehen zu müssen, wie unschuldige Menschen misshandelt werden, ist kaum zu ertragen. Noch schlimmer ist es, wenn das Opfer der eigene Bruder ist. Doch was konnte ich oder ein anderer Häftling tun? Das leiseste Aufmucken, jeder Versuch meinerseits, ihm zu Hilfe zu kommen, wäre mein Tod gewesen, und wie wäre es dann Frank ohne mich ergangen? Es gab stets einen SS-Mann mit Pistole oder Gewehr in der Nähe.

Den ganzen Tag hindurch war Seppel hinter Frank her. Er wollte ihn entweder so weit bringen, dass er zusammenbrach, damit man ihn in die Gaskammer schaffen konnte, oder einen plausiblen Grund finden, um ihn schon bei der Arbeit umzubringen. Franks Schicksal war ein typisches Beispiel dafür, wie man im Lager einen Menschen erledigen konnte, ohne dass irgendein Verstoß gegen die Regel vorlag. Nicht nur die SS-Oberen im Lager waren lebensgefährlich, auch nicht nur die kleinen SS-Chargen, sondern ebenso unsere eigenen Mithäftlinge, die mit den grünen Winkeln, die Kapos und die Vorarbeiter.

Man kann wohl fragen, weshalb ein Mann wie Seppel, der selbst Häftling war, seine eigenen Leidensgefährten derart quälte. Es geschah, weil man im Lager etwas zur höchsten Tugend erhob, was ich Charakterprostitution nennen möchte. Es galt, sich bei den Vorgesetzten einzuschmeicheln, vor ihnen zu kriechen, zu zeigen, wie diensteifrig und tüchtig man war, dass man ein Kerl war, der es verdient hatte, durch irgendwelche Vorteile belohnt zu werden. Doch für diese Belohnung des Einzelnen mussten stets andere Häftlinge bezahlen.

Es gab auch einen anderen Grund. Viele der Berufsverbrecher mit den grünen Winkeln hatten in der Tat Freude dran, andere zu quälen und zu misshandeln, eine Freude, die sie mit ihren Auftraggebern teilten. Hätten die SS-Leute kein brutales Vorgehen gewünscht, dann hätten sie es durch einen einzigen Befehl unterbinden können. Doch dieser Befehl kam nie. Im Gegenteil, wir hatten oft den Eindruck, dass sie die ‚Grünen‘ zu noch grösserer Brutalität anfeuerten, dass sie höllischen Spass daran hatten, wenn sie Häftlinge gegen Häftlinge aufhetzen konnten.

Ich habe schon mehrmals erwähnt, dass ein Häftling in jedem Augenblick bedroht war. Weder tagsüber noch nachts konnten wir uns sicher fühlen. Wohin wir auch gingen, wo immer wir uns befanden, überall lauerten Gewalttätigkeit und der Tod. Ich erinnere mich an einen der letzten Tage, ehe Frank zusammenbrach. Wir waren angetreten, um ins Lager zurückzumarschieren. Es war schon Frühling, es regnete, und wir standen zu fünft in Reih und Glied. Frank stand neben mir, bleich im Gesicht, sein Zustand jammerte mich. Ich stülpte mir die Blechschüssel, die ich stets mit mir trug, über den Kopf und bekam von einem Kameraden einen winzigen Zigarettenstummel, eine Kippe, um einen Zug machen zu können. Für einige Züge an einer Zigarette riskierten wir vieles. Eine Zigarette war das Symbol der Freiheit und des Wohlstands.

Plötzlich brüllte Rakers, der Rapportführer, los. «Wer raucht hier im Glied?» Keine Antwort. Mit der Unterlippe schob ich den noch glühenden Stummel in den Mund und verschluckte ihn. Rakers kam auf uns zu. «Wer hat geraucht?»

Er packte meinen Nebenmann, schlug ihn und versetzte ihm Fusstritte. «Ich war es», sagte ich.

Von dem, was folgte, weiss ich nur noch, dass der Knüppel meinen

Kopf traf, auf meinem Nacken und Rücken tanzte, während ich versuchte, meinen Unterleib zu decken. Rakers trieb mich hin und her, mehrmals wurde ich zu Boden geschlagen, musste aber gleich wieder strammstehen, sonst hätte er mich mit den Reitstiefeln in den Unterleib getreten. Dann stiess man mich in einen Graben und tauchte mich ins Wasser wie einen Scheuerlappen, bis ich halb erstickt war. Doch auch diesmal verlor ich nicht das Bewusstsein. Je mehr ich misshandelt wurde, desto widerspenstiger wurde ich. Schliesslich traf er mich doch mit einigen Schlägen in den Magen und hätte mich beinahe fertiggemacht. Ich musste wieder hoch, denn wäre ich liegen geblieben, hätte er mich zu Tode getreten. Ich richtete mich auf, blickte ihm ins Gesicht und lächelte. «Warum lachst du?» Rakers glaubte wohl, er sähe Gespenster. «Weil ich mich über Sie nicht geirrt habe», antwortete ich.

Ich erhielt keine weiteren Schläge. Rakers blickte mich nur lange und erstaunt an. Dann drehte er sich um und ging fort. Mit letzter Kraft schaffte ich den Rückmarsch ins Lager, wo Chaim, unser neuer Blockältester, sich meiner annahm.

Zu dieser Zeit wurden Franks Krämpfe und Anfälle immer häufiger. Er brach oft auf dem Wege zur und von der Arbeit zusammen. Etliche Male konnte ich ihn noch mit Mühe und Not mitschleppen. Ich musste ihn hochziehen, ihn schütteln, damit er sich wieder zusammenraffte. Man konnte es kaum mit ansehen, wie er bei jeder Anstrengung litt. Doch hätte ich ihn liegen lassen, wäre die letzte Chance vertan. Ich hätte keinen Bruder mehr gehabt. Jedesmal konnte ich ihn noch ins Lager zurückbringen, wenn auch immer öfter nur dank der Hilfsbereitschaft anderer Häftlinge.

Der 14. Mai 1943 war gewissermassen der letzte Tag meiner Jugend. Frank war so schwach und von Schmerzen überwältigt, dass ich ihn ins Revier bringen musste, obwohl ich den Krankenbau als Vorraum zum Krematorium betrachtete. Ich versuchte ihn zu beruhigen. Ich war ja selbst im Revier gerettet worden, und auch er war nach seiner Dysenterie wieder herausgekommen. Aber diesmal hatten wir keine Hoffnung mehr.

An diesem Abend krochen wir gleich, nachdem wir unsere Rationen bekommen hatten, in die Betten. Wir schliefen ursprünglich in übereinanderliegenden Betten auf der rechten Seite des Eingangs. Jede

Nacht nässte er das Bett, was dem Blockältesten immer erneut Gelegenheit gab, ihn zu verprügeln. Dann gelang es mir, mit einem ‚Grünen‘, der im Bett neben Frank lag, eine Vereinbarung zu treffen, und wir tauschten die Betten.

Die letzten Nächte hatten wir nicht viel Schlaf bekommen. Frank hatte Schmerzen und Krämpfe, bei mir eiterten die Zehen. Ich musste mehrmals aufstehen und die Wunden säubern. Ausserdem hatte ich Phlegmone, eine Infektion, die sich unter der Haut verbreitete. Vor allem die Beine waren von dieser Krankheit befallen; eiternde Wunden entstanden, die nicht heilen wollten. Dazu hatte ich Fieberanfälle.

Die Nacht zum 15. Mai lagen Frank und ich nebeneinander. Wir wussten, dass die wenigen Stunden, die wir noch zusammen verbringen konnten, nicht ausreichen würden, um uns alles zu sagen, was wir noch sagen wollten. Mit Worten war es auch nicht getan. Manchmal waren mir Worte sogar zuwider. Zu oft drücken sie nicht das aus, was man eigentlich sagen will; dann ist es besser zu schweigen. Tage, Wochen und Monate lang hatten wir unsere Tränen unterdrückt. Wir hatten die Zähne zusammengebissen und alles gleichgültig und trotzig über uns ergehen lassen. Nun hielten wir die Tränen nicht mehr zurück. Wir umarmten einander und streichelten uns Hände und Haar in den letzten Stunden unseres Zusammenlebens. Die innere Pein schlug in Verzweiflung um. Alles war so hoffnungslos, dass einem schwarz vor Augen wurde. Frank war sich über seine Lage im klaren, ich konnte es ihm anmerken. Ich war mir auch im klaren, doch wir sprachen nicht darüber. Wir sprachen über alle möglichen Dinge. Doch hinter allen diesen Worten stand eine Frage: Gab es einen Weg zur Rettung? Falls ja, mussten wir ihn finden. Ich fühlte: Franks Schicksal würde auch mein Schicksal werden. Wir waren die letzten der Familie Sachnowitz. Wir gehörten zu den letzten der Juden, die Norwegen an Bord der ‚Donau‘ verlassen hatten. Unsere Schwestern Rita, Marie und Frida waren sicher tot; es bestand nicht die geringste Hoffnung, dass sie noch am Leben sein könnten. Unser Vater und die älteren Brüder waren den gleichen Weg gegangen. Nur wir beide waren noch da, Frank und ich. Wir hatten uns gegenseitig am Leben gehalten, uns Mut gemacht, uns trotz schwindender Kräfte gegenseitig gestützt. Wir hatten alles geteilt, ob es ein Bissen Brot war, den wir organisierten, oder ein Stück Pech, das wir kauten, um den quälenden

den Hunger zu stillen. Nun waren wir an dem Punkt angelangt, wo sich unsere Wege trennen mussten.

Wir sprachen während dieser Nacht über die alten Zeiten, über das, was einmal war. In unserer Phantasie holten wir Mutter und Vater lebendig zurück in die uns vertrauten Stuben. Es war Sederabend, der Auftakt zum jüdischen Osterfest. Unser Vater sass am Tischende mit einem Kissen, auf das er sich stützen konnte – ein Symbol unserer Stellung als freie Menschen. Jedes Familienmitglied hatte einen Becher Wein vor sich, als Sinnbild des Festes, und vor dem Vater stand die Sederschüssel mit den für das Osterfest symbolischen Zutaten: ungesäuertes Brot, Petersilie, eine Schale Essig, dünne Scheiben Meerrettich, Fruchtkompott, ein hart gekochtes Ei und ein Fleischknochen, der auf der Glut gebraten worden war zur Erinnerung an das Osterlamm. Vater las aus der Hagadah die Geschichte des Auszugs der Juden aus Ägypten. Dann stellte Frank, als der Jüngste am Tisch, seine vier Fragen: «Ma nischtane halajlo hasé?» «Warum ist diese Nacht vor allen anderen Nächten ausgezeichnet?» Und wir erinnerten uns der vier Antworten, die unser Vater gab: «Alle anderen Nächte essen wir gesäuertes und ungesäuertes Brot, in dieser Nacht essen wir nur ungesäuertes. Alle anderen Nächte essen wir allerlei Kräuter, in dieser Nacht nur bittere Kräuter. In dieser Nacht tauchen wir unsere Speisen nicht nur einmal, sondern zweimal ein. In allen anderen Nächten sitzen wir angelehnt, in dieser Nacht sitzen wir nicht angelehnt. «Wir sahen uns als zwei schlanke, von der Sonne gebräunte Jungen in unserem kleinen Sommerhaus am Skagerrak. Wir liefen ins Wasser und bespritzten uns übermütig, oder wir stürzten uns kopfüber in die grünen Wellen. Und dann waren wir wieder zu Hause im Schoss der Familie. Zwischen Eltern und Kindern herrschte Eintracht, gemeinsam haben wir viele glückliche Stunden erlebt. Wohl gab es auch manchmal Zank, aber es war nicht schwer, ihn zu schlichten. Viele schöne Erlebnisse liessen wir an unseren Augen vorüberziehen und erlebten sie nochmals, intensiver als seinerzeit. Skiausflüge, die Zeit in der Schul- und Jugendkapelle, die schicken Uniformen dort, mit weissen Hosen und glänzenden Mützenschildern. Und das Essen damals! Das stets wiederkehrende Gesprächsthema im Lager, wie wir einst schwelgten und prassten. Die Geburtstagsfeste der Kinder, unsere und die anderer, mit Torten, heisser Schokolade und Schlagsahne!

Ich erinnere mich noch, wie Frank mit bewegter Stimme von den Apfelbäumen daheim im Garten sprach. Jeder von uns hatte seinen Apfelbaum. Der Vater hatte sie nach und nach bei unserer Geburt gepflanzt, und wir waren sehr stolz darauf. Die Jüngsten von uns wetteiferten miteinander, wessen Baum im Frühling die schönsten Blüten und im Herbst die meisten Früchte trug. Wir düngten und pflegten sie. Wir kletterten auf ihnen herum, sassen auf den Ästen, und jeder von uns hatte natürlich den schönsten Baum. Nur die Mutter hatte keinen Baum; sie hätte ihn selbst pflanzen müssen, und dazu kam es nicht. Der Vater pflanzte ihn an dem Tage, da sie starb. Nun war es Mitte Mai. In einem Monat würden die Bäume daheim in voller Blüte stehen.

Dann erinnerten wir uns, wie wir das erste Mal beim Pferderennen waren. Wir fuhren mit der Bahn zu einem Trabrennplatz bei Tönsberg, wo wir alle unsere Münzen zusammenlegten und auf ein Pferd setzten. Die Folge war, dass wir den langen Weg von 35 Kilometern zu Fuss nach Hause laufen mussten. Doch zu Hause erwarteten uns traute, warme Stuben. Das Essen stand auf dem Tisch, und wir konnten duschen, wann immer wir wollten. Ein Lächeln überkam uns, als wir uns an diese Zeiten erinnerten.

Vater und Mutter wichen nicht aus unserem Traum. Wir konnten nie verstehen, weshalb die Nazis unserem Vater und uns Kindern ‚Judenschwein‘ nachriefen. Unzählige Male mussten wir hören, dass wir Juden Schuld am Kriege hätten. Frank und ich? Mutter und Vater? Die Friedlichsten aller Friedliebenden!

Wir standen früher auf als sonst, nachdem wir die ganze Nacht Zwiesprache gehalten hatten. Ich trug Frank noch vor dem Appell ins Revier. Dort erreichte ich Professor Epstein, einen der jüdischen Ärzte, die mit uns auf der ‚Donau‘ waren. Ich flehte und bat ihn auf meinen Knien, doch den Letzten meiner Lieben zu retten.

Der Professor antwortete ausweichend, er schien Frank bereits untersucht zu haben.

Ich jedoch wollte und konnte die Hoffnung nicht aufgeben. Ich bat inständig und demütig, klammerte mich an den Professor und war bereit, ihm alles zu geben, auch mein Leben hätte ich geopfert, wenn nur Frank wieder gesund würde. Professor Epstein versprach mir, dass er für den Jungen alles tun werde, was nur möglich sei. Ich erklärte mich bereit, jeden Tag ins Revier zu kommen, um mitzuhelfen,

zu ermutigen, Blut zu spenden, alles zu tun, wozu man mich brauchen konnte.

Namen wie Felix Pavlowsky, Nathan und Samuel im Revier schossen mir durch den Kopf. Doch konnten sie tun, was die Ärzte nicht vermochten? Buna war ein Teil von Auschwitz, mit dem gleichen Aufbau, den gleichen strengen Regeln und den Bestimmungen im Hinblick auf die Gaskammern und Krematorien. Wir wussten Bescheid, Frank, der Professor und ich. Frank sagte kein Wort. Er stand schweigend da, seine Augen starrten ins Leere. Es war halb sechs am Morgen des 15. Mai 1943.

Abends kehrte ich von meinem Arbeitskommando zurück. Zum ersten Mal seit meiner zweiten Begegnung mit Felix Pavlowsky dachte ich nicht an die heimliche Brotration. So schnell ich konnte, lief ich zum Revier. Die Tür war geschlossen, es war verboten, hineinzugehen. Deshalb lief ich an der Aussenwand entlang, von einem Raum zum anderen und rief nach Frank. Niemand antwortete. Ich rief unablässig.

Da tauchte ein junger Häftling auf, mager und jämmerlich, glattrasiert am Kopf wie wir anderen. Es war mein Freund Samuel Steinmann.

«Suchst du deinen Bruder?» fragte er.

«Ja.»

Er kam langsam auf mich zu. Da wusste ich es. Etwas zerbrach in mir, ehe er etwas sagte.

«Sie haben ihn weggeschickt.»

«Weg?»

«Ins Hauptlager.»

Dann erzählte er, dass Professor Epstein und Diktor Silbermann alles getan hätten, um Frank zu retten. Doch die SS-Leute wollten ihn nicht behalten. Der Junge war schrecklich abgemagert. Bei der Selektion schickten sie ihn nach links.

Der Erdboden versank unter meinen Füßen, und ich folgte mit in die Tiefe, in die schwarze Nacht, wo es kein Licht mehr gab. Alles war nun gleichgültig, ob man mich töten würde, ob Rakers und Seppel mich mit ihren Knüppeln niederschlagen oder ob man mir die herrlichsten Dinge der Welt vor die Füße legen würde.

Aus der Feme hörte ich Sammys Stimme, leise und mitfühlend. Ich hörte mich selbst sagen, dass Sammy und ich nun Brüder sein wollten,

solange noch ein Funke Leben in uns war. Früher hiess es immer Trank und Herman». Alle wussten es im Block: «Frank und Herman, die unzertrennlichen Brüder.» Nun sollte es «Sammy und Herman» heissen. Sammy war ein gutmütiger Junge, verständnisvoll und eine treue Seele.

Doch er war nicht Frank und konnte es nie werden. Familienbande sind unendlich stärker! Ich dankte Sammy und ging.

Im Schreinerkommando arbeitete ich mit den Zwillingen Fritz und Hans Lustig und noch einigen Häftlingen zusammen. Wir hatten keinen Vorarbeiter, so konnten wir ein einigermaßen normales Arbeitstempo einhalten. Bei dieser Hetzerei, die von Tag zu Tag schlimmer wurde, hatte anscheinend niemand Zeit, sich um uns zu kümmern. Die Buna-Werke wurden immer weiter ausgebaut. Über hunderttausend Häftlinge und viele Zivilarbeiter arbeiteten hier auf einem weiten Gelände, das von Zäunen umgeben war. Ausserhalb und auf den Arbeitsplätzen hielten SS-Leute Wache, und jedes Arbeitskommando wurde in der Regel von Rapportführern und ihren Mithelfern beaufsichtigt.

Unserem Kommando wurde damals ein junger Tscheche, Felix Schwartz, zugeteilt. Er war ein prächtiger Junge. Leider konnte ich für ihn nicht viel tun, weil ich mich, nachdem Frank verschwunden war, in einem erbärmlichen Gemütszustand befand. Wochenlang muss ich wie ein Schlafwandler herumgetorkelt sein. Ich erinnere mich an wenige Dinge aus diesen Tagen, doch weiss ich, dass ich kaum darauf achtete, ob da ,Vordermann!« oder ‚Im Gleichschritt, marsch!‘ kommandiert wurde. Jedesmal erhielt ich eine Tracht Prügel, doch es machte mir nichts aus. Im Gegenteil: Die körperlichen Schmerzen lenkten mich einen Augenblick lang von meinen unsäglichen seelischen Schmerzen ab.

Die Zeit verging, und ein Tag war wie jeder andere. Freudlos, eine trostlose Ewigkeit, die nichts anderes zu bieten hatte als den gleichen Schmerz und die gleichen Entbehrungen. Wenn ich abends ins Bett kroch, wagte ich nicht an den nächsten Morgen und noch weniger an die Zukunft zu denken. Der Gedanke, ohne Zukunft zu sein, war für mich, wie für die meisten, unerträglich. Und dennoch gab es irgend etwas in mir, das den letzten Funken Hoffnung und Leben schützend umgab. Irgendetwas, das diesen Funken anfachte und mich davon abhielt, mich in den elektrischen Zaun zu stürzen. Vielleicht war es die unsinnige Hoffnung, dass Frank noch leben könnte. Ich hatte ihn nicht tot gesehen. Ich wusste nur, dass man ihn fortgeschickt hatte. Ein Tag war wie der andere, und seltsamerweise schien ein Tag oft

länger als eine Woche oder ein ganzer Monat. Jeder Tag war ohne Ende, doch dachte ich an die vergangene Woche, erschien sie mir wie ein einziger grauer Tag.

Juni und Juli verstrichen. Die Sonne sandte ihre brennend heißen Strahlen auf die Moorlandschaft. Der Wind aus den Karpaten, der uns im Winter und Frühling vor Kälte erstarren liess, brachte unerträglich feuchte Hitze, wobei die Luft nach Tod und Fäulnis stank. Die Hitze trocknete uns aus, wir wurden von Durst gepeinigt. Hunger kann Menschen zur Verzweiflung und zu Gewalttaten treiben, doch der Durst macht sie wahnsinnig. Es gab einen Teich im Lager, doch niemand wagte, daraus zu trinken, um sich nicht Dysenterie, Typhus oder eine andere ansteckende Krankheit zu holen. Dagegen standen wir oft stundenlang an den Rohrleitungen und sammelten tropfenweise das Kondenswasser in Blechschüsseln, bis wir einen oder zwei Schluck Wasser hatten.

Dann kam der 26. August. Ein wichtiger Tag in meinem Leben. Denn es geschah ein neues Wunder, ein weiteres in der langen Reihe von Wundern, die Herman Sachnowitz, Häftlingsnummer 79235, in einer unvorstellbaren und kaum noch zu beschreibenden Hölle das Überleben möglich machten.

Ich war auf meinem Arbeitsplatz im Schreinerkommando und arbeitete gerade mit Fritz und Hans Lustig, als einer meiner Freunde aus dem Lager gelaufen kam. Es war Freddy Diamant, Kalfaktor beim Lagerältesten Paul Kozwara, einem der mächtigsten Männer im Lager. Als Kalfaktor ging es Freddy besser als den meisten Häftlingen. Er putzte seinem hohen Herrn die Stiefel und hielt für ihn die Stube sauber. Dafür bekam er genügend zu essen, so dass ihm die Arbeit leicht fiel. Es war ein langer Weg vom Lager in die Buna-Werke. Doch Freddy war einer meiner besten Freunde und wollte mir die sensationelle Nachricht so rasch wie möglich überbringen.

«Herman», rief er schon von weitem. «Eine Lagerkapelle soll gebildet werden, und dein Name wurde in der Schreibstube aufgerufen! Du sollst dich heute Abend beim deutschen Kapellmeister melden!»

Die Nachricht stimmte mich froh, trotz meiner Apathie, doch gleichzeitig packte mich das Entsetzen. In meine Kartothekkarte hatte ich bei der Ankunft in Auschwitz als Beruf Musiker eingetragen. Nun würde ich beweisen müssen, dass ich nicht gelogen hatte. In der Jugendkapelle daheim in Larvik hatte ich Trompete gespielt, das

stimmte, und unter normalen Verhältnissen war ich gar kein schlechter Trompeter. Doch woher sollte ich nun die Kräfte nehmen, um blasen zu können, da ich doch noch von der Lungenentzündung geschwächt war? Und vielleicht hatte ich alles, was ich daheim gelernt hatte, schon vergessen? Es schien mir, dass seit damals ein ganzes Menschenleben verstrichen war. Und wie konnte ich mich gegenüber den Berufsmusikern behaupten, die sicher auch mitmachen würden?

Die Zeit stand still an diesem Tage, so wie sich die Hitze über den Buna-Werken nicht bewegte. Teils war ich voller Hoffnung, teils packte mich wieder die Angst. Vielleicht war es die Rettung. Vielleicht würde man mich in eine noch tiefere Erniedrigung stürzen, falls dies überhaupt noch möglich war.

Als ich abends in den Block zurückkam, sagte mir Chaim, dass ich mich gleich nach dem Essen im Block 4, dem Prominentenblock, melden sollte, um dort probezuspielen.

Im Block 4 wurde ich von einem deutschen Häftling mit grünem Winkel empfangen. Es war der Kapellmeister. Neben ihm stand sein Adjutant, ein Pole namens Stanislav Bronek, der im Laufe der folgenden Monate mehrmals mein Lebensretter wurde. Noten wurden aufgelegt, unter anderem die Trompetenstimme zu ‚Abschied der Gladiatoren‘.

«Spiel!» sagte der Kapellmeister.

Man gab mir eine Trompete, ich setzte sie an und blies ganz passabel die Hälfte des Marsches. Doch dann konnte ich plötzlich nicht mehr.

«Ich schaffe den Ansatz nicht mehr», sagte ich. «Ich habe keine Kraft, doch ich kann den Rest pfeifen.»

Ich piff ihnen den Rest des Marsches vor, um zu zeigen, dass ich die Noten lesen konnte. Das genügte, und ich wurde angenommen.

Dieser Kapelle gehörte ich bis zum 18. Januar 1945 an, und ich denke mit Stolz und Schauer an diese Zeit zurück. Manchmal lache ich sogar, wenn ich mich an die vielen komischen Situationen erinnere, doch meistens gab es nur Schweiß und Prügel oder Angst, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein.

Die Kapelle war ein Janitscharen-Orchester, dessen Stamm aus polnischen Kavalleriemusikern bestand. Anfangs wurden nur zwei Juden aufgenommen. Der eine war ich selbst, der andere, der Trommelschläger, war Emil Halberstadt aus Holland.

Kaum war ich einige Stunden mit meinen neuen Kollegen beisammen, da musste ich feststellen, welcher blinde Hass einige der Polen gegen die Juden nährten. Das galt nicht für alle, doch die Rassisten unter ihnen standen den deutschen Nazis in puncto Herabwürdigung der Juden nicht nach. Sie liessen uns spüren, wie erhaben sie über uns waren. Sie schlugen uns und gaben uns Fusstritte. Die Probezeit bei der Kapelle war keine frohe und angenehme Zeit, es war schwer, kaltes Blut und die eigenen Glieder unversehrt zu bewahren.

Ganz natürlich wurde Halberstadt mein bester Freund. Er war ein netter und gutmütiger Kerl mit rundem Gesicht. Früher war er sicher ein molliger und lustiger Mensch gewesen, nun hatten sein hageres Gesicht und die sanften Augen einen wehmütigen Ausdruck. Vielleicht kam es daher, dass er sich nie gesund fühlte. Er hatte noch immer starke Schmerzen, seit ihm mit einem deutschen Bajonett der Bauch von unten nach oben aufgeschlitzt worden war. Die Wunde heilte mit Hilfe der Sonne und einer Salbe, die Mithäftlinge für ihn organisiert hatten. Trotz seiner Schmerzen war er nett und freundlich. Mehr noch bedeutete der Pole Stanislaw Bronek für mich. Aus irgendeinem Grund verschwand der deutsche Kapellmeister mit dem grünen Winkel aus dem Lager, und Bronek wurde unser Dirigent. Er war gross und hager, hatte kleine, doch schlaue Augen und machte stets Witze oder sarkastische Bemerkungen.

Ich bin niemals einem anderen Menschen begegnet, der so schlagfertig erwidern konnte wie er.

Eine einzige Bemerkung konnte wie ein Peitschenhieb treffen und lange Zeit Wunden hinterlassen. Eine unfehlbare Methode zur Disziplinierung. Da er in Tanzlokalen und Nachtclubs gespielt hatte, bediente er sich einer nicht gerade salonfähigen Sprache, doch liess er nie eine abfällige Bemerkung über die Juden fallen. Bronek fühlte sich erhaben über die Rassisten, und trotzdem schlug er mich oft und brutal. Manches Mal musste ich mich sehr beherrschen, um mich nicht auf ihn zu stürzen und zurückzuschlagen. Nach und nach verstand ich den Grund seiner Brutalität: Er schlug mich, um mich von dem Stumpfsinn zu befreien, in den ich seit Franks Verschwinden versunken war. Er schlug mich auch, um mich zu äussersten musikalischen Leistungen anzutreiben. Mit der Zeit verstand ich, dass seine Behandlung, wie roh sie mir damals auch erschien, notwendig war, damit ich nicht an meiner Gleichgültigkeit und meiner Apathie zugrunde gin-

ge. Manchmal entdeckte ich auch menschliche Gefühle und Grossmut bei ihm, und es schien mir, dass er ein wirklicher Freund war.

Bronek war ein hervorragender Musiker, er spielte ebensogut Jazz wie auch klassische Musik. Ausserdem hatte er einen natürlichen Charme und einen Humor, mit dem er sich bei der merkwürdigen Mischung von Künstlertypen, aus denen sich die Kapelle zusammensetzte, beliebt machte.

Die ersten Monate wurde keiner von der Kapelle einem Aussenkommando zugeteilt. Die Kapelle musste aufgebaut, das Zusammenspiel geübt und das Niveau verbessert werden. Bronek hatte bald gemerkt, in welcher elender Verfassung ich mich befand. Er kannte meine ganze Geschichte, und während die anderen Noten schrieben, durfte ich liegen und mich ausruhen, wobei immer einer aufpasste. Es war nämlich strengstens verboten, dass Häftlinge sich während der Arbeitszeit ausruhten. Ein paar solcher Ruhestunden täglich gaben mir wieder neue Kräfte, und die Musik gab meinem Dasein wieder einen Inhalt. Sie wurde mein Leben im doppelten Sinn.

Auch die zusätzliche Brotration, die mir Felix verschafft hatte, war eine grosse Hilfe. In der letzten Zeit brauchte ich nicht mehr zu Nathan zu gehen, sondern holte sie direkt im Block 4 ab. Der Schatz im Leinenstrumpf brachte mir wenig Freude und kaum noch Vorteile, eher Sorgen und Unruhe. Nun da Frank nicht mehr bei mir war, wagte ich nicht, den Strumpf nach Einbruch der Dunkelheit auszugraben.

Ich hatte niemanden, der Wache halten konnte. Und ich wagte es nicht, mich jemandem anzuvertrauen. Es schien mir am besten, die Wertsachen dort liegen zu lassen, wo sie sich befanden und zu hoffen, dass sie vielleicht eines Tages von Nutzen sein könnten.

Ich hatte einen triftigen Grund, ganz besonders vorsichtig zu sein. Stubendienst Willy im Block 3, der mir für eine goldene Uhr mit doppeltem Gehäuse eine Handvoll Kartoffeln verschafft hatte, war plötzlich verschwunden. Auch der Kapo mit dem grünen Winkel, der uns unter Druck gesetzt hatte, wurde unauffällig entfernt. Ebenfalls der Junge, der uns für einige Geldscheine aus dem Leinenstrumpf etwas Kautabak verkauft hatte. Einer nach dem anderen waren sie weg, und sie kamen nie mehr zurück. Später erfuhr ich, dass man sie gefilzt und Wertsachen bei ihnen gefunden hatte.

Ich selbst stand nicht in Verdacht und wurde auch nicht beobachtet. Ich hatte das allein dem niemals versagenden Solidaritätsgefühl der

Häftlinge untereinander zu verdanken. Es gab in der Gemeinschaft *ein* wichtiges Gesetz, das über allen anderen ungeschriebenen Gesetzen stand: dass man seinen Mithäftling niemals an die Deutschen verraten durfte. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass dies je einer tat, ausser deutschen Berufsverbrechern oder Leuten, die man als Spione eingeschleust hatte. Ein Häftling konnte ausgepeitscht und geprügelt werden, bis er sich nicht mehr rührte. Ein einziges Wort hätte ihn von diesen Qualen befreien können, doch dieses Wort kam nicht über seine Lippen. Erhabene menschliche Grösse in einer Umgebung, die von Elend, Laster, Neid, Not und Verzweiflung erfüllt war. Der deutsche Kapo, der Frank und mich bedrängte und bedrohte, war nicht unser Freund. Ich betrachtete ihn als Feind, doch unser Geheimnis hat er nie verraten.

Die drei, von denen ich hier sprach, wurden nach Birkenau gebracht. Mehrere folgten ihnen, Leute, mit denen ich Verbindung hatte. Das Schlimmste war jedoch, dass ich ihren Abgang gleichgültig zur Kenntnis nahm. Nach Franks Verschwinden berührte mich nichts mehr. Wenn Bronek mich ohrfeigte oder ein Kapo mich schlug, war ich nur ein Wesen, das sich schützend um den Funken Leben krümmte, damit er nicht erlösche. Ich wollte nach Hause kommen, ich hatte es mir gelobt. Ich musste zurück nach Norwegen, um zu berichten, was geschehen war, und um nochmals denjenigen zu begegnen, die mich hierher geschickt hatten. Ich wollte sie vor mir zittern sehen, ich wollte sehen, wie der Schreck sie packt aus Angst vor der Rache. Später, als die Freiheitsglocken schon längst verklungen waren, erinnerte ich mich manchmal an die Geschichte mit dem Leinenstrumpf, von Mal zu Mal eindringlicher und schmerzhafter, als würden Sonnenstrahlen durch eine Linse in einem Brennpunkt gesammelt werden, heiss genug, um ein Feuer zu entfachen. Ach, es gibt Dinge, die man am liebsten vergessen möchte . . .

Während der Zeit im Musikerblock kam ich allmählich wieder zu Kräften. Ich konnte besser atmen und den Ansatz beim Blasen besser schaffen. Die Töne wurden reiner und voller, und es kam vor, dass Bronek mir ermutigend zunickte. Er wollte mir sein eigenes, weit besseres Instrument leihen, doch ich lehnte das Angebot ab. Bei Broneks Trompete kamen die Töne zwar leichter, sie waren rein und klangvoll, doch das Metall war mir zu dick. Bei kaltem Wetter war die

Trompete so schwer zu spielen, dass man wenigstens die vierfache Verpflegung hätte bekommen müssen, um blasen zu können. Ich zog die Trompete vor, die mir zuerst ausgehändigt worden war. Sie wurde schneller ‚warm‘, wie wir sagten, und sie schmetterte wirklich imponierend.

Der erste Trompeter hiess Tadeus Rosvadowski, der zweite Richard Mendrigal, und dann kam ich als dritter Trompeter. Ich sehe sie noch alle vor mir, die Mitglieder der Kapelle. Einige verschwanden nach kurzer Zeit, neue kamen hinzu, und viele verdienen erwähnt zu werden, vor allem schon deshalb, weil sie zu den besten Musikern Europas gehörten. Da waren Bolek und Stempin, die Basstrompete spielten, Posen mit der Zugposaune und mein guter Freund Ogieva, der Klarinettist, von dem ich so viel lernte. Dann Schimohowitz, ein kleiner, etwas buckliger Kerl, der ebenfalls die Klarinette spielte. Sie waren alle Polen. Nach und nach kamen auch Musiker anderer Nationalitäten hinzu. Ich erinnere mich an die beiden Russen, an Tadek, der Tenorhorn blies, und an den kleinen Althornisten Chadek. Den vierten Trompeter, Mjeteck, werde ich nie vergessen. Er war gross und stark und die Güte selbst, einer der wenigen, die sich stets in jeder Situation wie Menschen von Kultur verhielten.

Eines Tages stiess der Geiger und Trompeter Tebaum aus Amsterdam zu uns. Dazu Giensburg aus Monaco, den die Deutschen während einer Konzerttournee verhaftet und direkt nach Auschwitz gebracht hatten. Noch ein Holländer tauchte auf, Matteisen, der Kontrabass und Klarinette spielte. Gert Golinski war Gitarrist, und von den Geigern erinnere ich mich am besten an den Zigeuner Jacob ‚Zigan‘, weiter an den kleinen Max Hüttner und an Felix Klahr, einen polnischen Juden. Aus Saloniki in Griechenland bekamen wir die Flötisten Moritz Lachama und Moishe Angel. Doch der grosse Musiker, der grösste von allen, war der russische Jude Alexander aus Moskau. Bei uns spielte er Kontrabass, sein musikalisches Talent und Wissen waren nicht zu übertreffen. Leider wurde er nach Fürstengrube, einem der Aussenlager von Auschwitz, überstellt. Dorthin kam auch ein norwegischer Jude, Moritz Kahan, der nur ganz kurze Zeit der Kapelle angehörte.

Die erste Zeit durften wir täglich acht Stunden üben, doch damit war es bald vorbei. Wir wurden wieder in die Arbeitskommandos eingereiht. Einige von uns kamen zu einem Kommando, das Rohre von Ei-

senbahnwagen abladen musste. Schwere Bündel dieser Rohre wurden in den Lagerschuppen aufgestapelt.

Bald erhielt die Kapelle den Befehl, im Prominentenblock und im Beisein der SS-Truppen probezuspielen. Juden durften nicht mitspielen. Nur Häftlingen arischer Abstammung sollte diese Ehre zuteil werden. Wir anderen blieben im Musikerblock.

Kapellmeister Bronek sprach nur ungern deutsch. Wie die übrigen Polen bediente er sich, wenn es nur irgendwie ging, seiner eigenen Muttersprache. Sie waren harte und ungeschliffene Kerle, diese Kavalleristen, jedoch auch stolz und trotzig. Sie wollten einfach nicht deutsch sprechen, nur wenn Gefahr für Leib und Leben bestand. Wenn kein Deutscher in der Nähe war, sprachen sie ausschliesslich polnisch. Das machte das Leben für uns andere schwieriger. Wir baten sie inständig, während der Proben deutsch zu sprechen, doch nichts half. Diese stolze Haltung wurde der Kapelle nun beim Probekonzert zum Verhängnis. Die Musiker sassen im Prominentenblock bereit. Ich hatte mich dorthin geschlichen, stand ausserhalb des Blocks und lauschte. Schliesslich gehörte ich doch auch zur Kapelle und wünschte, dass alles gut gehen möge.

In Anwesenheit der SS polnisch zu sprechen, wäre ebenso schlimm wie ein Bombenwurf gewesen. Also kommandierte Bronek seine Musiker auf deutsch: «Zweiten Walzerpotpourri!»

Die Polen sassen da, und die meisten verstanden überhaupt nichts. ‚Potpourri‘ ging noch, doch was bedeutete ‚zweiten‘? Die Folge war, dass einige das zweite Walzerpotpourri anstimmten, andere wieder das dritte spielten, und alles zusammen wurde zu einer Kakophonie, die einen regelrechten Sturmangriff der Deutschen auslöste. Notenständer und Instrumente sausten durch den Raum, ebenso Stühle, und ein SS-Mann schlug sogar ein Fenster ein, um seinem Zorn Luft zu verschaffen.

Wir Juden waren beim Konzert nicht dabei, fehlten jedoch nicht beim nachfolgenden Strafexerzieren. Da mussten alle mitmachen. Ich sehe noch den Rapportführer Rakers in seiner SS-Uniform und seinen glänzenden Reitstiefeln vor mir. Zwei Stunden lang drangsalierte er uns, bis uns die Kleider in Fetzen vom Leibe hingen und die Knie und Musikerhände blutig gescheuert waren. Jadek, der Altposaune spielte, starb noch am gleichen Abend. Die unmenschliche Schinderei war zuviel für ihn.

Eines Tages im Oktober kam Bronek und erzählte, man habe ihm erlaubt, sich ins Hauptlager Auschwitz zu begeben, um sich dort Noten, Notenpapier und Instrumente zu beschaffen. Bronek hatte überall Freunde und Bekannte, in den Schreibstuben und anderen Büros. Deshalb bat ich ihn zu versuchen, etwas über meine Schwestern und Brüder herauszufinden. Ich steckte ihm auch einen kleinen Zettel mit ihren Namen zu, glaubte jedoch kaum an einen Erfolg. In einem solchen riesigen Todeslager wie Auschwitz dem Schicksal Einzelner nachzuforschen, musste ebenso schwierig sein, wie eine Nadel im Heuschaber zu suchen.

Bronek schaffte es. Am Nachmittag kam er zurück mit allen Auskünften, die ich haben wollte. Samuels Sterbetag war der 11. Januar 1943, Elias starb am 22. Februar und Martin am 14. März. Und Frank? Erst hatte man ihn in einen Experimentierblock gebracht, der dem berühmten Doktor Mengele unterstand. Von dort kam er in das Nacht- und Nebellager Natzweiler. Hier verlor sich jede Spur. Ich weiss nur, dass er im August 1943 noch lebte.

Bronek hatte auch herausgefunden, dass mein Vater und meine Schwester Marie bereits am Tag ihrer Ankunft in Auschwitz vergast worden waren. Von anderen Häftlingen hatte ich schon früher erfahren, dass Rita und Frida mit dem zweiten Judentransport an Bord des Sklavenschiffes ‚Gutenland‘ Norwegen verlassen hatten, dass sie über Berlin im März 1943 nach Auschwitz gekommen waren. Vom Bahnhof zur Gaskammer war der Weg nicht weit, ich hatte es selbst gesehen.

SS-Obergruppenführer Oswald Pohl hatte veranlasst, dass Auschwitz in drei Lager geteilt wurde. Deshalb hatte der SS-Lagerkommandant Rudolf Höss ab November 1943 nicht mehr die Führung von ganz Auschwitz. Wer nach ihm kam, weiss ich nicht. Ich weiss nur, dass ein Lagerkommandant Schwartz einer höheren SS-Rangstufe angehörte als unser Lagerführer in Buna.

Dieser Lagerführer hiess Schottel. Schottel stammte aus Bayern, war ein kräftiger wohlgenährter Mann, rotbäckig mit einem etwas kindlichen Gesicht. Er machte einen jovialen, manchmal sogar einen frommen Eindruck. Doch wenn er gereizt wurde, konnte auch er plötzlich Feuer und Lava speien wie ein Vulkan.

Wenn Schottel Musik hörte, wurde ihm weich ums Herz. Er hatte Trä-

nen in den Augen und schien weit weg zu sein von dem stinkenden Sumpf, wo Menschen wie Ungeziefer starben und verfaulten. Nicht einer nach dem anderen, nicht dutzendweise, was man vielleicht noch hätte begreifen können, nein, millionenfach. Hätte man die Leichen an einem Ort aufgestapelt, würden sie einen gewaltigen Berg in der Landschaft gebildet haben. Kaum verwunderlich, dass Höss späteschrieb, er hätte sich in Auschwitz nie richtig ‚wohlgefühlt‘, oder dass Schottel sich Tagträumen hingab.

Schottel sorgte dafür, dass die Kapelle eigene Uniformen bekam. Wohl waren sie aus grobem Leinen gefertigt, doch im Vergleich zu den übrigen Häftlingen sahen wir aus wie Generale. Die Uniform glich einem weissen Smoking, hatte jedoch rote Streifen an den Hosennähten und am Rücken. An gewöhnlichen Werktagen trugen wir die übliche Häftlingskluft. Nur wenn wir in der SS-Kantine oder vor den Unterkünften der SS spielten, mussten wir die neue Uniform anziehen.

Die Kapelle wurde immer besser. Wir bekamen niemals Applaus von unserem Publikum, das sich im Wesentlichen aus SS-Offizieren und SS-Soldaten zusammensetzte. Doch wir erhielten etwas Besseres: eine Extraration Suppe für jeden Musiker und bei besonders feierlichen Anlässen eine Zigarette nach dem Konzert. Für uns war das mehr als das Riesenhonorar eines freien Künstlers in einem freien Land.

Neue Leute stiessen zur Kapelle. Jack Louis war einer von ihnen, damals wohl der berühmteste Akkordeonvirtuose in Europa. Seine Linkehandtechnik war einmalig. Bronek selbst spielte vorzüglich Akkordeon, doch mit Jack Louis konnte er sich nicht vergleichen.

Aus Amsterdam kam ein neuer Trompeter, Baby Prince, der einer meiner wirklich guten Freunde wurde. Der Cellist Jupp Lessing war ebenfalls ein tüchtiger und wohlausgebildeter Musiker. Die Kapelle bestand nun fast ausschliesslich aus Berufsmusikern. Ich war einer der wenigen Amateure, wurde jedoch bald zum ersten Trompeter befördert. Wenn Bronek sich einen Augenblick lang umdrehte, erhielt ich zwar immer noch von meinem Seitenmann ab und zu einen heftigen Fusstritt. Doch muss gesagt werden, dass mich nicht alle derart behandelten. Ignaz Stopka, auch ein Pole, war mein guter Freund. Abend für Abend nahm er mich beiseite und versuchte, mir polnisch einzutrichtern.

Ich zeigte auf meine Nase, und er sagte «nos». Ich wiederholte das Wort, dann zeigte ich auf meine Zähne – «zçby». Auf mein Ohr – «ucho». Auf meinen Kopf – «gowa».

Jeden Abend lernte ich etwas Neues, und schliesslich konnte ich das meiste, was gesagt wurde, verstehen. Ich konnte mich sogar selbst verständlich machen. Später erwies sich diese Fähigkeit als besonders nützlich.

Morgens spielten wir beim Ausmarsch der Arbeitskommandos und ebenso abends, wenn alle wieder ins Lager zurückkehrten. Um für den Einmarsch der Arbeitskommandos rechtzeitig antreten zu können, durften die Musiker vor den übrigen Häftlingen aufbrechen. Wir spielten auch bei anderen Anlässen, vor allem bei Hinrichtungen, die meistens Sonntag nachmittags oder abends stattfanden. Viele der Todeskandidaten hatten versucht zu fliehen. Es gab viele Fluchtversuche, doch in Buna erwischte man sie fast alle wieder. Ich kann sie noch sehen, wie sie sich durchs Lager schlepten, vorn und hinten ein Plakat umgehängt, auf dem zu lesen war: ‚Hurra, hurra, ich bin wieder da!‘

Diese Worte musste der arme Teufel auch laut rufen. Er musste durch die Reihen der Tausenden von Häftlingen marschieren und dabei auf eine grosse Trommel schlagen. Dann wurde er gehenkt, während unsere Kapelle Parademusik spielte. Vielleicht wollte man mit der Musik letzte Proteste, letzte Verwünschungen übertönen. Ein makabres Schauspiel, das von höchster Stelle so befohlen war. Und rund um uns standen SS-Soldaten mit geladenen Gewehren.

Für uns hatten die Rufe der zum Tode Verurteilten den Klang von Siegesfanfaren. Ein letzter Protest, ehe sie den Tod durch Henkershand erleiden mussten, und gleichzeitig ein feierliches Gelöbnis, dass wir alle eines Tages wieder freie Menschen sein würden. Ich hörte es wiederholt mit meinen eigenen Ohren: «Wir sterben nicht vergebens!»

Weihnachten 1943 stand vor der Tür, und vieles hatte sich im Laufe des Jahres verändert. Vor knapp einem Jahr gehörte ich noch zu einer gesunden und lebensfreudigen Familie von neun Personen. Sie starben nacheinander, und vielleicht bin ich der letzte Sachnowitz auf dieser Erde.

Auch in den Buna-Werken gab es auffallende Veränderungen. Das Arbeits- und Ausbautempo wurde ständig gesteigert. Neue Güter und Ausrüstungen wurden herbeigeschafft, Roh- und Werkstoffe wurden in der Umgebung gelagert, wobei die Deutschen hofften, dass die alliierten Flieger sie nicht finden würden. Die riesigen Hallen der IG Farben waren voll von grossen und schweren Maschinen, die aus dem bedrohten Deutschland nach hier in Sicherheit gebracht worden waren.

Tag für Tag rollten die Züge heran. Aus der Nähe betrachtet, waren diese Güterzüge schmutzig und stanken nach Dieselöl, doch der Pfeifton einer abfahrenden Lokomotive klang wie eine Freiheitsfanfare, lockende Töne, denen wir gern gefolgt wären, hätten wir es nur gewagt. Doch wir wagten es nie. Oft spielten wir mit dem Gedanken, uns unter den Güterwagen zu verstecken und mitzufahren, bis der Zug irgendwo hielt, weit weg von dem giftigen Sumpfland am Rande der Karpaten. Wir versuchten es nie, denn wir hatten gesehen, wie es jenen erging, die den Versuch gewagt hatten.

Die Deutschen waren in Zeitnot geraten, und der Mangel an brauchbaren Arbeitskräften war deutlich zu erkennen. Bald gab es Gerüchte im Lager, dass man uns nun besser verpflegen und behandeln würde. Wir sollten so lange wie möglich arbeitsfähig bleiben. Doch die meisten von uns waren bereits nicht viel mehr als abgemagerte Gerippe, nur noch von einer erdfarbenen Haut bedeckt. Leute, die ein künstliches Gebiss trugen, mussten es herausnehmen. Der Gaumen, ebenfalls abgemagert, konnte das Gebiss nicht mehr festhalten. Die kahlgeschorenen Köpfe, die abstehenden Ohren und schnabelförmigen Nasen, die stets aus Angst flackernden Augen trugen dazu bei, dass wir alle – jedenfalls aus einiger Entfernung – derart gleich aussahen, als hätte man uns in der gleichen Form gegossen. Endlich waren wir

dort angelangt, wo uns die Deutschen haben wollten-wir waren eine Nummer in der Kartotheke und früher oder später eine Nummer auf den Totenlisten. Sie boten keinen schönen Anblick, diese langen Reihen von Häftlingen, die mit erloschenem Blick und im gleichmässigen Takt ihrer schlottrigen und schlurfenden Beine auf dem täglichen Weg zur und von der Arbeit waren. Keiner war mehr imstande, die Beine richtig zu heben. Ausserdem musste man versuchen, Kräfte zu sparen.

Es sollte uns besser gehen, wurde gesagt. Alte Gewohnheiten lassen sich aber nicht so schnell ändern. Die Kapos trauten sich zwar nicht mehr, uns im gleichen Ausmass öffentlich zu schinden, doch sie holten es insgeheim nach. Neue Qualen wurden erfunden, ausgeklügelter und weitaus effektiver als zuvor. Was die Verpflegung betraf, waren grössere Rationen nur leeres Gerede. Die Verbesserung bestand in einer dünnen Scheibe Blutwurst und ganz selten in einem winzigen Stück Margarine. Doch schon das wenige genügte, um vielleicht einige Tage oder Wochen länger leben zu können.

Uns Musikern ging es etwas besser. Die Deutschen liebten Musik, und wir Musiker mussten für sie beides: arbeiten und spielen. Die übrigen Häftlinge mussten allein arbeiten, durften nur so lange leben, bis sie das festgesetzte Soll von soundso vielen Tagen und Wochen Sklavenarbeit erfüllt hatten. Dies galt vor allem für die Juden.

„Nachschlag“ war ein wichtiges Wort im Lager, denn es bedeutete, dass man zusätzlich zur täglichen Ration von 200 Gramm Brot am Morgen und einer Blechschüssel Buna-Suppe mittags noch etwas bekam. Die Buna-Suppe wurde aus einem langgestielten, nesselartigen Gewächs gekocht. Wer Pech hatte und eine Schöpfkelle voll Grünzeug in die Blechschüssel bekam, war der Verzweiflung nahe. Wir wollten doch die Suppe haben, nicht nur weil sie etwas nahrhafter, sondern weil sie warm war. Die Hauptmahlzeit war jedenfalls die Kartoffel- oder Kohlsuppe am Abend. Täglich war man neu gespannt, ob man in der Suppe eine Kartoffel finden würde, wenigstens das Stück einer Kartoffel. Und es machte nichts, wenn sie schon verfault war. Die Suppe abends schmeckte wie himmlischer Nektar. Irgend eine Art von Fleischbrühe war drin, vielleicht war es nur eine Art von Suppenwürze.

Wir Musiker waren in den Augen der Deutschen wertvoller als die übrigen Häftlinge und erhielten daher oft einen Nachschlag. Unsere

Mithäftlinge, die nicht wussten, dass wir ausser den Konzerten und den vielen Proben genauso wie sie in den Betrieben Sklavenarbeit verrichten mussten, sahen in uns beinahe so etwas wie Übermenschen, wenn wir in den weissen Uniformen daherkamen. Dabei erhielt ich in der Kapelle mehr Ohrfeigen, Schläge und Fusstritte als je zuvor.

Ich wollte überleben. Das Versprechen, das ich mir selbst gegeben hatte, wurde allmählich zur Besessenheit. Eines Tages würde ich wieder durch die Strassen meiner Heimatstadt gehen, der weissen Stadt am Meer. Bergauf würde ich gehen, bis an den Rand des Buchenwaldes. Dort würde ich mich rasch umdrehen und, von Wiedersehensfreude erfüllt, den Ausblick geniessen: die Stadt unterhalb, Haus für Haus, den Fjord an einem Sommertag, wo man sich geborgen fühlt wie im Schoss der Mutter.

Den Funken Leben zu erhalten, war meine einzige Aufgabe. Die Erinnerung an meine ermordeten Angehörigen half mir dabei. Jeden Morgen dankte ich Gott von ganzem Herzen, dass ich wieder aufwachen durfte, obwohl mir ein neuer, grauenvoller Tag bevorstand. Jeden Abend dankte ich ebenso inbrünstig, dass ich alle Mühen und Gefahren überstanden hatte.

In jener Zeit lernte ich etwas Wichtiges. Ich lernte auf eine neue Art zu denken, blitzschnell, logisch und zynisch. Jede Situation, in der ich mich befand, erforderte eine besondere Lösung, und diese musste ich augenblicklich finden. Ein unbeugsamer Lebenswille genügte nicht, um aus der Hölle von Auschwitz mit dem Leben davanzukommen. Mit seinen Kräften konnte keiner rechnen; die hatte man uns schon nach zwei oder drei Wochen im Lager geraubt. Nur blitzschnelles Reagieren, Schlauheit und Erfindungsgabe – und vor allem viel Glück – konnten das Leben retten. Wer überleben wollte, musste seine Instinkte, seine Fähigkeiten entwickeln und mit kühler Berechnung vorgehen.

Ich lernte auch, an das Glück zu glauben, doch fand ich heraus, dass Glück auch eine *Fähigkeit* ist, gewissermassen ein Instinkt, der hilft, im rechten Augenblick das Richtige zu tun. Glück, Wachsamkeit und Phantasie waren die geheimen Waffen, die einige von uns zu einem Verteidigungssystem entwickelt hatten, so wirksam, dass man glauben konnte, es wäre seit eh und je in uns vorprogrammiert gewesen. Auch die bescheidene Lebensphilosophie, die ich mir zurechtgelegt

hatte, erwies sich als äusserst nützlich. ‚Schau nie nach oben!‘ sagte ich mir. ‚Schau nie auf jene, die im Vergleich zu dir Vorteile haben! Schau nie auf jene, denen es besser geht! Schau dir stets und immer wieder diejenigen an, denen es viel schlechter geht, die noch mehr hungern, die kranker und schwächer sind als du! Danke Gott für jeden Augenblick, den es dir nicht so schlecht geht wie ihnen.‘

Es war eine einfache und naive Philosophie, doch damals war sie richtig und auch notwendig. ‚Nach oben schauen‘ bedeutete, seine Seele mit Angst, Hass und Neid zu belasten, bis der psychische und physische Verfall einsetzte. Jeden Abend, nach einem Tag voll schwerer Arbeit, voll Greuel und Qualen, dankte ich dennoch dafür, dass alles so war, wie es eben war. Ich hatte noch einen Tag überlebt. Es *könnte* morgen auch gut gehen, ich *musste* doch heimkommen! Dieses halsstarrige, von meinem Willen gelenkte Denken hatte zur Folge, dass ich morgens beim Aufstehen oft stärker und optimistischer war als die meisten meiner Mithäftlinge. Wenn ich aufwachte, ohne dass sich einer nachts erhängt oder in den elektrischen Zaun gestürzt hatte, erfüllte mich sogar ein Gefühl der Freude. Ich musste nur vorsichtig sein, um nicht allzu viel Frohsinn zur Schau zu tragen. Einige hätte es ermutigen, andere reizen können. Die meisten hatten so viele Enttäuschungen erlebt, dass sogar ein Anflug von Optimismus sie in Wut bringen konnte.

Wiederholt sah ich, wie Neuankömmlinge geschlagen wurden, nur weil sie wohlmeinend Mithäftlinge ermuntern wollten: «Haltet durch, Leute, der Krieg ist bald vorbei!»

Heute, dreissig Jahre danach, sehe ich alles weitaus nüchterner als damals. Aber ich würde nicht die Wahrheit sagen, wenn ich das Problem ‚Sein oder Nichtsein‘ auf ein bewusstes Denken und eine mehr oder weniger naive Philosophie vereinfachen würde. Es gab nämlich noch etwas, das wichtig war und nicht unterschätzt werden sollte. Wir können es ‚Träumen und Hoffen‘ nennen. Da doch jeder Tag, jede Stunde, jede Minute von psychischen und physischen Leiden erfüllt waren, flüchteten wir alle in eine Traumwelt. Keiner hätte die Eintönigkeit und Freudlosigkeit, die Tortur und die Greuelszenen, die Hoffnungslosigkeit überleben können, wäre er nicht imstande gewesen, die Wirklichkeit in eine Scheinwirklichkeit zu verwandeln. Wovon träumten wir denn, die Leute ohne erkennbare Zukunft? Wir träumten vom Essen, zuerst und zuletzt. Dieser Traum überschattete

alles andere. Wenn ich in meinen Tagträumen die wohlbekannten Strassen von Larvik entlangging, sah ich vor allem die Lebensmittel-läden und die Kioske, die Süssigkeiten und Würstchen verkauften. Ich sah sie ganz deutlich vor mir. Im Traum blieb ich stehen, unterhielt mich mit dem Besitzer und kaufte riesige Tüten voll Süssigkeiten, die ich dann auf dem Heimweg verzehrte.

Am Tage hatte ich Geruchshalluzinationen, oder ich sah Luftspiegelungen von Schwarzbrot und frischgebackenem Milchbrot, ganze Berge von Weihnachtsstollen und Fleischbuletten, Ströme von Kakao mit schäumenden Stromschnellen aus Schlagsahne – alles einmal selbstverständliche Dinge. Nachts, wenn ich unter Tränen in den Schlaf gesunken war, wanderte ich durch die Gärten, wo sich die Bäume unter der Last von Früchten bogen. Streckte ich jedoch eine Hand aus und griff nach einem Apfel, dann verfaulte oder versteinerte er zwischen meinen Fingern.

Als Frank noch bei mir war, träumten und sprachen wir fast immer nur vom Essen, ein unersättliches Verlangen, das nicht zu befriedigen war. Alles drehte sich immer um Nahrung. Fanden wir einen Pechklumpen an einer Kabelrolle, teilten wir ihn und kauten stundenlang daran, um den quälenden Hunger zu stillen. Es kam vor, dass wir Harz, Späne oder irgendein Stück Holz kauten. Alles half. Wir assen Schnee, obwohl wir davon Dysenterie bekommen konnten. Und dann Pappe, eine wahrhafte Delikatesse; nur selten hatten wir das Glück, ein Stück zu finden.

Zeitweise waren wir fast wahnsinnig vor Hunger. Dabei ging es mir noch nicht einmal am schlimmsten, denn ich bekam ab und zu einen Nachschlag. Viele jedoch lebten am Rande des Hungertodes, so dass sie nicht mehr wussten, was sie redeten oder taten. Etliche von ihnen wurden dabei geisteskrank.

Manchmal sah ich, wie ein SS-Mann den Hunger der Häftlinge ausnutzte, um seinen Spass zu haben. So wie die Leute daheim in Norwegen den Vögeln Krümchen zuwarfen, streute er Brotkranten und Brotreste auf den Boden. Im Nu stürzten sich ganze Scharen von Häftlingen auf die Brotkrumen, fünfzehn oder zwanzig Mann gleichzeitig. Den nächsten Bissen warf der SS-Mann in eine andere Richtung, und die Häftlinge trampelten sich buchstäblich zu Tode, nur um ein Brotstückchen zu ergattern.

Ein physisches Bedürfnis, das sich in unseren Träumen nicht melde-

te, war das Verlangen nach Geschlechtsverkehr. Romantische Träume von schönen Frauen und von Liebe gab es selten, wenn je, war die Frau eher ein Engel als ein Mensch aus Fleisch und Blut – ein Ideal, die Güte selbst, Wärme. Der Geschlechtstrieb ging einfach in den Winterschlaf. Wer vor Erschöpfung und Unterernährung kaum ein Bein heben kann, hat auch keine Geschlechtslust. Die SS-Soldaten, die Kapos und alle, denen es an reichlicher Nahrung nicht fehlte, hatten da keine Probleme. Man konnte es ihren Spässen entnehmen. Ein mehr oder weniger roher und schlüpfriger Sprachgebrauch war übrigens gang und gäbe in den Blocks. Es war mehr eine schlechte Angewohnheit und um Schneidigkeit vorzutäuschen.

Die einzige Form von geschlechtlicher Aktivität, die es von Zeit zu Zeit gab, war die Homosexualität. Man hatte zwar die Homophilen in unserem Lager auf verschiedene Blocks verteilt. Es half jedoch nicht viel, sie fanden dennoch einander.

An kameradschaftlichen Beziehungen zwischen den Häftlingen gab es eine erstaunliche Vielfalt, genau wie zwischen freien Menschen. Da gab es Freunde, die bereit waren, ihr Leben für einander zu opfern, und, als anderes Extrem, die mit den grünen Winkeln, die ohne zu zögern auch ihren besten Freund für ein Stück Brot verrieten. Ich habe alle Formen solcher Beziehungen erlebt, auch Neid und Verrat. Doch ich hatte Glück und fand viele Freunde, und ich hatte Felix Pavlowsky und Samuel Steinmann. Nachdem Frank verschwunden war, teilte ich meine Träume und Hoffnungen mit Sammy. Er hat mir geholfen, die schlimmste Zeit meines Lebens durchzustehen. Wie es mir ohne ihn ergangen wäre, weiss ich nicht, jedenfalls habe ich ihm sehr viel zu verdanken. Später tauschten wir die Rollen, da war es an mir zu helfen. Die Arbeit im Krankenbau, der dauernde Umgang mit Toten und Sterbenden war eine ungeheure Belastung, und ich sah, dass Sammy immer mehr von Schwermut befallen wurde. Nun brauchte er mich, und ich war froh, dass ich für ihn etwas tun konnte. Vielleicht war Sammy auch verwundbarer, weil er nicht imstande war, in die Traumwelt zu flüchten. Vielleicht war er auch sich selbst gegenüber ehrlicher, mehr Realist, der unsere verzweifelte Situation deutlicher sah. In meinem Inneren glaubte auch ich wohl nicht mehr, dass man uns die Freiheit wiedergeben würde. Die einzige Befreiung, die uns bevorstand, war die endgültige und vollständige Erlösung von allen Leiden, wenn wir als Rauch und Asche den Schornsteinen

des Krematoriums entweichen und durch den Wind in fremde Länder und Gegenden getragen würden. Doch die Hoffnung wollte ich nicht aufgeben. Ein Häftling, der sich selbst belügen und daran glauben konnte, dass ‚der Krieg nun bald vorbei sei‘, hatte eine gewisse Überlebenschance. Alle anderen hatten keine.

Oft kam Sammy abends und sagte: «Herman, ich kann bald nicht mehr. Alles ist schwarz und traurig. Erzähle mir ein bisschen, wie es uns ergehen wird, wenn wir von hier wegkommen.» Dann machten wir einen ‚Spaziergang‘ durch die grauen Lagerstrassen und erfanden eine neue Welt, eine Welt, überflutet von Milch und Honig, von Lächeln und Freundlichkeit, von Licht und Wärme. Wir liessen unserer Phantasie freien Lauf, beflügelt wie Schmetterlinge bewegte sie sich in einem Kosmos voller Duft und Farben. Wir reisten um die ganze Welt und lebten in Saus und Braus in Luxushotels und Luftschlössern. Am häufigsten waren wir in norwegischen Gebirgshotels, frassen wie die Scheunendrescher das hausgebackene Brot mit guter Bauernbutter und danach Forellen. Dabei spielte es keine Rolle, ob wir daselbe schon am Tage vorher oder bereits hundertmal früher geträumt hatten. Norwegische Bauernbutter war eben norwegische Bauernbutter. Es glänzte wie Gold vor unseren Augen, wenn wir das Wort nur erwähnten. Und Forelle war Forelle. Das Wasser lief uns im Mund zusammen, wenn wir den Fisch über einem kleinen Lagerfeuer in der Pfanne brieten. Und wenn wir nach einem solchen Spaziergang unseren Block wieder erreichten, sagte Sammy immer: «Gute Nacht, Herman. Glaubst du, dass es so etwas wieder geben wird?»

«Natürlich», antwortete ich, «darauf kannst du dich verlassen.» Das Herz hatte geantwortet, nicht das Gehirn und nicht der Verstand. Wir wussten es beide.

Der Weihnachtsabend kam. Wie an jedem anderen Tag mussten wir bei den Aussenkommandos arbeiten. Abends spielten wir für die SS-Leute und die Lagerleitung. Sogar diese Menschen, hart wie Granit und kalt wie Eis, hatten ab und zu ein Verlangen nach ein wenig Wärme und Gemütlichkeit. Im Allgemeinen versuchten sie, diesem Verlangen mit einigen Schnäpsen und einigen Mädchen aus den nahegelegenen polnischen Dörfern beizukommen.

Lagerführer Schottel erschien pflichtgetreu zu den Konzerten. Er lauschte ergriffen der Musik, erlaubte jedoch keinen Beifall. Den

Feinden Deutschlands applaudierte man nicht, noch dazu, wenn sich unter ihnen etliche Judenschweine befanden. Bei Schluss des Konzerts erhoben sich Schwartz, Schottel, Rakers und die anderen hohen Herren und gingen. Die Soldaten blieben sitzen, um noch mehr zu hören. Sie schickten dem Kapellmeister Bronek kleine Zettel mit ihren Wünschen. Es konnten bekannte amerikanische Melodien sein wie ‚Alexander’s Ragtime Band‘, ‚Dinah‘, ‚Sweet Sue‘ und paradoxerweise ‚I can’t give you anything but love‘. Oft wunderte ich mich, dass die Soldaten wagten, solche Wünsche zu äussern, denn alles, was auch nur englisch oder amerikanisch roch, war streng verboten. Wenn wir einen Marsch wie ‚Anchors Aweigh‘, ‚Die Anker lichten, ansagten, verwendeten wir eine deutsche Übersetzung. Nie wurde ein englisches Wort im Konzertsaal gesprochen. Deutsch war die Sprache, eine andere war nicht erlaubt. Die Musik war nur für die Deutschen bestimmt, nicht für die Häftlinge. Ich erinnere mich an ‚Hätt‘ ich einen, der mich küsst und alle die beliebten Peter-Kreuder-Melodien, die wir gut kannten.

Während des Konzerts am Weihnachtsabend mussten wir zusehen, wie die Deutschen Würste und Kartoffelpüree in riesigen Mengen in sich hineinstopften, derart gierig, dass ihnen das Fett über die Wangen rann. Der durchdringende Essensgeruch war kaum zu ertragen. Wir weinten, während wir spielten, nicht nur weil der Magen vor Hunger knurrte, sondern weil wir hier mit Vorsatz entwürdigt wurden. Eine Demonstration von deutscher Macht und deutschem Protz, und so war es wohl auch beabsichtigt. Sicher waren wir in den Augen des Herrenvolkes nur Tiere, doch auch Tiere brauchen Nahrung, um leben zu können.

Aus jener Zeit erinnere ich mich insbesondere an van der Muhle in unserer Kapelle, weil er dazu beitrug, die Finsternis um uns zu erhellten. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Musiker, sondern auch einer der merkwürdigsten Menschen, dem ich je begegnete, eine unbegreifliche Mischung von Genie und Tolpatsch. Van der Muhle hatte das absolute Gehör. Wurde ein Ton angegeben und er sagte, es wäre ein A, dann war es auch ein A. Er irrte sich nie. Manchmal drückte er sich so aus: «Das ist ein Cis, doch einen Achtelton zu niedrig.» Es stimmte mit Sicherheit.

Wenn Bronek mit Hilfe eines Fragebogens ein musikalisches Quiz veranstaltete, beantwortete einer immer alles richtig – van der Muh-

le. Er beherrschte Jazz wie auch klassische Musik. Hatte er einmal eine Melodie gehört, so behielt er sie für immer. Wenn er Lust hatte, konnte er die schönsten Melodien improvisieren.

Mit anderen Worten: Er war als Musiker ein Genie, doch ansonsten war er zerstreut, ungeschickt, ein richtiges Original. Er geriet in die verfahrensten Situationen und bekam oft eine Tracht Prügel oder andere Strafen dafür. Doch während andere verzweifelt bittere Tränen weinten oder vor Schreck verstummten, konnte er in schallendes Gelächter ausbrechen. Angst hatte er keine, dabei war er stets freundlich und hilfsbereit.

Er wieherte vor Vergnügen, wenn ich seine grossen Ohren betrachtete und dabei sagte: «Du hast wirklich Glück, Muhle, du kannst London ohne Antenne hören!»

Am Silvesterabend 1943 war ich bei Sammy ‚eingeladen‘. Sammy hatte nun zwei Aufgaben im Revier. Teils arbeitete er in der Küche und teils für den Blockältesten des Krankenbaus, Stefan Budziaszek. Zu der ‚kleinen Überraschung‘, wie Sammy es nannte, wurden noch zwei unserer Freunde aus Norwegen, Michael Pintzow und Bernhard Bodd, erwartet. Er hatte für jeden eine Tasse Ersatzkaffee mit Zucker organisiert, dazu noch so viel Alkohol aus der chirurgischen Abteilung, dass jeder von uns einen Fingerhut voll bekam. Zu unserem Minifest trafen wir uns auf der Latrine des Krankenbaus, blickten uns gegenseitig verstohlen an, tranken unseren fürstlichen Kaffee und kehrten in unsere Blocks zurück. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir etwas über das vergangene Jahr sagten oder dass wir einander gar ‚Prosit Neujahr‘ wünschten. Die Latrinenparolen, die Nachrichten und Gerüchte, die von Mann zu Mann weitergegeben wurden, liessen kaum ein besseres neues Jahr erwarten. Unter solchen Verhältnissen einander Glück zu wünschen, wäre der reinste Hohn gewesen. Anfang 1944 konnte man gewisse Veränderungen bemerken. Kontrollen wurden öfter und strenger durchgeführt. Die Entlausung war immer noch am wichtigsten. Der sattnam bekannte Spruch: ‚Eine Laus – dein Tod!‘ hing wie das Schwert des Damokles über uns und zwang zu gründlicher und lebensnotwendiger Sauberkeit, was nicht leicht war, da Seife und Wasser nur spärlich vorhanden und wir zu 150 Mann in einem Block untergebracht waren.

Flöhe, Krätze, Hautpilzkrankungen und andere Hautkrankheiten gehörten zu den täglichen Plagen. Typhus, Flecktyphus und Diphtherie tauchten bald da, bald dort auf. Die Sterblichkeitsziffern wurden eher grösser als kleiner. Tagsüber und nachts hielt der Tod reiche Ernte unter den Häftlingen. Einige Häftlinge erhängten sich, andere schnitten sich die Pulsader auf, andere liefen in den elektrischen Zaun. Und einige fielen einfach um, ihr Auge erlosch, weil es nichts mehr gab, was ein Auge zum Leuchten bringen konnte.

In seinem Buch über Auschwitz hat Höss – der ganz offen erklärt hatte, dass er Juden nicht ‚leiden‘ konnte – geschrieben, dass dieses Volk zu wenig Zähigkeit besitze. Diese Menschen stürben allzu leicht,

und sie wollen nicht ums Dasein kämpfen. Höss war ein primitiver Psychologe, sonst hätte er leicht mehrere plausible Erklärungen für dieses Phänomen finden können. So waren nach den Berechnungen, die die Deutschen selbst anstellten, nur etwa zehn Prozent der eingelieferten Juden in der Lage, die geforderte Schwerarbeit zu verrichten. Ein Grossteil von ihnen waren Intellektuelle, Wissenschaftler und Künstler, denen dazu auch noch die praktische Veranlagung fehlte. Ich habe selbst vielfach gesehen, wie Leute mit scharfem Verstand die grössten Dummheiten begingen, entweder aus reiner Unaufmerksamkeit oder weil sie glaubten, dass unsere Wächter Menschen mit menschlichen Zügen seien.

Dazu kam, dass diese Intellektuellen, vor allem die älteren und erfahreneren unter ihnen, sich ihrer Lage völlig bewusst waren. Sie kannten die Geschichte unseres Volkes. Sie konnten die weltpolitische Lage und unsere Überlebenschancen beurteilen. Sie wussten, dass die Zeit, die ihnen noch blieb, von Leiden und Entwürdigung erfüllt sein, dass man ihre Menschenwürde mit Füßen treten würde. Weshalb dann ein unwürdiges Leben fortsetzen? Deshalb gaben sie ihren Lebenskampf auf.

Ein grosser Teil der Häftlinge starb an den Folgen einer Krankheit, an Erschöpfung bei der Arbeit und während des Appells morgens und abends. Und diejenigen, die nicht mehr genügend Kraft hatten, um nützliche Arbeit zu leisten, wurden bei den Selektionen ausgesondert. Eine solche ‚Auslese‘ wurde von ausgewählten Pflegern und SS-Leuten vorgenommen, wobei sie vor allem den Unterleib begutachteten und in die Gesässmuskeln kniffen. Für denjenigen, der keine Muskeln mehr, sondern nur noch herabhängende Hautlappen hatte, war das ganze Elend vorbei. Dann hiess es: «Geh nach links!» Wir, die Altinsassen im Lager, die diese Prozedur schon mehrmals durchgemacht hatten, wussten sehr wohl, dass der Befehl ‚nach links‘ den Weg in die Gaskammer bedeutete. Die Pfleger, die selbst Häftlinge waren, hatten keine leichte und angenehme Aufgabe. Sie konnten auch selbst nichts entscheiden. Sie hatten bloss zu wiegen und zu untersuchen. Die Entscheidung trafen die SS-Leute, sie winkten die Häftlinge «nach links – nach rechts – links – links – links!» Abends erinnerte nur noch der leere Platz an den Unglücklichen. Auch seine Kleider waren weg. Zusammen mit Dutzenden, ja, sogar Hunderten von Leidensgefährten wurde er abtransportiert.

Viele Häftlinge waren zu erschöpft, um noch irgendwie reagieren zu können, wenn ihnen klar wurde, dass ihr Schicksal besiegelt war. Andere wiederum machte der Schock apathisch. Nicht wenige waren bereits geistesgestört. Die erfahrenen Häftlinge, die Veteranen, gaben, wenn ihre Zeit gekommen war, ruhig und ohne seelische Regung ihre Hose, Jacke oder ihre brauchbaren Stiefel ab. Ein guter Freund würde vielleicht, wenn er diese Kleidungsstücke bekam, etwas weniger frieren und länger leben.

Das Wort ‚Tod‘ war tabu im Lager. Redeten wir darüber, dann bedienten wir uns verschiedener Umschreibungen wie ‚verschwinden‘, ‚sich in den Zaun stürzen‘, ‚die Himmelfahrt antreten‘ oder ‚zum Schornstein hinausfahren‘. Wir wollten an das Leben denken und an das, was zur Erhaltung des Lebens beitragen konnte.

Ich habe einige Veränderungen in unserem Lager um die Jahreswende 1943/44 erwähnt. Zu dieser Zeit gab es schon einen bedenklichen Mangel an Arbeitskräften. Um Abhilfe zu schaffen, wurde ein Prämienschein für erhöhten Arbeitseinsatz eingeführt. IG Farben war auf diese Idee gekommen. Wer sich durch besondere Arbeitsleistung auszeichnete, konnte einen solchen Schein bekommen und ihn in einer zu diesem Zweck errichteten Kantine gegen Zigaretten oder andere wünschenswerte Dinge einlösen.

Im Lager wurde sogar ein Bordell eröffnet, wo natürlich nur ‚Arier‘ Zutritt hatten. Die Frauen, die für dieses Bordell ausgewählt wurden, waren selbst Häftlinge. Die armen Geschöpfe wussten, worauf sie sich da einliessen. Doch wer nie gehungert hat, nie den Knüppel auf dem Rücken spürte, nie von den Hunden einer Wachmannschaft angefallen wurde, darf sich über diese Frauen nicht zum Richter aufwerfen. In dieser neuen Umgebung brauchten sie wenigstens nicht zu frieren, sie durften sich satt essen, um einigermaßen gut auszusehen. Im übrigen waren sie jetzt noch mehr Gefangene als die anderen Häftlinge. Das Bordell war nämlich ein Lager im Lager, mit vergitterten Fenstern, Stacheldrahtzaun rund um den Block und Wächtern am Eingang, Tag und Nacht. Eine derart strenge Bewachung hätte man sich sparen können. Kaum irgendeiner der gewöhnlichen Häftlinge war potent genug, um sich für das Freudenhaus überhaupt zu interessieren. Nur die ‚Prominenten‘, die Kapos, Vorarbeiter und andere mit Sonderrechten, hatten noch Kräfte; für sie war das Bordell wohl errichtet worden. Das Ritual zum Betreten des Gebäudes war übrigens

recht umständlich. Zuerst wurde der ganze Körper rasiert, denn auch hier galt: ‚Eine Laus – dein Tod!‘ Im Vorraum wurden die Besucher von einem SS-Mann, einem Kontrolleur und einem Pfleger vom Revier empfangen und ihr Unterleib wurde mit einer Kerosinlösung gründlich bespritzt.

Für einen Prämienschein konnte man auch das Bordell besuchen, Juden wiederum waren ausgeschlossen. Wir gingen in die Kantine in der Hoffnung, dort etwas Essbares zu bekommen. Ich erinnere mich an einige Freunde, deren Arbeitsleistung in einem der Kommandos besonders gut war. Sie erhielten dafür, jeder von ihnen, einen schrecklich versalzenen Hering und assen ihn mit den Schuppen, dem Kopf, den Flossen und den Innereien. Nachher standen sie stundenlang und sammelten tropfenweise das Kondenswasser aus den Heizungsrohren der Buna-Werke, um ihren Durst zu löschen. Eine andere Prämie bestand aus verfaultem Käse. Ich erhielt ein einziges Mal einen Prämienschein und begab mich erwartungsvoll in die Kantine. Ich bekam Senf – Senf für den eingeschrumpften leeren Magen! Ich wollte etwas zu essen haben oder wenigstens eine Zigarette.

Zigaretten und Tabak standen bei den Häftlingen hoch im Kurs. Gegen Tabak konnte man ein Stück Brot oder irgendeinen Vorteil ergattern, falls man nicht selbst rauchte. Der Tabak liess uns für eine kurze Zeit die schreckliche Gegenwart vergessen. Er wirkte ein wenig als Stimulanz, obwohl die Qualität unter jeder Kritik war. Meistens war es eine russische Tabaksorte, die wir Machorka nannten. Sie sah wie braune Holzwolke aus und schmeckte ebenso. Wer jedoch regelmässig sein Brot gegen Zigaretten zu tauschen versuchte, hatte bereits den Kampf ums Leben aufgegeben.

Wenn ich an Tabak denke, sehe ich vor mir den Geiger Giensburg, einen kleinen, zarten Juden, der erst vor Kurzem zu unserer Kapelle gekommen war. Er war ein listiger Bursche und konnte spannend über seine Erlebnisse erzählen. Giensburg stammte aus Russland, hatte jedoch die meiste Zeit in Monaco und Frankreich gelebt, wo er als Solist mit grossen Symphonieorchestern spielte. Eine unglückliche Liebe trieb ihn in die Fremdenlegion, wo er vier oder fünf ungemein harte Jahre verbrachte. Wenn es ganz schlimm wurde, sagte er gern, um alle zu trösten: «Na und? Schliesslich habe ich doch auch die Fremdenlegion durchgestanden.»

Eines Tages hatte Giensburg ein paar armselige Krümel Tabak orga-

nisiert. Er fischte aus einem Mülleimer beim Prominentenblock ein dünnes, hellrotes Stück Papier heraus, rollte Tabak und Papier so zusammen, dass das Ding wie eine Zigarette aussah. Als er das Gebilde ansteckte, wurde-wie durch Zauberhand-aus dem kleinen, gehetzten Juden in einem deutschen KZ wieder der wohlhabende und bekannte Solist Giensburg aus Monaco mit einem soliden Bankkonto und Freunden allerorts. Feierlich stolzierte er im Block umher, aufrecht und mit erhobenem Haupt, ein Künstler, der wusste, was er wert war. Er rauchte in langsamen Zügen und blies uns den Rauch entgegen, als Gunstbezeichnung und Dank, weil wir aufpassten, damit er sein Glücklichein auch voll und ganz geniessen konnte. Das Rauchen im Block war nämlich verboten, und jedes Zuwiderhandeln konnte ungeahnte und verheerende Folgen haben.

Während der Monate Januar, Februar und März wurden Teile des Lagers asphaltiert. Das machte den eiskalten Winter zwar nicht freundlicher, doch war es für uns eine grosse Erleichterung, weil wir nicht mehr bis zum Knie im Schlamm versanken. Das Lager wurde sauberer und weniger gesundheitsgefährdend, öfter wurden Kontrollen durchgeführt. Wir im Orchester sahen viele Dinge, die andere nicht zu sehen bekamen. Auf Hochglanz polierte Mercedes-Wagen fuhren bei den SS-Unterkünften vor, und SS-Offiziere von hohem Rang kamen zur Inspektion. Ein grosser Teich in der Mitte des Lagers, wo lange eine Tafel mit der Aufschrift: „Kein Trinkwasser! Seuchengefahr“ gestanden hatte, wurde nun gereinigt und betoniert, und in einzelnen Betten der Blocks tauchten sogar Steppdecken auf. Schliesslich sahen Teile des Lagers aufgeräumt und sauber aus.

Auch der Krankenbau wurde besser ausgerüstet. Häftlingen gelang es, die erforderlichen Teile eines Röntgenapparates zu organisieren. Sie hatten sie ganz einfach im Depot der IG Farben geklaut und im Lager zusammengebaut. Teil für Teil wurde in den Suppenkesseln der Kommandos hereingeschmuggelt. Es gab so viele solcher Kessel, dass die Wachhabenden am Lagertor nur selten oder nie den Inhalt kontrollierten. Nicht nur der Röntgenapparat wurde heimlich ins Lager gebracht, sondern auch ein Apparat für die Schocktherapie bei Nerven- und Geisteskranken. Die Apparate wurden mehr verwendet, als ursprünglich erwartet wurde. Erstens hatten Naziärzte schon mehrere Jahre lang ihre unheimlichen medizinischen Experimente

mit Häftlingen als Versuchskaninchen betrieben. Zum andern hatte sich die Kriegslage derart verschlimmert, dass die Deutschen nun gezwungen waren, möglichst viele Arbeitskräfte einsatztüchtig zu erhalten. Die zwei bis drei Millionen Juden aus Polen waren so gut wie verbraucht. Der Zugang an Juden aus anderen Ländern verringerte sich, weil die deutschen Truppen keine neuen Länder erobern konnten. 1944 kamen zwar noch ungarische Juden, doch nur Männer im Alter von 15 bis 40 Jahren kamen ins Lager. Als die meisten von ihnen heruntergekommen waren, wurde der Mangel an Arbeitskräften bedenklich.

Der 20. April 1944 wurde ein unvergesslicher Tag für mich. Auch für die Deutschen war es ein denkwürdiger Tag, der mit grossem Gepränge begangen werden sollte. Am 20. April feierten sie nämlich den Geburtstag des Führers. Die Lagerleitung hatte für diesen Tag alle die Festlichkeiten angeordnet, die man eben in einem KZ herbeizaubern konnte, und hierbei war der Kapelle eine wichtige Rolle zudedacht. Hätten Schottel und seine Handlanger unsere Gedanken lesen oder unsere Seele ergründen können, dann wäre wohl die ganze Kapelle gleich an die Wand gestellt worden. Nein, nicht sofort. Erst hätten sie sich noch irgendeine raffinierte Tortur ausgedacht, etwas ganz Aussergewöhnliches zur Feier des Tages.

Wir hatten den Befehl erhalten, ein Konzert in der SS-Kantine zu geben. Zum ersten Mal sollten auch Damen anwesend sein, die Frauen der Offiziere und Huren, die man in den polnischen Nachbarstädten aufgelesen hatte. In der Tat, Fortschritte gab es in Buna an allen Fronten. Das Konzert sollte abends nach dem Einmarsch der Arbeitskommandos stattfinden. Die Kapelle wurde hinten im Saal placiert, was ganz ungewöhnlich war. Gleich neben der Küche, aus der das Essen an uns vorbei in den Saal getragen wurde.

Eine halbe Stunde vor Beginn der Feier wurde eine riesige Hakenkreuzfahne zwischen uns und den fertig gedeckten Tischen angebracht. Diesmal sollte nichts der Freude der Deutschen Abbruch tun. Ihre feierliche Stimmung sollte nicht durch den Anblick von Häftlingen, unter denen es sogar Juden gab, getrübt werden. Die Musik, die wir zum Besten gaben, war gut genug, doch uns auch noch zu sehen, würde den Tag des Führers schänden. Er, der das deutsche Volk herrlichen Zeiten entgegenführen wollte, Zeiten, wie sie die Welt noch

nie erlebt hatte, er, der ewigen Frieden auf Erden sichern wollte, zum Beispiel durch die ‚Endlösung der Judenfrage‘, also die Ausrottung aller Juden in der Welt.

Das Fest begann. Essen und Getränke wurden allen Gästen des hohen Festes reichlich serviert. Gläser voll schäumenden Bieres, frisch vom Fass, traumhaft grosse Portionen von Würstchen und Kartoffelpüree wurden an unseren bebenden Nasenspitzen vorbeigetragen. Wir bekamen nichts. Der alles durchdringende Speisengeruch wurde allmählich unerträglich. Nachdem wir drei Stunden lang gespielt hatten, erlag Bronek der Versuchung.

«Jungs», sagte er, «geht leise einer nach dem anderen an den Kessel dort heran und füllt, was ihr finden könnt, mit Kartoffelpüree. Ich übernehme die Verantwortung. Und esst, so viel ihr nur in euch hineinstopfen könnt. Seid aber vorsichtig und macht schnell! Während einige hier spielen, gehen die anderen der Reihe nach zum Kessel und bedienen sich. Wir teilen die Kapelle so ein, dass stets einige essen können.»

Es dauerte eine Ewigkeit, ehe ich an die Reihe kam. Würste gab es keine mehr, doch das Kartoffelpüree strahlte mir entgegen wie Manna vom Himmel. Kartoffelpüree war übrigens mein Leibgericht, ich hatte es nun schon seit Jahren entbehren müssen.

Ich füllte das ganze Schallstück der Trompete mit Püree, stopfte es voll, soweit es nur ging, eilte zurück auf meinen Platz im Orchester und begann zu essen. Ein Traum, der sich endlich erfüllte.

Da wurde die Hakenkreuzfahne zur Seite geschoben. Ein SS-Offizier tauchte auf, zeigte auf Bronek und sagte: «Tusch!» Bronek blickte mich an. Als erster Trompeter musste ich stets die Trompetenfanfare blasen, doch nun sass ich da mit dem Mund und der Trompete voll von Kartoffelpüree. Zwar konnte ich alles, was ich im Mund hatte, schlucken, doch die Trompete war immer noch voll.

In meiner Bedrängnis fiel mir nichts Besseres ein, als auf das Mundstück zu zeigen, um anzudeuten, dass es nicht in Ordnung sei.

Bronek verstand. Der Schweiss trat ihm auf die Stirn, und ein merkwürdiges Zucken zeigte sich in seinem Gesicht.

«Schnell, schnell!» schrie er. Ich war ratlos. Mit meiner Trompete konnte ich nicht blasen.

«Was ist denn los?» rief der SS-Offizier.

«Sofort, bitte, sofort!» Bronek trat nervös von einem Bein auf das an-

dere. Ich beugte mich zu meinem Nachbarn hinüber, nahm ihm die Trompete vom Knie, setzte sie an, und die Fanfare tönte durch den Saal.

Später habe ich oft daran gedacht, dass ich trotz allem der Hakenkreuzfahne etwas zu verdanken hatte. Sie verhalf mir zu einem ausgezeichneten Essen und gab mir die Möglichkeit, auch noch den Rest des Kartoffelpürees zu vertilgen. Welche Freude!

Zu den Neuerungen im Lager gehörte auch eine kleine Gärtnerei, deren Erträge allein dem Lagerführer Schottel, dem Rapportführer Rakers und ihren nächsten Untergeordneten vorbehalten waren. Es gab sogar kleine Treibhäuser dort, mit echtem Glas. Woher sie alles herbeigeschafft hatten, weiss ich nicht. Jedenfalls war alles fix und fertig eingerichtet, als ich im Frühjahr 1944 das Glück hatte, dem Gärtnereikommando zugeteilt zu werden.

In der Gärtnerei wurden Gurken, Tomaten und andere Gemüsesorten angebaut. Ausserdem gab es eine kleine Baumschule. Die jungen Bäume, die dort aufgezogen wurden, sollten später an verschiedenen Stellen im Lager und in den Buna-Werken ausgepflanzt werden. Die Lindenallee, die vom Lagertor bis zum Appellplatz reichte, war auf diese Weise entstanden.

Die Unterkünfte der SS wurden mit Grünanlagen versehen, die das trostlose Grau der Blocks aufhellen sollten. Wäre ein Uneingeweihter durch das Tor bis zum Appellplatz gegangen, er hätte nicht geglaubt, dass er sich in einem Vernichtungslager von gewaltigen Ausmassen befand, in einem Lager, wo Tortur, Krankheit, Irrsinn und Tod zur Tagesordnung gehörten.

Der Kapo im Gärtnereikommando hiess Jupp. Er war ein deutscher Kommunist aus Köln, jüdischer Abstammung und politischer Häftling seit 1933. Jupp war ein kleiner, magerer Kerl, trug eine schwarze Kapouniform und blanke Reitstiefel. Manchmal gebärdete er sich krankhaft nervös, fast hysterisch, und mir wurde bald klar, dass er ein Opfer der Lagerpsychose war, wie man es später nannte. Damals hatten wir Häftlinge noch keine so vornehme Bezeichnung für diesen Zustand, doch wir hatten die Auswirkungen wohl tausendmal gesehen und ertragen müssen. Gerade erzählte Jupp noch gutmütig lächelnd lustige Geschichten aus einer schon weit zurückliegenden Zeit, als er noch ein freier Mann war. Im nächsten Augenblick wurden

seine Arme zu Dreschflegeln, er schlug und trat jeden, den er nur erreichen konnte. Wir wussten nie, woran wir bei ihm waren. Oft schien er ein wahrer Engel, aber dann plötzlich verfinsterte sich seine Miene, und seine Augen sprühten vor glühendem Hass. Man darf einen Menschen wie ihn nicht ohne Weiteres verdammen. Die Verhältnisse im Lager und die lange Haftzeit hatten ihm sein Gleichgewicht genommen. Wer sich einmal hinter dem Stacheldrahtzaun befand, wird Verständnis für ihn haben.

Kein Verständnis konnte ich für die kaltblütigen, zynischen Typen haben, die bei klarem Verstand alle die teuflischen Quälereien ausgeklügelt und zum System erhoben hatten. Für sie und ihre eifrigen Lakaien, die deutschen Berufsverbrecher, gibt es kaum eine oder gar keine Entschuldigung. Diese Menschen taten alles, was von ihnen verlangt wurde. Hätten sie, unter anderen Verhältnissen, ihre Taten verantworten müssen, hätten sie sich sicher nicht anders verhalten wie jeder normale Mensch. In diesem Lager aber wollte man keinen normalen Menschen, man verlangte das Gegenteil. Deshalb wetteiferten sie miteinander, so grausam wie nur möglich zu sein. Es gibt viele Erklärungen für Sadismus, doch keiner versteht Sadismus besser als wir, die wir ihn jahrelang, tagein und tagaus erdulden mussten. Einen Sadismus, der nicht nur spontan durchbrach, sondern ein geplanter Genuss war. Ich habe Häftlinge mit schwachem Stehvermögen auf dem Bauch herumkriechen sehen. Sie suchten ihre Brille, die ihnen SS-Leute vom Gesicht geschlagen hatten. Ich habe SS-Leute lachen und ‚Brillenschlange‘ rufen hören und gesehen, wie sie die Brille wegstießen, wenn die tappende Hand nach ihr greifen wollte. Ich habe gesehen, wie eisenbeschlagene Stiefelabsätze Hände blutig quetschten und schliesslich die Brille zwischen den Fingern des Opfers zertraten.

Der Gärtneerikapo Jupp gehörte nicht zu den schlimmsten seiner Zunft, doch war er schon lange Zeit im KZ. Nach und nach lernte ich ihn verstehen, und wenn man einen versteht, kann man ihm auch eher verzeihen. Er schlug mich und die anderen im Gärtneerikommando. Dennoch gehörte die Zeit bei ihm zu den besten Tagen im Lager Buna. Die Arbeit dort war wieder eines der vielen Wunder, die mir zum Überleben halfen.

Die ersten Tage in der Gärtnerei stahl und ass ich in kleinen Portionen fast einen halben Sack mit Blumenzwiebeln. Ich wurde krank davon,

doch waren die Zwiebeln nahrhaft und füllten den Magen. Trotz der Krankheit konnte ich mich auf den Beinen halten und meine Arbeit erledigen. Bald hatte ich das Gefühl, dass ich kräftiger wurde, denn meinem Körper wurden nun auch Vitamine zugeführt. Alles, was ich pflückte und selbst verzehrte, war in den Augen der Deutschen reiner Diebstahl und wurde streng bestraft. Doch unter uns Häftlingen war alles erlaubt, was uns helfen konnte, noch einen Tag oder noch eine Woche zu überleben. Wir waren nicht viele im Gärtnereikommando, nur fünf oder sechs Mann. Einer von ihnen hiess Hermann, genau so wie ich und kam aus Berlin. Merkwürdigerweise hatten wir auch zwei, die Max hiessen, von denen der eine ebenfalls aus Berlin war. Jeden Morgen, nachdem ich zum Ausmarsch der Arbeitskommandos gespielt hatte, musste ich mich beim Gärtnereikapo Jupp melden. Er gab mir einen Eimer, worin Stricke, ein Hammer, Nägel, eine Kneifzange und eine Beisszange lagen. Ich hatte nach den jungen Bäumen zu sehen, die überall zwischen dem Asphalt gepflanzt waren. Solange die Bäume noch klein waren, mussten sie an einen Pfahl festgebunden werden, der Wind von den Karpaten hätte sie leicht knicken können. Ein solcher Job war ein Geschenk des Himmels.

Auf meinen Rundgängen sah und hörte ich vieles, worum mich meine Mithäftlinge sicher beneideten. Aber auch bei dieser Arbeit lauerten Gefahren. Man wurde oft zu kleinen oder grossen ‚Sünden‘ verleitet, die, wären sie entdeckt worden, Folter oder Hinrichtung nach sich gezogen hätten. Ausserdem war das Wetter miserabel, Regen und kalter Wind drangen durch die dünne Häftlingskluft. Ich habe entsetzlich gefroren. Dass ich mir da nichts weggeholt habe, begreife ich heute noch nicht. Die Runden mussten bei jedem Wetter gemacht werden.

In einem der Treibhäuser stand eine riesengrosse Kiste, deren Geheimnis mich lange Zeit reizte. Sie war fast zwei Meter lang und lag immer mit dem Boden nach oben. Oft sah ich, dass der jüngere Max Pflanzen und Blumentöpfe auf die Kiste stellte und sie nach einer oder zwei Stunden wieder wegholte. Endlich wurde ich in das Geheimnis der Kiste eingeweiht. Mitten am Tage, wenn die anderen Häftlinge ihre scheusslich riechende Suppe schlürften und es im Lager still war, kroch Jupp unter die Kiste. Dort hatte er sich auf einem Strohsack einen brauchbaren Schlafplatz eingerichtet. Jupp und der ältere Hermann schliefen abwechselnd dort, während der jüngere

Max Wache hielt und das Versteck mit Hilfe von Blumen und Pflanzen tarnte. Auch ich musste manchmal Wache halten, doch hatte ich nie die Ehre, dort auch schlafen zu dürfen. Ich glaube, ich wäre gern das Risiko eingegangen, denn auch bei diesem leichten Kommando waren wir manchmal vor Müdigkeit dem Umsinken nahe.

Wer beim Schlafen erwischt wurde, musste sich auf einiges gefasst machen. Dennoch geschah es einmal, dass ich an einem warmen Tag in der Gärtnerei so müde wurde, dass ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Ich legte mich zwischen den Tomatenpflanzen auf die Erde. Es war Juli, ich zog die Jacke aus, rollte sie zusammen und legte sie unter den Kopf. Ich rechnete damit, dass der SS-Posten auf dem Wachturm mich zwischen den grünen Pflanzen nicht entdecken würde. Kaum war ich eingeschlafen, wurde ich schon durch lautes Gebrüll geweckt. Der SS-Posten auf dem Turm schrie: «Da liegt einer zwischen den Tomatenpflanzen und schläft!» Sofort war ich wieder auf den Beinen, zog die Jacke an, lief zu den Treibhäusern und rief dem SS-Posten zu: «Da liegt einer zwischen den Tomatenpflanzen und schläft!»

Alle Häftlinge sahen fast gleich aus, und auf die Entfernung konnte man unmöglich jemanden erkennen. Dies konnte mich retten. Im Treibhaus rief ich Jupp herbei, fuchtelte mit den Armen und schrie aufgeregt: «Da liegt einer zwischen den Tomatenpflanzen und schläft!» Jupp kam angelaufen. «Hast du ihn erwischt?» fragte er. «Nein», antwortete ich, «er sprang über den Zaun und verschwand zwischen den Blocks.»

Jupp war wütend auf mich und verabreichte mir eine Tracht Prügel. Der SS-Posten auf dem Turm sah zu, wie der Gerechtigkeit Genüge getan wurde, und rief: «Jawohl! Gut!» Erdachte wohl, der Missetäter würde bestraft. Was den Sachverhalt ja auch traf.

Bei meinen täglichen Rundgängen durch das Lager kam ich oft an einem der Küchenblocks vorbei. Die Küche war in der Phantasie der Häftlinge das Paradies. Was da hinter den langen, grauen Mauern alles an Nahrung liegen mochte! Eines Tages, als ich vor dem Küchenblock Laub harkte, wagte ich durch die breiten Türen, die weit offen standen, um Dampf und Hitze herauszulassen, hineinzublicken. Drinnen standen in Reih und Glied Kessel voll brodelnder Suppe. Jeder der Kessel enthielt ungefähr 200 Liter. Einige, es waren wohl die meisten, enthielten Nesselsuppe für die gewöhnlichen Häftlinge,

andere sicher die bessere Sorte für die SS-Mannschaft oder die Schonkost für die Kranken im Revier. An jedem Kessel gab es unten einen Hahn von derselben Art, wie ich ihn in der Molkerei daheim in Larvik gesehen hatte, wenn ich für meine Mutter Milch holte. Ich erinnerte mich sehr genau daran, wie die Milch in die Kanne floss, wenn die Milchfrau den Hahn öffnete. Seltsamerweise war die Küche leer; das Personal hatte sich ganz hinten in einer Ecke versammelt und verhandelte über irgendetwas.

Ich stand mäuschenstill da, keiner beobachtete mich. Da griff ich mir eine Blechschüssel, die ich stets im Eimer bei mir trug, liess die Gärtnereigeräte vor der Tür stehen und huschte wie eine gestreifte Ratte zu einem der Kessel. Ich öffnete den Hahn, und eine herrliche warme und weisse Diätsuppe lief in die Schüssel und füllte sie bis zum Rand. Ein wenig lief über den Rand, auch war die Suppe so heiss, dass ich mir die Finger verbrannte. Was machte es schon! Ehe irgendjemand mich bemerkte, war ich schon draussen vor der Tür, nahm meinen Eimer und verschwand in der Gärtnerei. Dann erlebte ich einen der schönsten Augenblicke während meines Aufenthaltes im Lager. Das Leben wurde für eine Weile lebenswert. Ich fühlte, wie die Wärme durch meinen Körper strömte. Weit weg, aus einer bösen und verrückten Welt, hörte ich Gebrüll und Rufe. Man war auf der Suche nach einem Verbrecher, einem Missetäter, der dem deutschen Reich einen Schlag Suppe gestohlen hatte. Doch wie wollte man *eine* gestreifte Häftlingskluft in einem Meer voller Streifen finden?

Sammy hatte am 24. August seinen Geburtstag. Ich hatte ihm eine Überraschung versprochen. Als ich zu meinem täglichen Rundgang durch die Grünanlagen aufbrach, lagen ganz unten im Eimer unter dem Strick, den Nägeln und dem Werkzeug vier rote, saftige Tomaten, einige Radieschen und Karotten. Ich wollte sie Sammy als Geschenk ins Revier bringen. Es war noch sehr früh, gleich nach dem Ausmarsch der Kommandos, da begegnete ich dem Rapportführer Rakers.

«Was hast du im Eimer? «fragte er, misstrauisch wie immer. Ich riss mir die Mütze vom Kopf und stand stramm. «Der Eimer ist voller Tomaten, Herr Rapportführer», antwortete ich.

Er blickte flüchtig in den Eimer und lachte. «Du verfluchter Hund!» Er stiess mich in den Rücken und liess mich laufen.

Als ich zu Sammy kam, musste ich ihm über meine Begegnung mit Rakers erzählen. Beide wussten wir, dass das bisschen Gemüse, das ich organisiert hatte, mich das Leben hätte kosten können. Einen Augenblick freuten wir uns, dass alles so gut verlaufen war – dann musste ich wieder weiter.

Man sagt: ‚Jeder ist seines Glückes Schmied.‘ Als ich zu Beginn meiner Zeit in Auschwitz zusehen musste, wie einer meiner Angehörigen nach dem anderen zugrunde ging und meine eigene Situation bedachte, hätte man mir mit einer solchen Weisheit nicht kommen dürfen. Später dachte ich doch ein bisschen anders darüber. Wer geistesgegenwärtig war, wer eine gute Nase hatte und Zusammenhänge sah, konnte sein Schicksal auch in Auschwitz beeinflussen. Das lernte ich von Felix, von Bronek und aus eigener Erfahrung immer und immer wieder.

Trotzdem muss ich zugeben, dass ich nie allein auf meine Wachsamkeit und meinen Verstand vertraute. Ich betete, oft und inbrünstig, wie dies auch viele Häftlinge verschiedenen Glaubens taten. Und wie viele andere wurde ich auch abergläubisch. Ich lernte Zeichen und Vorgefühle deuten und glaubte unbeirrt an Zahlenmagie.

Den Zahlen 13 und 26 mass ich eine ganz besondere Bedeutung bei. Unglückszahlen für die meisten, doch für mich waren sie zu ‚Schicksalszahlen« geworden. Nach und nach kam ich zu der Überzeugung, dass diese Zahlen alles für mich entscheiden würden, zum Guten oder Bösen. Ich dachte stets an sie, wenn ich in einer Zwickmühle sass und blitzschnell eine Strategie entwickeln musste. Zwar brachte mir die Zahl 26 zu Beginn des Krieges viel Schlimmes, dennoch war sie eine ‚Schicksalszahl‘.

So rechnete ich:

Ich wurde am 13. Juni 1921 geboren

$1921 = 1 + 9 + 2 + 1 = 13$ $13 + 13 = 26$

Ich wurde am 26. Oktober von den Deutschen verhaftet.

Am 26. November von Oslo nach Stettin verfrachtet.

In Auschwitz bekam ich die Häftlingsnummer 79235,

also $7 + 9 + 2 + 3 + 5 = 26$.

Dann kam ich in den Block 26.

Traf Felix Pavlowsky, meinen Retter, am 26. Dezember.

Im Block 26 kam ich am 26. August in die Lagerkapelle.

So stark war mein Glaube an diese Zahlen, dass ich begann, mein Häftlingsdasein nach ihnen einzurichten. Stand mir etwas Unbekanntes oder eine Gefahr bevor, überliess ich den Zahlen die Entscheidung, falls dies nur möglich war. Wurden Häftlinge zu einem Todeskommando ausgewählt, verwendete ich die Zahlen 13 und 26, um festzustellen, wie es mir ergehen würde.

Einmal wurden Häftlinge für ein berüchtigtes Kommando in Fürstengrube benötigt. Die Auswahl erfolgte nach der Zahlenreihe 1-3-5-7-9-11. Dann übersprang der Kapo die Zahl 13. 13 war eine Unglückszahl, und keiner sollte sagen können, dass es ein Unglück sei, einem deutschen Arbeitskommando zugeteilt zu werden. Nummer 13 in der Reihe blieb stehen – sie hiess Herman Sachnowitz!

Ein anderes Mal begann die Auswahl bei 2, dann kamen 4, 6, 8 dran. Bei 24 hörte das Zählen auf, ein Dutzend Häftlinge wurden benötigt. Nummer 26 in der Reihe blieb stehen, sie hiess Herman Sachnowitz! Ich war meiner Sache ganz sicher: Wenn ich mich nur an die Zahlen 13 und 26 hielt, würde ich eines Tages – am Ende einer Nacht, deren Übergang zum Tag ich noch nicht erblicken konnte – wieder norwegische Erde unter meinen Füßen und einen blauen Frühlingshimmel über mir haben und vor Gott und den Menschen über das wahre Gesicht des Rassismus und der Diktatur Zeugnis ablegen.

Bei der Lagerkapelle gab es nichts Neues. Dass ich etwas Polnisch gelernt hatte, sollte sich bald als nützlich erweisen. Abend für Abend lag mein Freund Ignaz Stopka in seinem Bett neben mir, sprach mir Wörter und Ausdrücke vor, die ich wiederholen musste, bis sie mir geläufig waren und ich sie auch richtig aussprechen konnte. Für uns beide war dies mehr als bloss eine Abwechslung oder ein Zeitvertreib. Ignaz hatte das Gefühl, nützlich sein zu können und einen interessierten Schüler zu haben. Mir tat es wohl, mein Gehirn anzustrengen, um aus dem Stumpfsinn, in den ich versunken war, wieder herauszukommen. Viel lernte ich auch durch Broneks ständige Befehle an die Musiker und aus den Geschichten, die er auf Polnisch erzählte. Nicht zuletzt meiner Sprachkenntnisse wegen kam ich mit den Polen immer besser aus.

Eines Tages kam der Gärtnereikapo Jupp mit geheimnisvoller Miene zu mir.

«Herman, du verstehst Polnisch, nicht wahr?»

«Natürlich.»

«Du kannst auch Polnisch sprechen?»

«Natürlich.»

«Gut, dann kriegst du einen feinen Auftrag. Du wirst Dolmetscher sein.»

«Wie meinst du das?»

«Darüber bekommst du noch Bescheid.»

Er zeigte mir einen Rucksack voll mit Kleidungsstücken aus der Bekleidungskammer. Zivilkleider. Ich fürchtete schon, er wollte mich bei einem Fluchtversuch mithaben, doch konnte ich aus ihm nichts Näheres herausbekommen.

Einige Tage später tauchte er wieder auf und tat wieder ganz geheimnisvoll. «Du wirst an dem grössten Unternehmen, das je in Buna lief, teilnehmen», sagte er. «Wir gehen organisieren, weit ausserhalb des Lagers. In den Dörfern Poremba und Polanka, die ausserhalb des Auschwitz-Gebietes liegen. Wir kriegen einen SS-Posten mit und sollen Hühner, Hähnchen und anderes besorgen. Für den Lagerführer Schottel. Doch sei sicher, es wird auch etwas für uns ab fallen.»

Ich verstand, was er meinte. ‚Uns‘ war niemand anders als Jupp selbst. Für mich würde nichts dabei herausspringen. Auch im KZ war es so: Wenn es auf den Pfarrer regnete, tröpfelte es auf den Küster, doch nie auf die Gemeinde, ausser dass es Feuer und Schwefel regnete. In der Gärtnerei hatten wir einen kleinen Handwagen, mit dem wir Sträucher und kleine Bäume transportierten. Auf diesen Wagen wurde ein mit Kleidungsstücken gefüllter Rucksack gelegt und mit zu einer Arbeitsstelle genommen, die ausserhalb des Lagers lag. Draussen bekam ich den Rucksack aufgeschnallt, und ab ging es!

Ich überlegte: Werde ich mit dem Rucksack von den falschen Leuten gesehen, könnte man mich wegen Fluchtversuchs erschiessen. Ach, du lieber Himmel! Flucht war wohl das letzte, woran ich damals dachte. Zu einer früheren Zeit, 1942 oder 1943, wäre ich vielleicht der Versuchung erlegen. Doch wohin sollte ich denn flüchten? Niemand wartete auf mich. Norwegen war noch immer besetzt, und die Stunde der Abrechnung war noch fern. Ausserdem kannte ich das Bewachungssystem zu gut. Ich hatte oft genug zusehen müssen, wie Flüchtlinge wieder ins Lager zurückgebracht und gehenkt wurden. Und dennoch, man wusste nie, ob sich nicht plötzlich eine Gelegenheit bieten würde.

Ich fühlte mich sicherer, als ich den SS-Mann sah, der uns nach Poremba und Polanka begleiten sollte. Dann marschierten wir los, der SS-Mann zu meiner Linken, Jupp zu meiner Rechten. Wir gingen und gingen, über Wiesen und Moore. Endlich erreichten wir die ersten Häuser eines Dorfes. Wir sahen Zivilisten. Das war meine erste Wiederbegegnung mit dem wirklichen Leben, seit mich die Deutschen 1942 verhaftet hatten.

Ich achtete genau auf Jupps Anweisungen. In meinem primitiven Polnisch erklärte ich den Leuten, dass ich Kleidungsstücke im Rucksack hätte und diese gern gegen Hühner und andere Nahrungsmittel eintauschen möchte.

Der erste Tauschhandel war erfolgreich. Wir bekamen eine Henne für eine Hose.

«Hack ihr den Kopf ab!» sagte Jupp zu mir. Ich stand da mit einem warmen, lebenden Wesen in meinen Händen. «Ich kann das nicht», antwortete ich, «ich habe so etwas noch nie getan.»

«Leg sie auf den Hackklotz und nimm das Beil!»

«Ich kann nicht!»

«Was? Du kannst nicht?»

Jupp blickte etwas unsicher den SS-Mann an, der nur nickte.

«Sieh zu, dass du damit fertig wirst!»

Der Hackklotz stand mitten auf dem Hof, und die Axt steckte fest darin. Ich drückte das flatternde Tier gegen den Klotz, hob die Axt, schloss die Augen und schlug zu, mit ungeschickter Hand. Die Henne befreite sich aus meinem Griff. Ich musste ihr nachstürzen und mich auf sie werfen, wobei meine Häftlingskluft mit Blut bespritzt wurde. Einfacher wäre es natürlich gewesen, wenn der Bauer die Henne selbst geschlachtet hätte. Doch nein, Herman musste das tun.

Wir bekamen noch eine Henne unterwegs; doch diesmal weigerte ich mich, den Scharfrichter zu spielen. Ich steckte das lebende Tier in den Rucksack, mit zu der toten Henne und einigen Kilo Äpfeln und Birnen.

Als wir ins Lager zurückkamen, fing die Henne in dem Augenblick zu gackern an, als wir an der Torwache vorbeikamen.

«Was hast du im Rucksack?» schrie der Posten.

«Zwei Hühner und etwas Obst.»

«Komm in die Wachstube! Nicht allein, auch der Kapo Jupp.»

Wir mussten beide hinein. Die Wachtposten öffneten den Sack und griffen nach den Äpfeln.

«Es wäre vielleicht nicht ratsam, viel zu nehmen», sagte ich vorsichtig.

«Das Zeug gehört dem Lagerführer Schottel.»

Im gleichen Augenblick durchschaute ich den ganzen Plan. Wären wir ohne Kontrolle an der Torwache vorbeigekommen, hätten Jupp und der Rapportführer Rakers alles selbst behalten und unter sich aufgeteilt. Der Lagerführer hatte wohl Rakers diese Expedition befohlen, dachte aber nicht daran nachzuprüfen, wann und wie oft Jupp auszog. Wie die Lage nun war, musste Jupp alles beim Lagerführer abliefern. Er ärgerte sich, doch durften sich die Wachtposten reichlich mit Obst bedienen. Nächstes Mal würden wir schon leichter vorbeikommen, gegen eine angemessene ‚Gebühr‘ wohlgemerkt.

Insgesamt unternahmen wir vier Expeditionen nach Poremba und Polanka. Wieder mit Zivilisten sprechen zu können, war ganz merkwürdig. Ich konnte Fragen stellen, die ich im Lager nicht einmal angedeutet hätte. Jupp war immer dabei, aber er verstand kein Polnisch. Um den jugoslawischen SS-Soldaten kümmerte ich mich überhaupt nicht. Zwar gehörte er zur Waffen-SS, doch war er brav,

dumm und plump. Für ihn waren Frauen nur Erotik, Wein zum Besaufen und Bomben etwas, wovon man Deckung suchen musste.

Bei einem dieser Besuche in Polanka kamen wir in das Haus des katholischen Pfarrers. Er wohnte mit einer älteren, unverheirateten Schwester zusammen. Beide waren sie über die 60 hinaus. Sie baten uns ins Haus und setzten uns Tee und Essen vor. Tee mit Zucker sogar! Meine erste zivilisierte Mahlzeit seit dem Herbst 1942.

Wir redeten wie Menschen miteinander. Recht bald entdeckte ich, wie unzulänglich meine Kenntnisse der polnischen Sprache eigentlich waren. Der Pfarrer und seine Schwester sprachen ein ganz anderes Polnisch, als ich es zu hören gewohnt war: längere Wörter, andere Ausdrücke, Sätze, ein anderer Wortschatz und grammatische Formen, die unsere Polen im Orchester kaum gebrauchten. Wenn der Pfarrer und seine Schwester die Wörter gehört hätten, die wir üblicherweise im Lager verwendeten, so hätten sie sicher einen gewaltigen Schreck bekommen.

Die Sprachschwierigkeiten zwangen uns, auf das Deutsche überzugehen. Nun galt es, vorsichtig zu sein, denn der Jugoslawe sprach ganz gut Deutsch. Der Pfarrer wollte wissen, warum ich Häftling sei und welche Verbrechen ich begangen hätte. Ich antwortete, dass ich bei der Wahl meiner Eltern Pech gehabt hätte, da beide Juden gewesen seien. Der Pfarrer verstand. Er sagte nichts, sah mich jedoch lange und in Gedanken versunken an.

«Nun reicht's!» sagte der SS-Mann und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. «Wir müssen weiter.» Er war sich offenbar nicht im Klaren, was er eigentlich erlauben durfte.

Es war zwischen 11 und 12 Uhr, als wir Polanka verließen. Wir waren kaum ein paar Hundert Meter gegangen, als Fliegeralarm gegeben wurde. Um Poremba und Polanka und wahrscheinlich auch um die übrigen Dörfer in der Nähe von Auschwitz gab es Vernebelungsanlagen, die den Buna-Bereich und die Fabrikanlagen von IG Farben bei Luftangriffen in Nebel hüllen sollten. Diese Anlagen wurden nun in Betrieb gesetzt, wahrscheinlich ganz automatisch. Die Sirenen heulten entsetzlich aus allen Richtungen, in dicken Wolken strömte der Nebel aus riesigen Behältern, die durch Leitungen miteinander verbunden waren. Als die ersten Bomben fielen, blieb der SS-Mann abrupt stehen, starrte mich einen Augenblick an, mit Augen, die sich vor Entsetzen weiteten, dann lehnte er sein Gewehr gegen einen

Baumstamm und lief, so rasch er konnte, zum Pfarrhaus zurück. Jupp war bereits in der gleichen Richtung unterwegs. Ich ging in den Wald hinein und tastete mich von Baum zu Baum bis zu einem Teich. Dort legte ich mich nieder und musste über die Situation lächeln.

Hier liege ich, Herman Sachnowitz, zum Tode verurteilter Häftling mit der Nummer 79235, sagte ich mir. Dort steht das Gewehr. Kein Problem, es zu entsichern. Ein paar Schüsse würde bei dem Lärm während des Fliegeralarms kaum jemand bemerken. Die Leichen könnte ich nachher ins Wasser rollen. Vielleicht würde der Pfarrer mir helfen, von hier wegzukommen.

Ein verwegener Gedanke, kinderleicht zu verwirklichen. Dennoch wusste ich, dass ich ihn nie in die Tat umsetzen könnte.

Nach einer Weile, während die Bombeneinschläge noch immer aus der Richtung der Buna-Werke dröhnten, stand ich auf, klopfte Laub und Reisig von meiner Häftlingskluft und ging ruhig und gelassen auf den Pfarrhof zu. Im Keller fand ich den SS-Mann und Jupp, zusammen mit dem Pfarrer und seiner Schwester.

Wir kamen noch rechtzeitig vor dem Abendappell ins Lager zurück, Gottseidank, sonst hätte es viel Krach und Unannehmlichkeiten gegeben. Im Lager hörten wir über den Fliegerangriff auf die Fabrikanlagen der Buna-Werke. Niemand hatte eine Übersicht über den angerichteten Schaden, doch waren viele ums Leben gekommen. Die meisten waren Häftlinge. Und viele wurden durch Bombensplitter, niederstürzende Mauerstücke und Eisenträger verletzt. Das Häftlingslager, das mit unter der riesigen Nebeldecke lag, wurde von keinem einzigen Bombensplitter getroffen. Anscheinend war mit grosser Präzision gebombt worden. Obwohl mehrere unserer Kameraden getötet worden waren, sahen wir in diesem Angriff endlich einen Gruss unserer Freunde im Westen. Einen Gruss und einen Hinweis auf Weiteres. Unsere britischen und amerikanischen Freunde hatten uns nicht vergessen. Sie hatten herausgefunden, dass in der Öde um Auschwitz etwas vor sich ging. Wir konnten weiterhoffen.

Trotz Sauberkeit litt ich stets an irgendeiner Krankheit. Ich hatte noch immer Phlegmone, mit Fieber und Wunden, die nicht heilen wollten. Eine Zeitlang ging es besser, dann wurde es wieder schlimmer, und ich begann mich damit abzufinden, dass ich diese Krankheit nie mehr loswerden würde. Ausserdem hatte ich chronische Halsschmerzen.

Immer wieder musste ich in den Krankenbau, um dort von Sammy oder von Asor Hirsch aus Trondheim Halstabletten zu erbetteln. Aber dann erwischte es mich doch ernsthaft. Es war ein besonders heisser Tag mitten im Sommer 1944, unji ich sass in der Musikerstube. Plötzlich fror es mich ganz jämmerlich, so dass mir die Zähne klapperten. Gleichzeitig verliessen mich die Kräfte. Mir wurde so übel, dass ich Bronek bitten musste, mir ins Revier zu helfen. Es gab keinen anderen Ausweg. Ich konnte selbst nicht gehen, man musste mich stützen und fast tragen.

«Was ist denn los?» fragte Bronek, und zum ersten Mal sah ich, dass er um mich wirklich besorgt war. Ich konnte nicht antworten, ich wusste bloss, dass mein Leben diesmal auf dem Spiel stand.

Als wir in den Krankenbau kamen, war ich schon fast ohnmächtig. Ich hatte 41 Grad Fieber, und als ich nach einer Weile urinieren musste, kam nur Blut. Dann wurde ich gelb am ganzen Körper. Die Leber wie auch die Nieren schienen von einer Krankheit befallen zu sein. Man untersuchte mich, und selbst die Optimisten unter den Ärzten machten sehr ernste Gesichter.

Glücklicherweise hatte ich treue und einflussreiche Freunde. Felix, Bronek und Sammy waren ein hervorragendes Kleeblatt. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand, um mich am Leben zu erhalten. Sie verschafften mir die beste Verpflegung unter den gegebenen Verhältnissen. Ich musste strenge Diät halten; sie organisierten Haferschleim und sogar Weissbrot für mich. Ausserdem musste ich fettarme Kost haben, aber das bereitete keinerlei Schwierigkeiten in Auschwitz, wo die Kost kaum je Fett enthielt.

Es stellte sich heraus, dass ich irgendeine Art von Gelbsucht hatte, die durch einen Virus hervorgerufen wurde. Man konnte sich waschen und schrubben und seine Hände sauber halten, die Ansteckungsgefahr lauerte überall, im Wasser, in den Kleidern und in der Luft, die wir einatmeten. Ich litt an Gefühllosigkeit in der Bauchhöhle, Übelkeit, Erbrechen und Schmerzen im ganzen Körper. Nach einiger Zeit bekam ich einen Ausschlag und war so müde, dass ich nur schlafen wollte. Um mich herum starben viele Menschen an der gleichen Krankheit.

Tage und Wochen vergingen. Die heftigen Schmerzen liessen allmählich nach, ich erwachte langsam aus der Umnebelung. Jeden Morgen hörte ich aus der Ferne die Kapelle spielen. Auf dem Appellplatz.

Ich begann mich nach der Musik zurückzusehen, und nach Bronek. «Du wirst uns wieder willkommen sein», sagte Bronek, als ich davon sprach. «Wir vermissen deinen reinen, klangvollen Ton.» Ich weinte vor Freude und Stolz. Auch diesmal muss ich überleben, sagte ich mir. Könnte ich bloss wieder so weit zu Kräften kommen, um klar denken zu können, würde es schon gut werden.

Eigentlich durfte kein kranker Häftling länger als 14 Tage im Revier bleiben. Für diese Zeit und nicht mehr bezahlte jG Farben den Aufenthalt und die Pflege. Danach wurde selektiert. Nach links oder nach rechts.

Es gab zweierlei Ärzte im Revier. Die einen waren wirkliche Ärzte aus den Reihen der Häftlinge. Unter ihnen gab es einige der hervorragendsten Spezialisten Europas. Dann gab es die SS-Ärzte. Ein Grossteil von ihnen waren Medizinstudenten. Diese entschieden über Sein und Nichtsein der Häftlinge.

Julius Paltiel kam mehrmals zur Selektion. Das erste Mal musste er bis vor die Tür getragen werden, dann ging er selbst hinein und stand vor den Ärzten stramm. Glücklicherweise untersuchten die Häftlingsärzte die Patienten zuerst. Bei Julius stellten sie fest, dass er sehr kräftig war und einen starken Lebenswillen besass. Ausserdem wollten sie mit dem Gelenkrheumatismus, an dem Julius litt, experimentieren. Er wurde ins Krankenbett zurückgeschickt und mit Aspirin behandelt.

Mit anderen Worten, man durfte nicht den Mut verlieren. Bronek, Felix und Sammy hatte ich es zu verdanken, dass ich anderthalb Monate im Krankenzimmer bleiben durfte. Eines Tages stand ich auf, und danach ging es stetig besser. Als ich mich zur Selektion melden musste, fühlte ich mich verhältnismässig stark und sicher. Auch diesmal würde ich nicht ‚nach links‘ gehen müssen. Ich hatte gute Freunde. Sie würden nicht bloss dastehen und zusehen, wie ich die Himmelfahrt antrete. Gegen Ende August, bei klarem, blauem Himmel, kamen die britischen und amerikanischen Bomber wieder, eine Welle nach der anderen. Wieder wurde Fliegeralarm gegeben, diesmal befand ich mich jedoch in der Musikerstube.

Es muss an einem Sonntag gewesen sein, denn ich erinnere mich, dass wir weisse Uniformen an hatten. Als eine Bombe in der Nähe explodierte, warfen sich die meisten in der Stube zu Boden. Die Deckenlampe fiel herunter, Fensterscheiben zerbrachen, und Glasscherben

schossen durch die Stube wie Schrapnells. Ich blieb auf einer langen Bank am Tisch sitzen, hatte ebenso viel Angst wie die anderen, doch ich glaubte nicht daran, dass man irgendwo im Block wirklich Deckung finden könnte.

Plötzlich wurde mit grossem Krach die Tür aufgerissen, und hereinstürzte Rapportführer Rakers mit wilden Augen und bebenden Lippen. Er kroch unter den Tisch, und im nächsten Augenblick spürte ich seine Arme um meine Schenkel. Er klammerte sich an mich wie ein ängstliches Kind an seine Mutter, und ich spürte, wie der Mann vor Schrecken am ganzen Leib zitterte. Hier sass er also, dieser Mann, der selbst Tausende gefoltert und misshandelt hatte! Er fürchtete weit mehr für sein jämmerliches Leben als jeder andere. Panik ergriff ihn, während wir diesen Angriff begrüßten. Wir hofften, dass unsere Freunde dort oben öfters kommen würden, obwohl sie Tod und Verderben mit ihren Bomben brachten. Insgeheim dankten wir ihnen herzlich für jede dieser brutalen Grussbotschaften. Mochten sie nur sicher und wirksam alle die kriegswichtigen Ziele der Buna-Werke treffen! Mochten sie alle wieder zu ihren Basen heil zurückkehren! Als der Fliegerangriff vorbei war, stand Rapportführer Rakers auf, strich seine Uniform zurecht, ging auf die Tür zu, drehte sich um, klappte die Hacken zusammen und schrie: «Achtung! Über den Vorfall kein Wort! Verstanden?» Dann schlug er die Tür hinter sich zu.

Ein besonderes Erlebnis war die Expedition zu einem Karpfenteich, wo wir für den Kommandanten Fische organisieren sollten. Die Leute, die dort arbeiteten, waren Zivilarbeiter, einige Deutsche, doch die meisten waren Polen. Keiner von ihnen war ein Nazi, soweit ich herausfinden konnte. Jupp und der Jugoslawe sprachen mit den Deutschen, ich mit den Polen. Diesmal hatte ich mir vorgenommen, auch etwas für mich zu organisieren. Ich hatte die Hosenbeine mit einem Stück Schnur, das ich im Lager gefunden hatte, unten zusammengebunden. Dann steckte ich einige der Karpfen in die Hosenbeine und unten in die Unterhose, die ich vor Kurzem organisiert hatte. Jupp und der Jugoslawe bemerkten wohl auf dem Rückweg, dass ich unten herum verdächtig dicker geworden war, doch sie sagten nichts.

Als wir das Haupttor erreichten, hielten sie sich zwischen mir und der Wachstube. Der diensthabende SS-Mann kümmerte sich nicht mehr um uns. Unsere vielen ‚Ausflüge‘ waren zur Routine geworden.

Es war ein schmerzhafter Rückweg ins Lager. Als ich endlich die drückende Fischlast aus den Hosen hervorholen konnte, hatte ich Hautabschürfungen am Bauch, am Unterleib und den Schenkeln, die von den scharfen Karpfenschuppen herrührten. Der Gewinn rechtfertigte den Einsatz. Wichtige Beziehungen konnten damit gepflegt und neue geknüpft werden. Ich erinnere mich, dass Sammy einige Karpfen für den Revierältesten Stefan bekam. Er war für den Krankenbau zuständig. Mir selbst stellte Sammy eine unvergessliche Mahlzeit zusammen, trockenes Brot, Kaffee-Ersatz und Zucker.

Der jugoslawische SS-Mann war mir mit der Zeit freundlich gesinnt. Zwar sagte er nie ein Wort, das dergleichen angedeutet hätte, doch gewisse Anzeichen sprachen dafür. Mir blieb jedenfalls erspart, stets vor ihm strammstehen zu müssen wie vor anderen SS-Leuten. Wenn wir einander begegneten, sagte er nur ‚Sehr gut‘ und kümmerte sich nicht um die Vorschriften. Jedenfalls zollte ich ihm stets Respekt; wie alle von der SS war er diesbezüglich sehr empfindlich. Schliesslich vertrauten wir einander, soweit eben ein Häftling und ein SS-Mann zueinander Vertrauen haben konnten.

Der Ausflug zum Karpfenteich war der letzte für uns. Eines Tages, als wir wieder unterwegs und kaum vor dem Lager waren, wurden wir plötzlich von SD-Leuten, den Leuten vom Sicherheitsdienst, umringt. Wir wurden zur Politischen Abteilung geführt, Jupp und ich. Im Gestapo-Büro mussten wir uns ausziehen. Zuerst Jupp, Kleidungsstück für Kleidungsstück, bis er so nackt dastand, wie er zu Welt gekommen war. Mit seinem schmächtigen, kreideweissen Körper und ohne die schwarze Uniform, die blanken Reitstiefel und dem Knüppel war der Gärtnerkapo nichts mehr als ein schlotternder Schwächling. Er wurde sorgfältig gefilzt, wobei es schallende Ohrfeigen und Schläge setzte, denen Jupp zusammengekrümmt und mit den Händen vor dem Gesicht zu entgehen versuchte. Dann war ich dran. Irgendetwas veranlasste Diolén, den Gestapochef, sich ganz besonders für mich zu interessieren. Welche Häftlingsnummer ich hätte? Wo ich geboren sei? In welchem Jahr? Datum?

Sie hatten ihre Karthotek und ihre Protokolle und überprüften alle Daten.

Ob ich jüdischer Abstammung wäre?

«Ja.»

Ob ich der einzige der Familie Sachnowitz sei?

«Nun, ja, wir waren neun, als wir hierher kamen.»

Ob ich Brüder hätte?

«Ja, doch nun sind sie alle tot.»

Schwestern?

«Drei, auch sie sind tot.»

Vater?

«Ja, er war der erste von uns, der starb.»

Hier? In Auschwitz?

«Ja. In der Gaskammer, in Birkenau.»

«Du lügst! Du hast nie Angehörige hier gehabt!»

Dann ging es von vorn los. Die gleichen Fragen und die gleichen Antworten, immer und immer wieder. Ein seltsames Schauspiel, wie die Katze, die mit der Maus spielt. Falls sie mir an den Kragen wollten, warum knallten sie mich nicht gleich ab? Niemanden hätte es gekümmert.

Nach und nach merkte ich, welche Absichten sie verfolgten. Aus irgendeinem Grund versuchten sie es mit Gehirnwäsche. Ich sollte sagen und vielleicht sogar glauben, dass nie ein Bruder oder eine Schwester von mir in diesem KZ gewesen sei, dass ich überhaupt nie Geschwister gehabt habe.

Trotzdem antwortete ich weiterhin, dass mein Vater bereits am Tage der Ankunft im Lager verschwand, dass meine Brüder mit den Häftlingsnummern 79 234, 79236, 79237 und 79 238 einer nach dem anderen starben.

Hätte ich je gehört, dass irgendjemand im Lager an etwas anderem als an einer Krankheit gestorben sei?

Eine Alarmglocke läutete in meinem Gehirn. Hier verlief wohl die Grenze. Nun galt es, ganz besonders vorsichtig zu sein.

Ich erinnerte mich, wie Bronek aus dem Hauptlager zurückkam und mir vom Schicksal meiner Angehörigen berichtete. Einen Augenblick sah ich meinen Vater, wie er die Hand hob und rief: ‚Lebt wohl, meine Jungs, lebt wohl!‘ Ich hörte Marie auf der Brücke des Sklavenschiffes ‚Donau‘ singen und den Schmerz in Franks Stimme, als ich ihn schlug, weil er ein Stück Brot verloren hatte.

«Doch», antwortete ich, «das habe ich gehört.»

Diolén, ein riesenhafter Mann, stürzte auf mich los. Er schlug und schlug mit geballter Faust, brachte mich mit Fusstritten hoch, wenn ich umfiel, schlug mich erneut nieder, um mich gleich wieder hoch-

zutreten und tobte seinen Zorn an mir aus, bis ich mehr tot als lebendig war.

Später erinnerte ich mich, dass ich während der Misshandlungen einen blassen Schreiber erblickte, der in einer Ecke auf einer Schreibmaschine klapperte, während Diolén gefahrdrohend über mir stand, breit wie ein Scheunentor und mit steinerner Miene.

Weit weg hämmerte jemand an eine Tür und rief. Ich erkannte die Stimme. Es war der Jugoslawe, mein Begleiter auf den Ausflügen nach Poremba und Polanka.

«Was ist denn los? Wo ist der Gärtnerkapo und der junge Musiker?» Irgendeiner öffnete eine Tür. Es wurde eine Weile still im Raum. Ich sah Jupp; er sass angekleidet auf einem Stuhl. Die anderen gingen in einen Nebenraum. Jupp vermutete, dass der jugoslawische SS-Mann gekommen sei, um uns hier herauszuholen.

Ein ständiger Machtkampf ging nämlich im Lager vor sich, nicht nur zwischen Häftlingen und Häftlingskategorien, sondern auch zwischen der SS-Wachmannschaft und der Politischen Abteilung. Unsere ‚Ausflüge‘ waren ein grober Verstoss gegen die Lagerordnung, und niemand konnte wissen, wie die Gestapo darauf reagieren würde. Was der Jugoslawe tat, war jedenfalls mehr, als ich von einem SS-Mann je erwartet hätte.

Die Tür zum Nebenraum wurde geöffnet. Der Mann mit dem steinernen Gesicht kam herein, wandte sich wütend an Jupp und brüllte:

«Warum hast du nicht gesagt, dass ihr auf Befehl des Lagerführers Schottel und des Rapportführers Rakers losgezogen seid?»

Für dieses Mal war alles vorüber. Ein stolzer Triumph erfüllte mich. Ich hatte diesen Teufeln in Menschengestalt getrotzt. Ich hatte nicht nachgegeben, trotz Drohungen und Gewalt. Ich hatte meinen Vater, meine Geschwister – auch mein Volk nicht verleugnet.

Ich sah mich selbst als Baum, als einen schwarzen kahlen Baum, der seiner Knospen und seiner Blätter beraubt wird und doch unsichtbar hinter der Rinde voller Lebenskraft war, als einen Baum, der seine Kraft aus tausendjährigen Schichten von Humus, Gestein und Wüstensand holte, der Erde Israels.

Vielleicht war es gerade dieses Ereignis, was mich dazu brachte, wieder über eine Flucht nachzudenken. Ich konnte die Augenblicke während des Fliegeralarms nicht vergessen, als ich am Teich in der

Nähe des Pfarrhauses lag. Ich dachte an das Gewehr des SS-Manes. Zumindest eine Zeitlang wäre ich ein freier Mann gewesen. Damals hatte ich daran gedacht, bei dem katholischen Pfarrer Hilfe zu suchen, und auch diesen Gedanken konnte ich nicht loswerden. Gesetzt den Fall, dass er wirklich gewagt hätte, mir zu helfen? Gesetzt den Fall, dass ich mich einige Tage in seinem Keller hätte verstecken können? Gemüse und Obst hätte ich im Garten eines Nachbarn stehen können, ehe ich mich auf den Weg gemacht hätte.

Es ging so weit, dass ich Zivilkleidung organisierte und sie in den Rucksack legte. Wäre sie gefunden worden, hätte ich auf den Kommandanten verweisen können und auf die Expeditionen, die wir für ihn unternahmen. Doch jedesmal, wenn mich die Fluchtgedanken packten, kam der Augenblick, wo eine nüchterne Stimme in meinem Kopf zu fragen begann: ‚Nun gut, aber wohin willst du nachher gehen?‘ Die Deutschen waren doch überall. Zwar hörte man davon, dass der eine oder andere Flüchtling durchkam, doch ich selbst kannte keinen. Wahrscheinlich waren es Polen, die die Sprache beherrschten und Freunde oder Verwandte in der Nähe hatten. Ein Jude, noch aus einem andern Land, hat da wenig Chancen. Schliesslich verlor ich jedesmal den Mut, man könnte auch sagen, dass mein Verstand gesiegt hatte.

Wenn ein Häftling davongelaufen war, war im Lager die Hölle los. Bluthunde wurden herangeholt und alle Wachtposten verstärkt. Das ganze Gebiet wurde abgeriegelt und durchsucht. Kraftwagen jagten über die Strassen, und dann gab es Appell. Stundenlang mussten wir auf dem Appellplatz in Reih und Glied stehen, abends nach Rückkehr der Kommandos, bis in die späte Nacht. Im Winter standen wir oft bei 15 bis 20 Grad Kälte und eisigem Wind, bis Hunderte von Häftlingen sterbend oder bereits tot auf dem riesigen Platz lagen.

Und wehe dem, der versuchte, seinem Nebenmann, der zusammengebrochen war, zu helfen: ‚Stillgestanden!‘ war befohlen worden, und keiner durfte sich bewegen. Zehntausend Häftlinge, ein Heer des Elends, standen in strammerer Haltung, als es ihre Kräfte erlaubten, wie versteinert da. Jeder Einzelne wurde von den Wachttürmen und den Posten vor den Kolonnen streng beobachtet.

Dann kam die Stunde, die unsere SS-Mannschaften besonders genossen. Man schaffte den Prügelbock herbei, griff sich nach Belieben Häftlinge, und spannte sie derart auf den Bock, dass ihr Gesäss den

höchsten Punkt bildete. Zwei Häftlinge hielten den Kopf und die Hände des Opfers, und zwei Blockälteste besorgten das Prügeln. Nach jedem Schlag wechselten sie sich ab, damit die Schläge auch stets mit voller Kraft kamen. Manchmal holte man Freunde des Opfers für den Strafvollzug herbei. Bis zu fünfzig Schläge auf das gespannte Gesäss wurden verabreicht. Wenn die Opfer bewusstlos wurden, unternahm man alles, damit sie wieder zur Besinnung kamen und der Strafvollzug fortgesetzt werden konnte. Sie sollten jeden einzelnen Schlag spüren.

Manchmal wurde statt eines Stocks ein Ochsenziemer mit Bleikugeln am Ende verwendet. Nicht viele Häftlinge konnten nach einer derartigen Behandlung noch stehen oder gehen. Das Gesäss war nur noch eine blutige Fleischmasse, die Haut war überall gesprengt. Ungeachtet der Angst vor Folterqualen, trotz des elektrischen Zauns und des Stacheldrahts, der Scheinwerfer und der SS-Leute auf den Wachttürmen gelang es wiederholt einigen, aus dem Lager zu fliehen, sie gruben sich unter den Zäunen ins Freie, oder sie kamen unter einem wohlausgeklügelten Vorwand an den Wachtposten am Tor vorbei. Doch alle die mir bekannten Flüchtlinge kamen wieder zurück, lebendig oder tot.

Ich erinnere mich an Zenek, den Koch in der SS-Küche. Er flüchtete zusammen mit Chaim, einem Juden von Block 26. Noch ein Dritter war dabei, der Dino hiess. Für ein paar Uhren, einige Ringe und andere Wertsachen, die sie irgendwie ergattert hatten, verschafften sie sich Zivilkleidung und hauten ab.

Chaim kam nicht mehr zurück. Er wurde auf der Flucht von seinen beiden Freunden Zenek und Dino ermordet. Sie fürchteten, er würde, wenn sie nach Warschau kämen, als Jude erkannt werden. Wir hörten davon über die heimlichen Informationswege im Lager, und wir hörten auch, dass Zenek die Flucht bis nach Warschau geglückt war. Dort hat er sich aus Freude über die gelungene Flucht sinnlos betrunken und wurde in der Strassenbahn verhaftet, während er dasass und mit seinen Taten prahlte.

Zenek kam zurück. Auf dem Appellplatz bestätigte die Politische Abteilung, dass er und Dino Chaim ermordet und ihm seine Habseligkeiten abgenommen hätten.

Ich glaube, ich war einer der ersten, der Zenek nach seiner Rückkehr sah. Er hatte wieder die Häftlingskluft an und eine grosse, rote Ziel-

scheibe auf der Brust und auf dem Rücken. Wie ein Baum, der gefällt werden soll, war er markiert worden. Erfahrene Häftlinge wussten genau, was mit ihm geschehen würde.

Ich sah ihn in der Zone zwischen dem elektrischen Zaun und dem Stacheldrahtzaun. Dort musste er, vom Morgenappell an, den ganzen Tag aufrecht stehen. Da ich zu jener Zeit immer noch in der Gärtnerei arbeitete, gelang es mir unter einem Vorwand ganz nahe an ihn heranzukommen und ihn leise anzureden. Er konnte nicht antworten, senkte jedoch seinen Kopf zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Ich konnte mir vorstellen, was er unterwegs durchgemacht haben musste, bis er wieder hier im Warteraum des Todes stand, wo sein letzter Gang ihn zum Galgen führen sollte.

Er stand den ganzen Tag dort, ohne Essen, ohne einen Schluck Wasser, während die Posten auf den Wachttürmen mit den Maschinengewehren auf ihn zielten, falls er sich niedersetzen sollte. Mehrmals brach er zusammen, SS-Leute kamen herbei und brachten ihn mit Fusstritten wieder auf die Beine.

Zum Abendappell wurde er ins Lager geführt, wo der Galgen schon errichtet war. Der Kommandant erschien, und der Rapportführer verlas das Todesurteil, das dann unter den lustigen Klängen unserer Kapelle vollstreckt wurde.

Nachher mussten wir alle vorbeimarschieren, die Augen auf Zenek gerichtet, um ihn auch richtig am Galgen baumeln zu sehen.

Schlimm traf es Freddy Diamant, den Kalfaktor. Er hatte mir seinerzeit die Nachricht überbracht, dass ich der Kapelle zugeteilt werden sollte. Der Rapportführer verlautbarte morgens auf dem Appellplatz, dass Freddys einziger Bruder wegen Fluchtversuchs beim Abendappell gehenkt werden sollte. Es war zu befürchten, dass die Deutschen Freddy zum Henker ausersehen würden. Freddy hätte das kaum überlebt, das wussten wir alle, die ihn kannten. Zum Glück fand sein Chef, der Lagerälteste Paul Kozwara, einen Ausweg. Er sorgte dafür, dass Freddy in den Krankenbau kam, ehe das Todesurteil vollstreckt wurde. Im Juni oder Juli wurde ich Zeuge eines ungewöhnlichen Auftritts. Versteckt hinter Tomatenpflanzen, sah ich einen blankpolierten Mercedes langsam vor dem Haus des Kommandanten ausserhalb des Stacheldrahtzaunes vorfahren. Der Wagen hielt, und Hauptsturmführer Schwartz in grau-grüner Uniform und eleganten Reitstie-

feln stieg aus. Ich hatte ihn schon mehrmals gesehen und wusste, dass er einen höheren Rang als der Kommandant Schottel hatte. Schottel kam aus dem Haus, beide schlugen die Hacken zusammen, grüssten ‚Heil Hitler‘, wechselten einige Worte und dann knallte es – einmal, zweimal, dreimal. Schottel stand da und empfing eine schallende Ohrfeige nach der anderen.

Schottel, der die Stärke eines Stieres hatte, hätte seinen Vorgesetzten mit einem einzigen Schlag umlegen können, falls er den nötigen Mut aufgebracht hätte. Nun begnügte er sich damit, stramm zu stehen und die nächste Ohrfeige entgegenzunehmen. Rot im Gesicht, aber unterwürfig, erhielt er eine brutale Lektion, so wie wir Häftlinge sie täglich bekamen.

Welch ein Anblick! Ich wusste nichts über die Ursachen dieser Zurechtweisung und würde sie auch nie erfahren. Doch eins war sicher: Eine Lunte war angezündet worden, und irgendwo würde noch am gleichen Tage eine Bombe platzen.

Ganz richtig. Sobald der Hauptsturmführer Schwartz wieder abgefahren war, ging Schottel auf seine nächsten Untergebenen los wie ein gereizter Löwe. ‚Dahiesses, Kniebeugen!‘, ‚Hinlegen!‘-das ganze berüchtigte Ritual des Strafexerzierens spulte ab, so wie es in ganz Deutschland und in den besetzten Gebieten üblich war.

Die Offiziere rächten sich an der Mannschaft, bald waren die Kapos dran, dann die Blockältesten und die Vorarbeiter. Und beim Abendappell kam die Reihe an uns Häftlinge. Angeführt von Diolén gingen unsere Aufpasser und SS-Leute mit Fäusten und Knüppeln auf uns los. Diolén war stark wie ein Bär und wild wie ein Marder, und Skrupel hatte er keine.

Wenn er mit dem Knüppel zuschlug, zielte er gleich auf mehrere in der Reihe, und der Häftling, den er zuerst traf, überlebte nur selten. Die Ohrfeigen, die Schwartz verteilt hatte, liessen eine Lawine des Terrors über das Lager niedergehen. In der Dämmerung glich der Appellplatz einem Schlachtfeld nach einem sinnlosen Frontalangriff. Jeder einzelne Häftling, der auf dem Appellplatz lag, war unschuldig. Keiner von ihnen hatte die geringste Ahnung, weshalb er so geschunden worden war.

Das Orchester war in den Block 26 übergesiedelt, in jenen Block, der ganz in der Nähe des SS-Unterkünfte lag. Stanislav Bronek, unser Kapellmeister, wurde nun auch Blockältester. Ich selbst wurde Materialverwalter. Wahrscheinlich hatte Bronek dafür gesorgt, um mein Selbstgefühl zu stärken. Ich glaube nicht, dass mir die anderen Musiker diese Funktion missgönnten. Zu viele Unannehmlichkeiten waren damit verbunden. Vor jeder Probe und jedem Konzert musste ich die Instrumente heranbringen, die Stühle und die Notenständer aufstellen und die Noten verteilen. Nachher musste alles wieder weggeräumt werden. Die Mithäftlinge, die mir helfen sollten, drückten sich vor der Arbeit und trieben mich oft zur Verzweiflung. Schliesslich musste ich Bronek bitten, bei den widerspenstigen Häftlingen ein Machtwort zu sprechen.

Es war an einem warmen sonnigen Sonntag um die Mittagszeit. Viele der SS-Leute befanden sich vor ihren Baracken, die zwar ausserhalb der Umzäunung, doch dicht am Lager standen. Sie warteten auf Erfrischungen und auf Musikdarbietungen. Wir Musiker waren innerhalb des Zaunes angetreten, mit blanken Schuhen und glattrasierten Häuption. Wir wurden nämlich nicht nur am Kopf kahlgeschoren wie die übrigen Häftlinge, sondern sogar rasiert. Einigen sah man die Sonderbehandlung an, denn die Rasiermesser waren fast nie scharf genug und die Amateurfriseur ungeschickt. Nun standen wir da, und unsere Häuption glänzten mit unseren Instrumenten um die Wette.

Bronek meldete sich in der Wachstube mit soundso vielen Häftlingen ‚beim Ausrücker‘. Damals waren wir ungefähr fünfzig Mann im Orchester. Bevor wir abmarschierten, bemerkten wir eine Gruppe von acht älteren Wehrmachtssoldaten, die wir vorher noch nie hier gesehen hatten. Sie sollten wohl die Wachmannschaften verstärken und waren uns als Begleitung zugeordnet worden.

Plötzlich kam ein junger SS-Offizier und begann, die anwesenden Wehrmachtssoldaten zu mustern. Er inspizierte ihre Gewehre, und es zeigte sich, dass keines geladen war. «Achtung!», schrie der SS-Mann und holte Verstärkung heran, wie das bei solchen Gelegenheiten üb-

lich war. Allein war ein SS-Mann sich seiner selbst und seiner Autorität nie ganz sicher, doch mehrere von ihnen gebärdeten sich oft wie ein Rudel von Wölfen. Dann schien sie nur ein einziger Gedanke zu beherrschen, einander an Rohheit zu übertreffen. Auch diesmal war es nicht anders. Unvermittelt schlugen und traten sie auf die älteren Wehrmachtssoldaten ein, die sicher ihre Väter hätten sein können. Die Alten schnappten nach Luft und stöhnten, doch sie wagten nicht zu mucksen. Nach einigen Minuten hiess es wieder ‚Achtung!‘ und dann ‚Im Laufschrift, marsch!‘ Hinein ging es in die Baracke, um Munition zu holen.

Als wäre überhaupt nichts geschehen, klopfen die jungen und von Kraft strotzenden SS-Leute den Staub von ihren Uniformen und schlenderten gemächlich davon.

Nun hiess es für uns: ‚Im Gleichschritt, marsch!‘ Wir erreichten den Platz vor den SS-Unterkünften, wo ich schon alles vorbereitet hatte. Unter den Zuhörern befanden sich der Kommandant Schottel, der Rapportführer Rakers und die übrigen SS-Offiziere. Sie sassen an kleinen Tischen neben ihren aufgedonnerten Frauen; die meisten rauchten, nippten an den angebotenen Getränken oder tranken eine Tasse Kaffee. Die Frauen beachteten wir recht wenig und noch weniger die Soldaten. Unsere ganze Aufmerksamkeit galt den Tabakwaren, dem Kaffee, den sie tranken, und den Speisen, die sie verzehrten. Noch tagelang wollte mir die Erinnerung an die herrlichen Dinge nicht aus dem Kopf.

Das Konzert begann wie üblich mit einem flotten Marsch.

Beifall war wie üblich verboten, doch nach dem ersten Musikstück vergassen sich einige der Nutten und klatschten begeistert. Stille trat ein wie auf einem Friedhof, und die Damen vergassen sich nicht mehr. Wir spielten wieder: ‚Hätt' ich einen, der mich küsst«, ‚Nino‘ und ‚Bel Ami«, Stücke, die auch bei uns in Norwegen populär gewesen waren. Nach und nach gingen wir zur Salonmusik über; unter anderem spielten wir ‚Marinarella«, Schottel mochte das Stück besonders gern. Er stand auf und rief Bronek heran – zum ersten Mal in der Geschichte des Buna-Lagers erhielt jedes Mitglied des Orchesters ein Päckchen Zigaretten!

Gegen Ende des Konzerts wollte der Kommandant von unserem Ziehharmonika-Virtuosen, dem berühmten Jack Louis, eine Polka hören. Ich erinnere mich nicht mehr an den Namen der Polka, doch den

Vortrag von Jack Louis werde ich nicht vergessen. Niemand hatte so viel Temperament wie er, niemand hatte solch eine Linkehandtechnik. Die Musik war für uns im Orchester eine lebenserhaltende Ermutigung. Wir spielten mit einem Eifer und einer Freude, die uns wenigstens eine Weile lang vergessen liessen, dass wir verdammte Seelen in einer Hölle waren.

Nach dem Konzert marschierten wir unter den Klängen des «Abschieds der Gladiatoren» in unsere Baracke zurück. Und dann hatte ich wieder den üblichen Ärger. Nur mit grosser Mühe gelang es mir, für den Rücktransport der Bänke und des Orchester-Inventars acht Helfer zu finden. Als wir auf dem Konzertplatz eintrafen, sass an einem der Tische noch immer ein SS-Offizier, Höffner, mit seiner ‚Dame‘, irgendeinem armen Teufel aus einer der benachbarten Orte. Er rief mich herbei. Ich stand stramm und meldete meine Häftlingsnummer. So verlangte es die Vorschrift. Die Mütze ab, geradestehen wie ein Lineal – keinen Finger durfte man krümmen.

«Bitte schön!» sagte die Dame freundlich. «Wollen Sie eine Zigarette haben?»

Hätte ich die Haare eines Widders gehabt, hätten sie mir zu Berge gestanden, doch Herman war glattrasiert vom Scheitel bis zur Sohle. Ich kann mich noch im damaligen Zustand sehen, erschreckend mager, doch mit geschärftem Blick und grossen lauschenden Ohren. Ich witterte Gefahr. Einem Juden war verboten, von einem Arier ein Geschenk anzunehmen.

«Siehst du nicht, dass die Dame dir eine Zigarette anbietet?» sagte Höffner mit drohender Stimme.

«Doch.»

«Warum nimmst du sie nicht entgegen?»

Ich antwortete nicht.

«Woher kommst du?»

«Aus Norwegen.»

«Ach, Norwegen! – Nimm die Zigarette, wenn sie dir eine anbietet!» Irgendetwas würde geschehen, wenn ich die Hand ausstreckte. Mein Instinkt sagte mir das, doch ich hatte keine Wahl. Ich nahm die Zigarette.

Im gleichen Augenblick sprang Höffner hoch, und nun bewies er mir seine Dankbarkeit dafür, dass ich zwei Stunden lang für ihn gespielt hatte. Es gab das übliche Ritual mit Fusstritten und Schlägen, den un-

gleichen Kampf zwischen dem Häftling, der seinen Unterleib zu schützen suchte, und dem Bösewicht, der, von Zorn übermannt, sein Opfer zu Tode treten wollte.

Gleichwohl waren die Rohheit und die physischen Schmerzen nicht das Schlimmste. Schlimmer war die Entwürdigung, dass man Schläge und Demütigung ertragen musste von Leuten, die keine Moral kannten, die niemals nach dem Sinn eines Befehls fragten, die nur wussten, dass er auszuführen war. Nur die mir fehlende Kraft und natürlich auch die Selbstbeherrschung, die ich im Lager entwickelt hatte, hinderten mich daran, einen Stuhl zu packen und den Mann zusammenzuschlagen, so wie man ekliges und giftiges Ungeziefer vernichtet. Manchmal konnten wir uns an unseren Peinigern rächen, indem wir ihnen ironische Nadelstiche versetzten. Aber unsere Herrenmenschen waren meist zu dumm und zu phantasielos, um Ironie zu begreifen. Auch in Bezug auf Humor waren sie immun. Ein typisches Beispiel dafür war die Geschichte mit der gerissenen Geigensaite. Unter den vielen hervorragenden Musikern im Orchester hatten wir auch einen Geigensolisten, der Sal Dwinger hiess und aus Amsterdam kam. Auch seine Frau war von den Deutschen verhaftet worden und befand sich in einem sogenannten ‚Experimentierblock‘, wo deutsche Ärzte an lebenden Menschen verschiedene Versuche machten. Sal war wohl über die Vierzig und hätte als Künstler den Höhepunkt seiner Karriere erreicht, wäre er nicht von den Deutschen als Jude deportiert worden.

Sal erhielt den Befehl, in der SS-Kantine ein Konzert zu geben, und wir sahen diesem Tage mit Freude und Spannung entgegen. Irgendwie gelang es Bronek, ein Klavier zu beschaffen. Als Begleiter wurde ein polnischer Pianist mit dem traditionsreichen Namen Paderewski ausersehen. Bei einigen Stücken sollte das ganze Orchester begleiten. Nach den vielen Proben mit Bronek und einem deutschen SS-Musiker, der Grosch hiess, waren wir wirklich in guter Form. Dieser Grosch war übrigens ein ganz seltsamer SS-Offizier. Dass er zur SS kam, muss ein reiner Zufall gewesen sein. Wir hörten ihn nie «Heil Hitler!» grüssen und ausfällig gegen die Häftlinge werden. Ab und zu trank er einen über den Durst. Wahrscheinlich tat er es, um seine Erlebnisse bei der SS zu vergessen. Sicher ist jedenfalls, dass er die falsche Uniform trug; und er war alles andere als ein typischer SS-Mann. Sal Dwinger eröffnete das Konzert mit beeindruckendem Können.

Trotz täglicher schwerer Arbeit bei den Kommandos hatte er noch eine erstaunliche Fingerfertigkeit. Ich weiss nicht mehr, was er zuerst spielte. Doch später, bei Beethovens ‚Kreutzer-Sonate‘, riss eine Geigensaiten. Das geschah zu Beginn des letzten Satzes. Sal spielte den Satz zu Ende, ohne die gerissene Saite durch eine neue zu ersetzen. Eine Leistung sondergleichen, auch Bronek war vor Bewunderung sprachlos.

Wie erwartet, gab es auch diesmal keinen Applaus. Aber etwas geschah, was früher noch nie geschehen war. Statt dass Bronek, wie üblich, zu Schottel gerufen wurde, kam der Kommandant selbst zu Bronek und dann zu Sal Dwinger, der stramm dastand. «Es schien mir, als sei eine der Saiten auf deinem Instrument geplatzt», sagte Schottel. «Doch es gelang dir, den Satz trotzdem zu Ende zu spielen. Stimmt das?»

«Jawohl», antwortete Dwinger. «Das mussten wir im Leben lernen. Wenn wir nicht mehr alle Saiten haben, müssen wir auf denen spielen, die uns noch übriggeblieben sind.»

Das ganze Orchester fröstelte vor Angst. Bronek blickte uns streng an, um jedwedes Lächeln schon im Keim zu ersticken. Schottel begriff nichts. Er lächelte und nickte und dachte wohl an die unglaubliche Leistung, der er eben beigewohnt hatte. Für uns andere waren Dwingers mutige Worte ein noch grösserer Genuss als die Kunstdarbietung.

Wenn ich heute an die Kapelle denke, sehe ich sie aus zwei Perspektiven: Von aussen wie wir mit klingendem Spiel marschierten, in unseren weissen Uniformen mit roten Streifen am Jackenrücken und an den Hosen. Und ich sehe das Orchester von innen, wie es wirklich war: Ein gewöhnliches Kommando, aufgebaut wie eine Pyramide, an deren Spitze der SS-Offizier Grosch stand. Weiter unten in der Pyramide lief das Leben, wie es den Häftlingen vertraut war. Und da tobte unablässig der Kampf zwischen den Häftlingen nicht so sehr wegen irgendwelcher Meinungsverschiedenheiten, sondern allein mit dem Ziel zu überleben.

Wer nie in einem KZ war, wird sich leicht ein oberflächliches Bild vom Leben im Lager und der Mentalität der Häftlinge machen. Auf der einen Seite sieht er die SS-Männer, die Kapos und die Prominenten als eine Einheit und als eine harte und eiskalte Gruppe von Sklavenschindern. Auf der anderen Seite die Häftlinge, als eine mit ein-

ander eng verbundene und zueinander loyale Masse von Brüdern in Not – bereit, füreinander ihr Leben zu opfern. Gelegentlich mochte das Bild stimmen, doch im Allgemeinen lagen die Verhältnisse anders. Eine schlechte Umwelt, tägliche Entwürdigung und Gewaltakte schafften erfahrungsgemäss schlechte Menschen. Ich würde keinem Häftling glauben, der Hand aufs Herz erklärte, dass er sich im Lager nie auf etwas Unrechtes eingelassen hätte. Denn was ist in der Hölle richtig, und was ist falsch? Wer in Panik sich an einen Menschen klammert, um nicht zu ertrinken, denkt nicht an die Folgen und ob sein Handeln richtig oder falsch ist.

Der Kampf ging überall vor sich. Die Politische Abteilung führte einen unsichtbaren Kampf gegen die Waffen-SS. Das war ein Kampf um die Macht. Die ‚Prominenten‘ wiederum kämpften um einen höheren Rang. In unserem Orchester wie innerhalb aller Gruppen und Kommandos im Lager gab es einen Kampf aller gegen alle. Nicht um seinen Nebenmann niederzukämpfen, sondern einfach um seinen eigenen Platz zu sichern in der Hoffnung, dadurch überleben zu können. Überall galt das Recht des Stärkeren. Wer hart war, kalt und schlau, hatte die besten Chancen. Ich erinnere mich an einen jungen deutschen Trompeter, den wir im Orchester hatten. Er sprach ein gepflegtes Deutsch, doch Polnisch verstand er nicht. Als Trompeter sass er neben mir – ich war gerade 22 Jahre alt geworden und hatte den Eindruck, dass der neue Trompeter ebenso alt war.

Der junge Mann strengte sich sehr an, mein vertrauter Freund zu werden und sprach sehr gern und viel über sich selbst. Er sei bei der Wehrmacht gewesen, hätte Frontdienst geleistet, erzählte er. Dann hätte er irgendetwas angestellt und sei ins KZ gekommen.

Ich war freundlich zu ihm, jedoch wie immer sehr vorsichtig, wenn ich ihm etwas über mich oder meine Kollegen erzählte. Ein ungeschriebenes Gesetz im Lager lautete nämlich: ‚Hören, sehen – und den Mund halten!‘

Wer überleben wollte, durfte diese Regel nie ausser Acht lassen. Es gab zu viele Spitzel im Lager.

Der junge Trompeter war, wie gesagt, äusserst redselig. Wenn er nichts mehr über sich selbst zu erzählen wusste, begann er mich auszufragen. Ich beantwortete alles, was man ohne Risiko beantworten konnte. Schliesslich sprachen wir allein über Musik, wie man am besten ein Cis oder ein As auf der Trompete blasen sollte. Ich hatte be-

reits viel Übung, das Trompetenblasen fiel mir wirklich leicht, deshalb konnte ich ihm auch gute Ratschläge geben.

Eines Tages verschwand Broniek ganz plötzlich. Keiner wusste, was mit ihm geschehen war. Von der Politischen Abteilung wurde er nicht gesucht, er war also nicht etwa geflüchtet.

Nach fünf Tagen kam er wieder zurück, unsicher auf den Beinen, stumm, leichenblass, kein Wort war aus ihm herauszubekommen. Nach einiger Zeit erzählte er, dass er im ‚Bunker‘ gewesen war. Der Bunker war eine so kleine Zelle, dass der Häftling darin weder sitzen noch liegen konnte. Die Wände waren mit scharfen Spitzen ausgekleidet, so dass man sich auch nicht an die Wand lehnen konnte. Man konnte nur stehen, stundenlang, tagelang. Mehr als zehn Tage hielt es keiner aus.

Broniek hatte keine Ahnung, was die Deutschen von ihm wollten. So sagte er. Und ich glaube, er sagte die Wahrheit. Später kam ich auf den Gedanken, dass sie ihn vielleicht verdächtigten, Mitglied einer geheimen polnischen Widerstandsbewegung zu sein, die, so unglaublich sich dies anhören mag, in Auschwitz wirklich tätig war. Ob sie auch im Buna-Lager vertreten war, weiss ich nicht.

Broniek war jedenfalls wieder zurück, was darauf hindeutete, dass ihm die Gestapo nichts anhängen konnte und dass sie ihn auch nicht mehr verdächtigte.

Nach und nach verschwanden auch andere Musiker. Sie seien «überflüssig» hiess es. Einer nach dem anderen wurde nach Fürstengrube gebracht, insgesamt fünf oder sechs Mann, unter ihnen auch Alexander aus Moskau, der beste von den besten Musikern im Orchester. Er schrieb Noten genauso leicht wie andere Briefe. Dann der Bassgeiger Kahan, der Geiger Marc aus Frankreich und noch andere jüdischer Abstammung.

Wir hatten einen Denunzianten im Orchester, darüber bestand nicht der leiseste Zweifel. Früher gab es so etwas nicht, und der Verdacht fiel deshalb auf den neuen Trompeter. Broniek bat mich, ihn nicht aus den Augen zu lassen und ihn genau zu beobachten.

Vorsichtig und unbemerkt blieb ich ihm auf den Fersen und stellte bald fest, dass er sich jeden Abend in die Küche schlich. Wenn er zurückkam, war er frohen Sinnes und rülpste vergnügt. Er hatte seine Belohnung abgeholt.

Wir Musiker arbeiteten damals zwölf Stunden täglich in einem

‚Rohrkommando‘, das eigentlich zum IG Farben-Kommando 1 gehörte. Mehrere in unserem Kommando hatten den Auftrag erhalten, den verdächtigen Trompeter scharf zu beobachten. Eines Tages stand er da und urinierte auf eine Kabelrolle. Gleich stürzten sich einige Häftlinge auf ihn. Er hatte den grössten Fehler seines Lebens begangen. Er hatte den Führer beleidigt und das Vaterland, indem er auf Eigentum des Dritten Reiches gepinkelt hatte. Ein Zivilist, den wir den ‚Glöckner von Notre Dame‘ nannten, bestätigte es. Damit war die Karriere unseres jungen Trompeters beendet. Nach einigen Tagen verschwand er aus dem Orchester und wurde nie mehr im Lager gesehen. Er hatte einen Fehler gemacht, den die Deutschen nicht übersehen durften, sonst wäre allen klargewesen, dass er einen besonderen Schutz genoss. Ausserdem hätte der eine oder andere Häftling auf den Gedanken verfallen können, das Eigentum des Deutschen Reiches ebenfalls mit einigen Tropfen Harn zu besudeln. Die Deutschen waren zwar schlechte Psychologen, doch sie waren konsequent.

Wir hatten noch einen weiteren Spitzel im Orchester. ‚Dankeschön‘ hiess er bei uns, benannt nach einer Melodie, die einst für ihn persönlich komponiert worden war. Ich habe diese Melodie noch immer im Kopf, und einmal, wenn ich Lust habe, werde ich sie wieder spielen, da sie doch so heiter und einschmeichelnd ist.

‚Dankeschön‘ war Halbjude. Vor dem Krieg war er ein grosser und berühmter Revuesänger. Zu unserem Orchester kam er als Vokalist, und er sang so schön, dass wir fast vergassen, ihn zu begleiten. Wie lange er bei uns blieb, daran erinnere ich mich nicht, aber es kann keine lange Zeit gewesen sein. Ich weiss auch nicht, wie er entlarvt wurde. Ich weiss nur, dass er ein Denunziant war. Er hatte bereits Leute denunziert, ehe er selbst im KZ landete. Wahrscheinlich hoffte er, einem Schicksal entrinnen zu können, das für ihn, den grossen und gefeierten Star, ganz unvorstellbar war. Schliesslich kam er nach Auschwitz, und zwar zu Bedingungen, die nur der Sicherheitsdienst kannte. Eines Tages wurde er ohne Aufhebens in den Krankenbau geführt, wo er eine tödliche Spritze bekam.

Solange die Lagerkapelle existierte, tauchten immer wieder merkwürdige Figuren auf. Sie machten sich eine Zeitlang mehr oder weniger bemerkbar und verschwanden wieder. Einige kamen in andere Lager, einige in die Gaskammern. In vielen Fällen erfuhren wir überhaupt nicht, was mit ihnen geschehen war.

Eine solche Person war ‚Gitta Alpar‘. An seinen richtigen Namen erinnere ich mich nicht, vielleicht habe ich ihn auch nie gehört. Bei uns hiess er nur ‚Gitta Alpar‘, nach einer Operettensängerin, die damals weltberühmt war. Eigentlich fehlte ihm nichts, dem armen ‚Gitta‘, nur hatte er bei der Geburt die falsche Stimme mitbekommen, einen schönen und klaren Sopran, um den ihn so manche Sängerin beneidet hätte. Dazu kam, dass er aussergewöhnlich musikalisch war. Wenn er die Glanznummern der echten Gitta sang, war die Ähnlichkeit so auffallend, dass wir die Augen schlossen und vergassen, dass ein Mann vor uns auf dem Podium stand. Zu seinen Konzerten erschien die Prominenz stets vollzählig, von den Kommandanten Schwartz und Schottel bis hinunter zum niedrigsten Zuchthäusler.

‚Gitta Alpar‘ war der Star unserer Sänger-Gruppe. Daneben gab es Tadek, einen polnischen Jungen knapp über die Fünfzehn, der auch zum Beckenschläger angelernt wurde. Er hatte eine schöne Stimme und sang sehr gut. Merkwürdigerweise hatten wir einen noch Jüngeren im Musikerblock, einen französischen Juden von 14 Jahren. Wie es den Mithäftlingen gelang, ihn zu retten, ist mir heute noch ein Rätsel. Im Normalfall wäre er schon gleich nach seiner Ankunft vergast worden. Stattdessen machte er nun in unserem kleinen Chor mit und sang wie ein Engel.

Der Opernsänger Karl Kipp war auch bei uns. Er hatte eine kräftige und klangvolle Baritonstimme und war die Güte selbst. Der rosafarbige Winkel auf seiner Brust zeigte an, dass er homophil und deshalb der Einsamste unter den Einsamen im Orchester war. Ob er überhaupt gegen das Gesetz verstossen hatte, weiss ich nicht. Aber ich erinnere mich, dass keiner in unserem Block etwas an ihm auszusetzen hatte.

Bald hatten wir so viele brauchbare Sänger, dass wir es wagten, eine Operette, ‚Drei Matrosem‘, aufzuführen. Die Vorstellung war nur den Prominenten und ihren Damen vorbehalten.

Die Premiere von ‚Drei Matrosem‘ war ein beispielloser Erfolg. Die Kommandanten Schwartz und Schottel und sogar der Rohling Rakers lachten und nickten beifällig, und für uns im Orchester war es ein Erlebnis, das wir nie vergessen werden. Hier gab es Leben, Munterkeit und Musik. Unsere übliche Unterhaltung war sonst nur Entwürdigung, schwere Arbeit, Greuelthaten und Tod.

Während einer gewissen Zeit gab es sogar so etwas wie ein ‚Kulturle-

ben' im Lager. Es galt, die Häftlinge, die noch arbeitsfähig waren, zu ermutigen und am Leben zu erhalten. Wohl in dem Zusammenhang hatte man sich etwas ganz Neues und Einzigartiges ausgedacht, was es noch nie in einem deutschen KZ gegeben hatte: einen Boxkampf! Zwei Boxer waren ins Lager gekommen, ein Grieche aus Saloniki und ein Franzose, der Young Pérez hiess. Sie sollten gegen zwei deutsche Kapos antreten, riesengrosse Kerle, die auch schon geboxt hatten. Zwei richtige Fleischer im Vergleich zu den beiden jüdischen Jungen, die schon nach der kurzen Zeit im Lager abgemagert und verkommen aussahen. Der Kampf sollte über 15 Runden gehen, und es sollte ein guter Kampf werden. Und damit jeder seine Chance hatte, sollten alle Boxer, Kapos wie Häftlinge, Gelegenheit zu ausreichendem Training bekommen.

Dann geschah etwas Merkwürdiges. Obwohl jeder Hunger litt, tauchten auf einmal Brot- und Suppenrationen von Freunden in der Küche auf, wurden aus der Gärtnerei Tomaten und Karotten herausgeschmuggelt, um unseren beiden Jungen mehr Kalorien und Vitamine zu verschaffen. Dies war natürlich bei weitem nicht genug für zwei Erwachsene, die ja nicht nur trainieren, sondern auch noch arbeiten mussten. Aber immerhin: Etwas halfen die kleinen Zulagen, die sie da und dort erhielten, und vielleicht würden sie es schaffen. Der Tag des grossen Kampfes brach an. Der Boxring war errichtet, das Orchester stand bereit. Wir sollten bei dieser Opferung spielen wie bei einer Hinrichtung, die doch auch der Belustigung unserer Wärter diene. Während der Hinrichtung pflegten wir die Augen zu schliessen oder auf irgendeinen Punkt abseits der Richtstätte zu starren. Doch an diesem Tage war es anders. Verstohlen drückten wir den Daumen für unsere beiden Boxer, und ich bin sicher, dass jeder einzelne Häftling es uns gleichtat, damit das Unmögliche geschehen möge.

Der Kampfrichter piff zur ersten Runde. Er war ein Deutscher und sollte für den fairen Verlauf des Kampfes sorgen. Pérez und der Kapo kamen aus ihren Ecken heraus, begrüsst einander etwas komisch nach Art der Boxer und begannen mit den Handschuhen Fühlung zu nehmen. Der deutsche Kapo erinnerte an einen Stier, wie er so hinter dem kleinen Pérez herstampfte, während Pérez im auswich oder zur Seite trat. Einige Runden vergingen ohne richtigen Fight. Der Deutsche wurde schwerfälliger; es irritierte ihn, dass er Pérez nicht errei-

chen konnte. Er schlug nun härter, um eine Entscheidung herbeizuführen, doch seine Schläge gingen in die Luft. Pérez befand sich stets unterhalb oder neben der Faust seines Gegners. Er tänzelte, duckte ab und sprang zur Seite, während der Kapo immer böser wurde. Vielleicht ahnten er und die Deutschen, die dem Boxkampf beiwohnten, etwas von dem versteckten höhnischen Grinsen der vielen Häftlinge, die um den Ring sassen.

Mit ganzen Serien von Schwingern versuchte der Kapo Pérez in eine Ecke zu treiben und ihn dort festzunageln. Und beinahe wäre es ihm gelungen. Doch da geschah es. Als hätte Pérez eine Kraftspritze bekommen, explodierte er plötzlich mit einer Serie rascher Schläge, die seinen Gegner in der Augengegend, am Kinn und am Zwerchfell trafen. Plötzlich schien eine wilde Katze im Ring zu sein. Der schwergewichtige Kapo taumelte rückwärts quer durch den Ring, fiel zwischen die Seile und blieb bewegungslos liegen. Das Unmögliche war geschehen, nie zuvor haben Zuschauer derartig triumphiert.

Ein Meer von gestreiften Wesen bewegte sich wie vom Sturm aufgewühlt, und aus diesem Meer stieg ein Schrei empor.

Er hat es ihm gezeigt!

Darauf kam der Mann aus Saloniki an die Reihe. Er war grösser und kräftiger als Pérez. Ich verstehe wenig vom Boxen, doch ich glaube, dass unser Mann, als er noch in guter Form war, ein Leichtschwergewichtler gewesen sein muss. Nun wog er wohl etliche Kilo weniger. Der deutsche Kapo, der nun dran war, schien gewaltige Kräfte zu haben, ausserdem war er wendiger und entschlossener als der Gegner von Pérez. Doch dies änderte nichts am Ausgang des Kampfes. Nach einigen Runden wurde der Deutsche niedergeschlagen. Er lag am Boden und fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, während die Zuschauer es noch gar nicht fassen konnten. Es war geschehen! Noch einmal! Solidarität, Hoffnung und Glaube hatten über rohe Kräfte gesiegt!

Trotzdem war die Begeisterung nach dem zweiten Kampf etwas gedämpft, als hätten die Zuschauer schon eine Vorahnung des drohenden Unheils, das dem Triumph folgen würde. Uns, die wir das Lagerleben in- und auswendig kannten, überkam ein Gefühl der Unruhe, als wir den Kampfplatz verliessen.

Und es ging aus, wie wir fürchteten. Die beiden wurden so drangsaliert, dass zuerst Pérez, dann auch der Boxer aus Saloniki geistes-

krank wurden. Sie begannen wirres Zeug zu reden. Auf dem Appellplatz sahen sie nicht mehr die vielen Freunde um sich herum, sie schauten mit starrem Blick in eine fremde und irrsinnige Welt, die vielleicht trotz allem weniger verrückt war als die Welt, aus der sie sich geistig zurückgezogen hatten.

Gott weiss, welche Qualen sie nach ihrem Triumph ausstehen mussten, in einer Einzelzelle oder in der Dunkelheit hinter der Latrine, wenn abends alle anderen im Lager in ihren Betten lagen. Wie lange sie noch lebten, weiss ich nicht; das letzte Mal sah ich sie im Spätherbst 1944.

Der Sommer war vorbei, und der Herbst ging auch schon zur Neige. Dünnes Eis lag bereits über den Wasserlöchern der Moorlandschaft, und der Schlamm auf den Strassen und den Arbeitsplätzen erstarrte nachts in der Kälte. Ein neuer Winter stand uns bevor.

Keiner von uns wusste, ob er je den Frühling erleben würde. Waren wir aufrichtig gegen uns selbst, mussten wir uns eingestehen, dass wir nur äusserst geringe Chancen hatten. Doch wir waren nicht aufrichtig, sonst hätten wir uns in den stromführenden Zaun gestürzt oder uns ein Stück Metall zurechtgemacht, um uns damit nachts im Schutze der Dunkelheit die Adern zu öffnen. Stattdessen flohen wir in eine Welt, die nur in der Einbildung vorhanden war. Immer waren wir daheim. Die Gegenwart, das Grausame um uns, war zum Scheindasein geworden. Mit Augen, die nicht sahen, konnten wir dastehen und Untaten beiwohnen, die normale, noch nicht verhärtete Menschen um ihren Verstand gebracht hätten.

Wenn ich nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Weg zur Latrine stehen blieb, spürte ich die Eiseskälte, die der Wind aus den Kaparten heranwehte. Doch darüber machte ich mir keine Gedanken.

Ich betrachtete den Sternenhimmel hoch oben über mir, fern, kalt und unberührt von der grossen Not hier auf Erden. Die gleichen Sterne leuchteten auch über einem kleinen Haus in einer Kleinstadt am Skagerrak, das einmal ein trautes Heim war und in dem ich in meiner Erinnerung alle meine toten Angehörigen sah.

Woher waren sie gekommen, wohin waren sie entschwunden – alle die glücklichen Augenblicke meiner Jugend? Existierten sie nur in meiner Einbildung? Hatte alles, was geschehen war, und alles, was nun geschah, hatte das Leben überhaupt einen Sinn? Wenn ja, welchen Sinn hatten alle diese trostlosen, qualvollen Tage, Wochen und Jahre hier in diesem gewaltigen Kessel menschlicher Entwürdigung? Gefährliche Fragen, die sich nur ein Häftling stellte, der keine andere Zukunft sah als das Leben nach dem Tode. Falls es so ein Leben gab. Todbringende Gedanken, die man jedoch nicht immer von sich schieben konnte.

Ich habe bereits früher eine Lebensregel erwähnt, die ich mir zu ei-

gen gemacht hatte: ‚Du sollst nie nach oben schauen, sondern hinunter auf diejenigen, denen es noch schlechter geht als dir!‘ Dabei dachte ich an die materiellen Verhältnisse der Häftlinge. Was die ethischen und moralischen Werte betrifft, musste man die Regel umkehren: ‚Schau auf zu den Vorbildern, richte dich nach ihnen!‘ Das bewahrte uns davor, dem Wahnsinn zu verfallen und in Stumpsinn zu versinken, aus dem wir uns nie mehr aufgerafft hätten. Gesegnet seien die Männer, die uns durch ihr Beispiel den Glauben an den Menschen nicht verlieren liessen und uns lehrten, auf das Göttliche im Menschen stolz zu sein. Ich habe Felix Pavlowsky genannt, weil er mein Retter war, einer von vielen. Ich könnte mehrere nennen, Männer, die sich ohne Rücksicht auf die eigene Person für andere aufopfert. Auch diese Männer, die wahren Helden, konnten das Mysterium des Leidens nicht enträtseln, doch sie konnten sich von ihrem Leiden befreien, indem sie ihm eine tiefere Bedeutung verliehen: Für andere leben, für andere sterben.

In diesen schweren Zeiten erlebte ich manchmal auch ganz flüchtig Schönheit. Gab es denn überhaupt Schönheit in einem Schattenreich, wo alles seine Gestalt verlor, seine Farbe verlor, weil es zu wenig Licht gab? Im Grunde natürlich nicht. Doch was ist Schönheit? Erst in unserem Gehirn, sagt Oscar Wilde, wird der Mohn rot, duftet der Apfel und singt die Lerche. Deshalb konnte sich Schönheit auch im Lager offenbaren, ganz selten und nur ganz flüchtig: Wenn Stille sich über der Moorlandschaft ausbreitete, als wären alle Geräusche übereingekommen, zwei Minuten innezuhalten zu Ehren der Toten. Wenn ein klarer, herbstlicher Sternenhimmel über dem Lager stand und ein günstiger Wind Russ und Gestank aus den Schornsteinen der Krematorien in eine andere Richtung blies. Wenn ein Schmetterling zwischen dem Stacheldraht flatterte, unbegreiflich wie das Farbenspiel des Regenbogens. All das waren schöne Augenblicke, die das Roboterdasein vergessen liessen, Augenblicke, die lehrten, dass das Leben einen Sinn hatte. Auch eine Blume, die sich in den Asphalt verirrt hat, blüht nicht vergebens, sagte ich mir. Ihre schlichte Schönheit kann sich zwar nicht einmal in einer Regenpfütze spiegeln. Dennoch soll sie blühen, eines Tages würde sie in neuer Gestalt aus dem Humusboden emporwachsen.

Seltene Augenblicke der Besinnung. Der Alltag sah indes anders aus. Deshalb waren jeder kleine Trost und jede kleine Freude willkommen.

men. Ich hatte die Musik, und ich hatte einen Freund. Jeden Abend, wenn nichts dazwischen kam, besuchte mich Sammy, um vielleicht etwas Neues zu erfahren und um etwas von dem, was ihn bedrückte, loszuwerden. Vieles behielt er für sich, weil er mir nicht auch noch seine Probleme aufbürden wollte. Ich verstand jedoch, was ihn quälte. Er hatte einen Bruder verloren und befand sich täglich zwischen Kranken, Sterbenden und Toten. Als Krankenpfleger im Revier war er von erschütterndem Elend umgeben, und wenn ein Häftling gehenkt wurde, mussten die Krankenpfleger ihn vom Galgen herunterholen und fortschaffen.

Aber ich glaube, er hatte noch anderes zu tragen. Gerüchte tauchten auf über heimliche und unglaubliche Experimente in den Operationsräumen und in einzelnen Blocks, wo Geisteskranke untergebracht waren. Wir hörten von schaurigen Gehirnoperationen, von Männern, denen man Salzwasser in die Testikel gespritzt hatte, von Experimenten in der Druckkammer. Wir wussten davon, aber wir konnten nichts dagegen tun.

Wir hörten auch, dass Häftlinge vorsätzlich mit Typhus und Gelbfieber infiziert wurden, dass andere bei Kältetests in eiskaltem Wasser oder im Freien starben. Giftkapseln und Senfgas wurden an Häftlingen ausprobiert. Frauen gab man Salzwasser zu trinken, um herauszufinden, wie lange sie damit leben konnten. Nur jüdische Frauen wurden für diese Experimente ausgewählt, und sie kamen aus anderen Lagern. Experimente mit Gangrän und Knochentransplantationen wurden durchgeführt, Männer wurden sterilisiert, Frauen künstlich befruchtet.

Ich wusste, dass Sammy Trost und Ermutigung brauchte, ‚Hermann‘, pflegte er zu sagen, ‚helf mir, bitte. Ich schaffe es nicht mehr. Ich weiss nicht, wie ich das noch einen Tag aushalten soll.‘

Eines Tages gab er mir Nachricht, ich sollte ihn abends besuchen. Irgend etwas hinderte ihn, zu mir zu kommen. Ich hatte nach dem Appell noch in der Musikerstube zu tun, und das Nachtruhesignal war bereits ertönt.

Trotzdem schlich ich mich leise aus der Baracke; Sammy wartete auf mich.

Es war ein regnerischer und windiger Abend, kaum geeignet für den Spaziergang eines Häftlings in seiner Uniform aus dünner Baumwolle. Bis zum Revier waren es nicht mehr als vier- oder fünfhundert Me-

ter, aber schon nach den ersten Schritten klebte der dünne Stoff am Körper wie ein Waschlappen. Ich zitterte und fror.

Als ich zum Revier kam, war die Tür im Zaun geschlossen. Ich wusste, dass es auch auf der Rückseite des Blocks einen Eingang gab, er lag jedoch im Scheinwerferbereich der Wachttürme. Deshalb hatte ich kaum eine Chance, ungesehen vorbeizukommen. Dennoch tastete ich mich an den Wänden entlang.

Da flammte der Scheinwerfer auch schon auf.

«Wer da?» rief eine Stimme vom Wachturm.

«Häftling 79235 auf dem Weg ins Revier.»

Der Lichtkegel verfolgte mich, und ich war froh, dass mir keine weiteren Fragen gestellt wurden. Ich fand eine Tür an der Blockwand, wohl die Tür zum Waschraum, dachte ich. Durch den Waschraum würde ich in den Gang des Blocks gelangen, und von dort war der Weg zu Sammy einfach zu finden.

Ich öffnete die Tür und ging hinein. Im Raum war es ganz dunkel. Ein merkwürdiger Geruch schlug mir entgegen, ein süsslicher Geruch, gemischt mit dem scheusslichen Gestank nach Chlor, den ich gut kannte. Vorsichtig ging ich ein paar Schritte weiter, mit ausgestreckten Armen, um nicht irgendwo anzustossen. Meine Hand berührte etwas Weiches, Kaltes und Ekliges. Ich wich zurück, suchte den Schalter neben dem Türrahmen und machte das Licht an.

Ich weiss nicht, ob ich einen Schrei aussties, doch weiss ich, dass mich lähmendes Entsetzen befiel, als ich entdeckte, dass ich in der Leichenkammer stand. Wie Holzscheite lagen sie übereinander gestapelt, vom Fussboden bis zur Decke.

Mit weit aufgerissenen Augen und aufgesperrtem Mund glotzten sie mich an. Ihre Hände, bloss noch Haut und Knochen, griffen erstarrt ins Leere. An einer Stelle war der Leichenstapel zusammengefallen, die Leichen lagen ringsum auf dem Fussboden, darunter die bläuliche Leiche eines Mannes mit stark geschwollenem Bauch.

Ich hatte schon früher Tote gesehen, ich hatte gesehen, wie Menschen totgeschlagen wurden, wie sie bei der Arbeit und auf dem Appellplatz tot hinfielen. Sie lagen in ihren gestreiften Pyjamas da, regungslos, als schliefen sie. Doch hier verhielt es sich ganz anders, der Raum bot einen schrecklichen Anblick. Die Leichen hatten alles Menschenähnliche verloren; man empfand kein Mitleid mehr, nur Abscheu und Entsetzen.

Entsetzen bis zur äussersten Grenze oder vielmehr über alle Grenzen hinaus.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich aus dem Raum herauskam, nur dass ich auf dem Gang stand, dem Tode nahe.

Als ich endlich Sammy fand, blickte er mich entsetzt an. «Setz dich», sagte er, «was ist denn mit dir los?»

«Ich habe etwas Entsetzliches erlebt», antwortete ich. «Ich hatte mich verlaufen und landete in einem Raum voller toter Menschen.»

«Na, wenn es nichts Schlimmeres ist», sagte Sammy. «Du warst in unserer Leichenkammer. Was hast du denn dort gesucht? Übrigens war ich auch gerade dort, ich habe zwei Tote hingebbracht, die an Dysenterie starben.»

Er sprach darüber wie übereine alltägliche Arbeit. Und in der Tat, es war alltägliche Arbeit für ihn. Er ging mit Toten um wie mit vollständig wertlosen Dingen, unbequemen Dingen, die man irgendwo aufstapelte, bis es für sie Platz im Krematorium gab.

Wir rauchten gemeinsam eine Kippe, und ich dankte Gott, dass ich nicht Sammys Job hatte. Nie zuvor habe ich seinen geistigen Zustand besser verstanden als an diesem Abend. Deshalb hatte er mich auch an diesem Tag zu sich gerufen. Er war sehr niedergeschlagen. Und so bauten wir wieder, wie Mutter Aase und Peer Gynt, unser Lügenreich auf, um uns aus dem Elend wegzustehlen.

Wir erdichteten Skiausflüge in sonniger Schneelandschaft mit blauem Himmel über der freiesten Freiheit, die wir kannten, über den norwegischen Hochgebirgsebenen. Wir kehrten zurück ins Hotel, gingen in die Sauna und ruhten uns nachher aus. Wir klingelten, und ein Kellner kam mit einem schwerbeladenen Servierbrett – nicht Früchte und edle Weine brachte er, sondern heissen Kakao und Milchbrot mit Rosinen darin und dick mit Butter beschmiert.

«Glaubst du daran, Herman?» fragte Sammy immer wieder.

«Natürlich glaube ich daran», antworte ich und log für uns beide.

«Der Krieg ist bald vorbei, und dann werden wir . . . Sieh nur, wie oft es nun Fliegerangriffe gibt! Könnten unsere Freunde hier Bomben abwerfen, wenn sie nicht in der Luft überlegen wären? Und die Gerüchte, dass sich die Deutschen überall auf dem Rückzug befinden. Amerika ist in den Krieg eingetreten. Ja, ich glaube daran!»

Niemals erwähnte ich, dass daheim ein leeres Haus auf mich wartete, dass ich allein durch die Zimmer gehen und überall Erinnerungen

finden würde an Familienglück, Geschwisterliebe, Geborgenheit; alles das war für immer verloren. Was hatte ich in der alten Stadt am Meer überhaupt noch zu suchen? Was sollte ich dort tun, nachdem man mich meiner Jugend, meines Glaubens an die Menschheit beraubt hatte? Verbotene Gedanken; weshalb sollte ich mich mit ihnen befassen oder gar darüber sprechen? Es war kaum damit zu rechnen, dass wir Auschwitz überstanden.

Und stiegen unsere Chancen, wenn Deutschland – was früher oder später kommen musste – zusammenbrechen würde? Wer würde sich um uns kümmern, wenn die Front sich näherte? Wer könnte die über hunderttausend Häftlinge in Auschwitz mit der täglichen Brot- und Suppenration versorgen, dem absoluten Mindestmass an Nahrung, um noch den Funken Leben bewahren zu können? Ein oder zwei Tage ohne Nahrung, und die meisten von uns wären dem Tode nahe. Vorläufig lagen diese Ereignisse noch in weiter Ferne, und so manches konnte in der Zwischenzeit geschehen.

Und vieles geschah. Jeder Tag brachte neue Schrecken. Ich erinnere mich insbesondere an ein Erlebnis in jenen Tagen, das mich und die übrigen Augenzeugen ausser Fassung brachte. Ab und zu tauchten SS-Männer mit Hunden, Schäferhunden oder Dobermannpinschern, auf. Hunde wurden meistens in den Frauenlagern eingesetzt, doch manchmal auch bei uns. Mehr als einmal beneidete ich diese Hunde. Sie erhielten die Nahrung, die sie brauchten, und gute Behandlung von ihren Herren, die genauso brutal wie sentimental sein konnten. Die Hunde waren auf die Häftlinge abgerichtet. In unserem Lager traten sie jedoch nie in Aktion. Eines Tages wurden zwanzig Häftlinge aus einem Nachbarlager in unser Revier eingeliefert. Sie waren allesamt von Hunden zerfleischt worden. Ihre Gesichter schienen wie mit Messern bearbeitet, an den Schenkeln und Armen waren ganze Fleischstücke herausgerissen. Selbst die Ärzte, die doch schon vieles gesehen hatten, waren entsetzt.

Arbeitsdienstführer Stolten war ein Mann, den ich eigentlich heute noch so hassen müsste, wie ich ihn seinerzeit im Buna-Lager hasste. Doch jedesmal, wenn er in meiner Erinnerung auftaucht, merke ich, dass er in mir keinerlei Gefühle mehr erweckt, weder Groll noch Hass. Hass kann als Behelf dienen. Man hasst, weil man den Hass braucht. Wenn Hass keine Notwendigkeit mehr ist, erlischt er wie eine Flamme ohne Sauerstoffzufuhr. Nur wenn ich an Seppel denke, an den Mann, der Frank unentwegt schikanierte, fühle ich noch einen Rest von Hass. Ich frage mich, was ich tun würde, wenn ich diesem Mann heute begegnete.

Stolten war ein Mann von ungefähr 1,90 m Körpergrösse, schlank, kräftig, und er hatte Augen wie graublau-grüne Granatsplitter. Er pflegte Menschen mit durchbohrenden Blicken anzusehen, und dabei sah er immer nur Schlechtes. Juden setzte er mit Dysenterie gleich, Polen waren wie ein Haar in der Suppe, Russen waren Rote, Kommunisten Todfeinde, und sogar Volksdeutsche waren nur gemeiner Pöbel. Nur Gott wusste, ob er je etwas Gutes an einem Menschen fand oder ob er je einen einzigen Freund auf der Welt hatte. Ich sah ihn sehr oft, aber ich kann mich nicht erinnern, dass er ein einziges Mal auch nur lächelte. Hätte man einmal in einem siegreichen Hitler-Deutschland ein Denkmal für die SS errichten wollen, wäre Stolten das beste Modell dafür gewesen. Näher an das SS-Ideal konnte man nicht herankommen.

Stolten war die Brutalität in Person, eine Bestie, die umherging, schlug und Fusstritte austeilte, sobald sich auch nur eine Gelegenheit bot. Und gab es keine, sorgte er schon selbst dafür, dass es eine gab. Stolten war als Arbeitsdienstführer für die Verteilung der Häftlingsklaven auf die einzelnen Kommandos verantwortlich. Er hatte auf diesem Gebiet das letzte Wort und damit die Befugnis, über das Schicksal eines Häftlings zu entscheiden. Stolten verfügte auch meinen Wechsel von Gärtnereikommando zu Kommando 1, dem Rohrkommando. Damit kam ich wieder in den Bereich von IG Farben.

Zu jener Zeit genoss ich nicht mehr die Unterstützung des Häftlings 10431: er, Felix Pawlowsky, war nicht mehr da. Ob er auf eigenen

Wunsch versetzt wurde, weiss ich nicht. Ebenso wenig weiss ich, wie es ihm später ergangen ist. Die ganze Zeit hindurch hatte er mich mit seinen zusätzlichen Brotrationen am Leben erhalten. Aber darüber sprach ich schon. Auch darüber, dass mir diese Freundschaft ein grosses Ansehen bei den anderen Häftlingen verschaffte.

Hand aufs Herz, ich habe nicht ein einziges Mal diese Freundschaft missbraucht. Ich habe nie um etwas anderes als lebenswichtige Dinge gebeten, einmal zum Beispiel um einen Lappen aus Wolle, den ich auf der Brust tragen wollte, wenn die Bronchitis, die Halsschmerzen oder die Lungenstiche sich verschlimmerten.

Eines Abends kam Felix und blieb länger sitzen als üblich. Wie immer lächelte er, doch sein Lächeln war etwas verlegen. Ich begriff, dass er auch seine schweren Stunden haben mochte. Er sprach von sich selbst, dass er vor vielen Jahren als Kommunist verhaftet worden war und dass er vor Kurzem einen Brief erhalten hatte. Einen Brief von seiner Frau, in dem sie ihn bat, in die Scheidung einzuwilligen. Aus geheimer Quelle hatte er erfahren, dass sie zum Feind übergelaufen war. Vielleicht war sie nun sogar die Geliebte eines unserer Peiniger und Henker. Gewisse Anzeichen gab es dafür.

Diese Nachricht war ein schwerer Schlag für ihn, zum ersten Mal sah ich Tränen in seinen Augen. Sonst lächelte er immer freundlich, was uns ermutigte, die Hoffnung nicht aufzugeben. Ich habe dies schon erwähnt, doch Felix hat es verdient, dass ich es wiederhole: Für mich und viele andere verkörperte er das Beste im Menschen, die geistige Kraft, die uns in einen Himmel hebt, an den wir glauben müssen. Wäre ich ein Dichter, hätte ich ein Loblied auf Felix gesungen. Nun kann ich an ihn bloss mit aufrichtiger Dankbarkeit denken.

Er hatte mich gelehrt, trotz aller Widerwärtigkeiten an die Zukunft zu glauben. Keine Zukunft zu haben, betrachtete ich immer noch als das bitterste Leid. Viele kamen wegen ihrer Überzeugung ins Lager. Für sie hatte das Leben trotz allem einen Sinn. Eines Tages würden sie wieder herauskommen, denn irgendwann musste der Krieg zu Ende gehen. Sie wurden sogar von ihren Wächtern respektiert. Wir aber waren Juden und wurden täglich verspottet, bespuckt und misshandelt. Was wir zu erwarten hatten, war die ‚Endlösung der Judenfrage‘. Unter solchen Umständen kann der Gedanke, noch einen Tag zu leben, unerträglich werden. Deshalb begingen auch so viele Selbstmord.

Gerade in einer solchen Welt erhellte ein Mensch wie Felix Pavlowsky die finstere Nacht wie ein Leuchtfeuer.

Eines Tages im September oder Oktober 1944 verliess uns Felix. Ich konnte den Zeitpunkt nicht genauer feststellen. Als ich nach ihm in der Küche fragte, war er eines Tages nicht mehr dort. Ich konnte und wollte es nicht glauben – mir war, als hätte ich Frank nochmals verloren. Ich weinte, denn dieser Mann war für mich ein Vater und ein Bruder. Ein Koch erzählte mir, dass Felix in ein anderes Lager überstellt worden sei, um dort die Funktion des Küchenchefs zu übernehmen. «Hat er keinen Bescheid oder Gruss für mich hinterlassen?» «Vielleicht. Sprich mal mit dem neuen Küchenchef, er weiss Bescheid.» Er holte den neuen Küchenchef, einen Polen, der ebenso wie Felix ein politischer Häftling war.

«Bist du der Norweger?» fragte er.

«Ja, ich bin Herman, der Norweger.» Ansonsten gebrauchten wir die Häftlingsnummer, doch unter Freunden war ich Herman, der Norweger.

«Ich kann direkt was versprechen», sagte der Mann. «Dein Freund Felix war auch mein guter Freund, und als er abfuhr, hinterliess er mir einen Zettel, auf dem Folgendes stand: ‚Solange du und deine Nachfolger leben, soll der Norweger meine Brotration bekommen. Bringt sie ihm jeden Abend in den Block 4!‘ Das schrieb Felix, und ich werde dafür sorgen, dass es auch getan wird.»

Felix hatte also vorgesorgt, solange es eben ging. Ich sah ihn wieder vor mir: ‚Ich tue alles, was ich kann‘, sagte er damals, ‚damit einer von euch durchkommt.‘

Er hatte sein Möglichstes getan. Ich ging hinaus und weinte, nicht weil ich mich über das Stück Brot freute, das ich jeden Abend bekommen sollte, sondern aus Dankbarkeit, dass ich einen Freund wie Felix Pavlowsky hatte.

Auch Felix hätte mich allerdings nicht vor dem Arbeitsdienstführer Stolten und vor der Versetzung in das Rohrkommando schützen können. Vielleicht hatte Stolten entdeckt, dass ich zu dieser Zeit besser aussah als die meisten anderen Häftlinge.

Vielleicht glaubte er auch, dass es mir als Juden im Gärtnereikommando viel zu gut ging. Denn Hand aufs Herz, es ging mir auch dort viel besser als bei den meisten anderen Kommandos. Ich konnte Blumen und Bäume pflegen, hatte Musse zu beobachten, wie alles um

mich herum grünte und wuchs. Die Gärtnerei war wie ein kleines privates Paradies mitten in der Hölle. Ich konnte Tomaten bis zum Überdruß essen und Blumenzwiebeln, bis meine Haut nach Zwiebeln roch. Karotten stopfte ich in mich hinein, dass ich fast krank davon wurde.

Nichts davon war erlaubt, alles war vorschriftswidrig. Doch kam ich wieder einigermassen zu Kräften. Ich konnte meine Arbeit als Musiker befriedigend leisten. Ich sah aber auch, wie meine Freunde von Tag zu Tag schwächer wurden. Ich sah, wie sie verhungerten und wie sie verschwanden, nicht nur der eine und andere, sondern viele von ihnen. Felix hatte mich durch sein Beispiel gelehrt, wie man anderen half. Ich schmuggelte aus der Gärtnerei, was ich nur konnte. Doch ich hatte nicht die Machtposition und auch nicht die Mittel eines Küchenchefs. Eine Tomate für einen Freund dann und wann, einige Karotten zur Verteilung ab und zu – viel war das nicht. Und nun war ich wieder in der gleichen Lage wie die anderen. Die neue Arbeit zehrte rasch an meinen Kräften.

Vieles hatte sich in den Buna-Werken geändert, das sah ich bereits am ersten Tag bei meinem neuen Kommando. Die Betriebe waren weiter gewachsen, und es wurde noch mehr gearbeitet. Der Industriebereich hatte sich zu einer eigenständigen Grossstadt entwickelt, mit Elektrizitätswerk, Gaswerk und einer endlosen Reihe von Fabrikhallen. Ein Zaun umgab ihn, vor dem eine grosse Zahl von Wachtposten patrouillierte. Sehr oft kamen Kontrolleure, die die neuen Betriebsanlagen von AEG und IG Farben inspizierten. Seit meiner Ankunft im Jahre 1942 war eine neue Welt auf dem Moorland entstanden.

Eisenbahnzüge mit Rohstoffen trafen ein und fuhren mit Erzeugnissen beladen ab, ebenso lange Reihen von Lastkraftwagen. In den Hallen wurde ununterbrochen ab- und aufgeladen. Wir Sklavenarbeiter konnten den Gang der Dinge nicht mehr verfolgen; alles hatte ungeheure Dimensionen angenommen, der Einzelne sah nicht mehr als den ihm zugeteilten Arbeitsplatz.

Neben einer Menge von Zivilarbeitern aus Polen, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion, sah ich auch viele britische Kriegsgefangene, meistens Flieger. Das Dritte Reich brauchte alle Arbeitskräfte, die man nur irgendwie herbeischaffen konnte. Die Deutschen selbst

mussten an die Front, während ihre Gefangenen für sie Sklavenarbeit leisteten.

Das Lager der britischen Kriegsgefangenen lag mitten im Industriegebiet. Vielleicht hoffte man, dass die Alliierten ihre Angriffe beschränken würden, um nicht ihre eigenen Leute zu treffen.

Die systematischen Bombenangriffe auf das Buna-Gebiet, die kurz vor meinem ersten ‚Ausflug‘ nach Poremba begannen, wurden immer massiver und wirksamer. In klaren Nächten bot der Luftraum oft ein buntes Feuerwerk von Scheinwerferlicht, Leuchtbomben, Brandbomben, Leuchtspurgranaten und Explosionsblitzen. Dazu machte die Flugabwehr ein Höllenspektakel. Anfänglich erfolgten die Angriffe nur am Tage, doch nach und nach fanden die Flugzeuge auch des Nachts ihren Weg.

Schliesslich mussten die Deutschen etwas unternehmen, um nicht einen grossen Teil ihrer Arbeiter zu verlieren. Neue, kegelförmige Luftschutzbunker wurden in aller Eile gebaut.

Auch wir Juden sollten bei Fliegeralarm dort Deckung suchen. Nicht immer war das möglich, denn Deutsche und andere Arier wurden bevorzugt. Auf die Dauer wurde es ziemlich schwierig, die Schafe von den Böcken zu trennen, da Hunderte von Schutzsuchenden gleichzeitig heranstürmten.

An einen Fliegeralarm erinnere ich mich heute noch ganz genau. Es war am ersten Weihnachtstag 1944, und wir hatten vorher schon viele und schwere Angriffe gehabt. Damals arbeitete ich, zusammen mit Julius Paltiel, in einer grossen Lagerhalle für elektrische Ausrüstungen. Wir hatten an diesem Tag schon zum dritten Mal Fliegeralarm, und ich hatte irgendwie das Gefühl, es könnte diesmal schlimmer kommen als zuvor.

Als die Sirenen heulten, eilte ich hinaus, so rasch mich meine schwachen Beine trugen. Draussen blieb ich einige Sekunden im gleissenden Tageslicht stehen und versuchte mich zu orientieren. Die Flakgeschütze dröhnten aus allen Richtungen. Erschütterungen liessen darauf schliessen, dass die ersten Bomben bereits gefallen waren. Ich hatte keine Chance, den nächsten Bunker zu erreichen. Gab es denn nichts, wo man Deckung suchen, wo man sich verkriechen konnte? Und plötzlich sah ich, mitten auf der Strasse, nicht weit vom Tor der Werkhalle, den Deckel über dem Abwasserkanal. Im nächsten Augenblick war ich dort, schob ihn zur Seite und sprang hinunter. Un-

mittelbar danach schien das Jüngste Gericht über mich hereinzubrechen. Die Betonringe im Schacht wackelten und bröckelten ab. Während ich zum Kanalschacht gelaufen war, hatte ich gerade noch gesehen, wie Paltiel und eine Schar anderer Häftlinge aus der Werkhalle stürmten. Dabei prallte Paltiel im Laufen direkt auf den Arbeitsdienstführer Stolten, der auf seinem Motorrad daherkam. Beide stürzten zu Boden. Aber Glück im Unglück. Im gleichen Augenblick, als die beiden fielen, explodierte eine Brandbombe in ihrer Nähe, und die Flammen schlugen über sie hinweg. Nach dem Fliegerangriff konnten sich beide unversehrt wieder erheben. Die Bombe, die in unserer unmittelbaren Nähe gefallen war, hatte die Werkhalle, in der ich gearbeitet hatte, förmlich weggeblasen. Viele meiner Kameraden, die nicht rechtzeitig hinauskommen und Deckung finden konnten, wurden getötet. Sie lagen zwischen den Mauerbrocken und verformten Eisenträgern. Dieser Fliegerangriff kostete viele Menschenleben. Lager- und Werkhallen wurden schwer getroffen, und grosse Teile des Industriebereiches wurden für eine Zeitlang lahmgelegt.

Im Buna-Bereich stank es immer. Im Sommer stieg der Gestank aus der umliegenden Moorlandschaft auf, oder er rührte von dem Dieseltreibstoff her, der vielfach in der Fertigung und für den Transport verwendet wurde. Aber dann war noch dieser süssliche, ekelerregende Geruch, den der Wind aus dem Nordwesten herbeitrug. Insbesondere machte er sich bemerkbar, wenn es kälter wurde und ein grauer Niederschlag, leichter als Daunen, fiel. Es war der Geruch verbrannter Menschen, die als Rauch und Asche die Schornsteine verliessen, zehntausend täglich. Die meisten von ihnen waren Juden, und wenn es Hitler schliesslich nicht gelang, die «Endlösung der Judenfrage» zu bewältigen, konnte das seinen Grund nur in der unzulänglichen Kapazität der Gaskammern und der Krematorien gehabt haben.

Gegen Weihnachten 1944 machte sich im Buna-Lager Unruhe oder Spannung breit. Die Deutschen waren schlechterer Laune als je zuvor. Die Wachtposten wurden verdoppelt und an einigen Stellen noch mehr verstärkt. Viele der alten SS-Männer verschwanden, ob sie ausgetauscht wurden oder die «Himmelfahrt» angetreten hatten, weiss ich nicht; neue kamen als Ersatz für sie. Die Luftangriffe nachts erfolgten öfter und waren heftiger. Die Latrinenparolen berichteten von Rückschlägen für die Deutschen an allen Fronten, wir hörten von einem gewaltigen Vorstoss der Russen im Osten. Doch das meiste erreichte uns als unkontrollierbares Gerücht. Wir wussten nicht, ob wir ihm Glauben schenken konnten. Irgendetwas war jedoch im Gange. Wir spürten es, wir alten Lagerinsassen, die den Instinkt von Tieren entwickelt hatten.

Dann hörten wir, dass das Lager geräumt werden sollte. Für uns konnte das nur die Vernichtung bedeuten. Nur die Zivilisten, unsere wohlgenährten Kapos und andere Vorgesetzte hatten noch Kräfte, um einen Transport im Winter durchstehen zu können. Die meisten Häftlinge konnten kaum die Beine heben, sie schleppten sich durch den Schnee dahin, im Lager und bei der Arbeit.

Unter uns Häftlingen diskutierten wir eifrig, wie die Deutschen die Aufgabe bewältigen wollten. Die Gaskammern reichten nicht aus,

das hatte sich gezeigt. Würden sie uns auf dem Appellplatz antreten lassen und ein Kommando nach dem anderen niedermetzeln? Oder würden sie geschlossene Güterwagen als fahrende Gaskammern benutzen und die Leichen entlang der Strecke in Massengräber werfen, die sie vielleicht mit Baggern ausheben könnten? In diesem Fall würden sie die Zivilisten und sich selbst an einer schnellen Flucht hindern, wenn die Russen ihnen auf den Fersen waren. Gerüchte, viele Gerüchte, – wir erwarteten das Schlimmste.

Am Silvesterabend war ich wie üblich bei Sammy. Wir wünschten einander ein glückliches neues Jahr. Noch immer waren unsere Glückwünsche vollkommen absurd, wenn sich auch ein Hoffnungsschimmer am Horizont zeigte. Es galt jetzt mit heiler Haut all die Gefahren, Hindernisse und Probleme zu überstehen, die unumgänglich als Begleiterscheinungen eines Zusammenbruchs in Deutschland auftreten würden.

Der 1. und 2. Januar hätten normale Arbeitstage sein müssen, doch ging es seltsam ruhig und friedlich zu. Unser Kapo war verschwunden, ebenso wie viele andere. Wir hatten einen neuen Kapo mit rotem Winkel auf der Brust. Ein politischer Häftling also, ein Prachtkerl, rücksichtsvoll und in jeder Weise hilfsbereit.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen ebenso friedlich wie die ersten beiden. Neue Gerüchte und weitere Nachrichten waren im Umlauf. Sie verwirrten uns, es war nicht klar, was geschehen würde. Es herrschte eine Art Stille vor dem Sturm, man spürte es in jeder Faser. Dann kam der 16. Januar und mit ihm der schlimmste Fliegerangriff, den ich je erlebte. Wir konnten nur ein paar Stunden früh am Morgen arbeiten, dann wurde Alarm gegeben, und die Flugzeuge kamen. Stunde um Stunde regneten die Bomben auf die Buna-Werke. Abends trat eine Weile Stille ein, doch während der Nacht zum 17. Januar gab es erneut Fliegeralarm. Ich bin sicher, dass keiner, der aus Auschwitz heimkehrte, diese Nacht je vergessen wird. Der Himmel war hell wie am Tage, die Bomben fielen hageldicht und liessen die Erde ringsum erzittern. Die Flakgeschütze schossen, was die Rohre hergaben. Und trotz des Höllenlärms hörten wir noch ein anderes Dröhnen, wie Donner aus der Ferne: die Geschütze von Landstreitkämpfen. Die russischen Streitkräfte, hiess es, rückten gegen Auschwitz vor. Die Buna-Werke standen in hellen Flammen. Im Lager selbst zerbrachen überall die Fensterscheiben.

Wir lagen wach und fürchteten, von verirrten Bomben getroffen zu werden.

Ich glaube, fast alle in unserer Baracke beteten in dieser Nacht, einige aus Angst, viele jedoch von religiösem Glauben erfüllt. Es gab nicht wenige Häftlinge, die im Lager Zuflucht und Stütze in ihrem Glauben suchten und fanden. Neuankömmlinge wunderten sich, wenn kleine Gruppen von Männern sich abends zum Gebet oder zu einer kurzen Andacht versammelten. Ich habe Häftlinge verschiedener Konfession sterben sehen, weil sie der Stimme ihres Gewissens folgten und sich weigerten, Befehle auszuführen. Ich habe ausgehungerte Juden am Versöhnungstag fasten sehen, obwohl ihnen der Magen knurrte und sie wussten, dass der Verlust einer Tagesration sie das Leben kosten könnte. Viele Häftlinge waren schon sehr religiös, ehe sie ins Lager kamen, einige kamen ins Lager, eben weil sie an ihrem Glauben festhielten. Andere wieder kamen im Lager zu der Überzeugung, dass nur Gott und die Religion ihnen die Kraft geben könne, das Leid zu ertragen.

Ich sehe noch vor mir die Polen, die sich während dieser Nacht immer wieder bekreuzigten. Die wenigen Protestanten, die wir hatten, saßen da, die Hände zum Gebet gefaltet, und murmelten immer und immer wieder die gleichen Worte vor sich hin. Viele Juden bedeckten ihr Haupt und beteten.

Am nächsten Morgen mussten wir wie üblich zum Appell antreten, die Arbeitskommandos rückten jedoch nicht aus. Wir durften uns auf dem Appellplatz und zwischen den Baracken aufhalten.

Am frühen Morgen des 18. Januar gab es wieder Appell. Unsere Verblüffung war gross, als jeder von uns ein ganzes Brot von zwei Kilo und eine Decke erhielt! Waren wir noch im Buna-Lager? Zeigten unsere Bewacher plötzlich menschliche Gefühle, oder wollten sie nur verhindern, dass die Vorräte den Russen in die Hände fielen?

Ich wurde mit einigen anderen Häftlingen in den Musikerblock geschickt, um die Instrumente zu holen. Als wir zurückkamen, waren mitten im Lager Maschinengewehre aufgestellt. Neue Fragen tauchten auf. Waren die zwei Kilo Brot ein Henkersmahl? Das wäre unseren Peinigern zuzutrauen gewesen, sie hatten einen seltsamen Sinn für Humor. Und was war mit den Decken? Die brauchten wir kaum, wenn man uns niedermetzeln wollte. In dem Durcheinander war kaum Sinn zu erkennen.

Nur eines war sicher: Eine grosse Veränderung zum Guten oder Bösen stand uns bevor.

Wir sahen, wie Häftlinge Akten, Mappen und Karteikarten aus der Schreibstube trugen und auf einen Scheiterhaufen warfen. Das Gerücht ging um, dass die Russen nur noch einige Kilometer von Auschwitz entfernt seien.

Am Morgen des 18. Januar begann der ‚Todesmarsch‘. Was hier an Leid und Greueln geschah, überstieg alles Vorstellbare; niemand kann es beschreiben oder begreifen. Auch heute noch ringe ich um Fassung, wenn ich an das ungeheuerliche Geschehen denke.

Für uns begann der Todesmarsch im Buna-Lager, doch wir blieben nicht allein. Unterwegs stiessen Häftlinge aus anderen Lagern zu uns. Die Schlange menschlichen Elends wuchs ins Endlose und krümmte sich über Moore und Anhöhen, bis man zum Schluss den Eindruck hatte, die ganze Bevölkerung dieser Erde sei unterwegs. Einige meinten, Gross-Rosen wäre unser Ziel – wo das auch liegen mochte. Wir kamen nie dorthin. Wir liefen und liefen, wie es uns schien, ohne Ziel und Zweck. Menschenwracks stampften bei 20 Grad Kälte durch den Neuschnee und froren entsetzlich. Anfangs schneite es noch. Immer wieder schüttelte ich den Schnee von der Decke, die ich mir um Kopf und Schultern gewickelt hatte.

Wir begegneten Häftlingen aus Auschwitz I und aus Fürstengrube. Alle sollten vor den Russen gerettet werden, sagten unsere Peiniger. Niemand wisse, sagten sie, welches grausame Schicksal uns bevorstehe, wenn wir ihnen in die Hände fielen.

Nach kurzer Zeit waren wir über 100'000 Häftlinge. Wir schleppten uns dahin, in Reihen zu fünft. Fiel einer in der Reihe aus, dann rückte ein anderer auf. Die ersten 24 Stunden legten wir 80 km zurück. Menschliche Ausdauer konnte wohl kaum auf eine härtere Probe gestellt werden. Immer noch wundere ich mich über den unbändigen Lebenswillen und die enormen Kraftreserven, die Menschen in Not aufbieten können. Welcher heimlichen Quelle entspringen sie, und wo befindet sich die äusserste Grenze? Kolonnen von lebendigen Gerippen marschierten und marschierten, alle in der gleichen Körperhaltung, mit gebeugtem Kopf, nach vorn hängenden Schultern, die Arme vor der Brust verschränkt – um Kräfte zu sparen und den Körper vor der Kälte zu schützen.

Viele starben, ihre Zahl stieg ständig. Man hätte ohne Weiteres unseren Weg finden können, man brauchte nur den Leichen zu folgen, die am Strassenrand im Schnee lagen. Einige fielen vor Erschöpfung um, anderen versagte das Herz, und wieder andere wurden durch den Genickschuss eines SS-Mannes erledigt.

Als wir nach Sosnowiec kamen, starb unser Freund Stempin, der Bassgeiger im Orchester gewesen war. Er taumelte aus dem Glied und wollte wohl zu seiner Familie, die nur einige hundert Meter entfernt wohnte. Wir hörten einen Schuss, und er war tot. Ein neuer Mann rückte auf. Wir konnten die strenge Marschordnung nicht mehr einhalten, zu viele brachen zusammen. Kälte, Erschöpfung und Unterernährung vernichteten in Stunden mehr Menschen als die Gaskammern in Tagen.

Der Arbeitsdienstführer Stolten brachte an diesem Tage Grossartiges zuwege. Mit unbewegtem Gesicht und gezückter Pistole ging er umher und erschoss alle, die einen Augenblick zu Boden sanken, auch wenn sie vielleicht wieder auf die Beine hätten kommen können. Keiner sollte lebend liegen bleiben und später der Welt über den SS-Mann Stolten und seinesgleichen erzählen. Ein Schuss, ein Loch im Genick, ein paar Tropfen Blut im Schnee – schon war ein weiterer möglicher Zeuge beseitigt.

Ab und zu gab es eine kurze Rast. Dann sah ich auch wieder die alten Freunde: Nathan vom Revier, Benno Asberg aus Norwegen; ich hörte auch, dass Sammy wohlauf war. Wir suchten einer den andern, und manchmal sahen wir uns aus der Ferne. Michael Pintzow lebte, Bernhard Bodd und Leo Eitinger auch und die Brüder Fritz und Hans Lustig ebenso.

Julius Paltiel war ganz hinten in unserer Kolonne. Er war einer der letzten beim Abmarsch und schloss sich dem Gärtnereikommando an. Während des ganzen Marsches mussten er und noch einige andere Häftlinge einen Handwagen ziehen, den ein SS-Führer bis an den Rand mit Kartons voll Zigaretten beladen hatte. Ein glücklicher Umstand, denn sie fanden am Strassenrand einen Norweger, der erschöpft liegen geblieben war und den die SS-Männer noch nicht entdeckt hatten. Die Häftlinge vom Gärtnereikommando legten ihn auf den Wagen und betreuten ihn, bis sie nachts wieder unter ein Dach kamen.

Die meisten meiner Freunde und Kollegen aus dem Orchester waren

bislang durchgekommen. Einige hatten ihre Instrumente weggeworfen. Sie waren das einzige von Wert für uns, doch was half es, wenn die Finger am Instrument festfrieren und der letzte Funke Leben fast erlischt? Eine Bassgeige oder ein Cello zu tragen, daran war von vornherein nicht zu denken. Doch die kleineren Instrumente versuchten wir zu retten. Wer weiss, vielleicht konnten sie uns später noch von Nutzen sein.

Wenn wir uns manchmal im Schnee ausruhen durften, konnte man immer wieder eine Warnung hören: «Schlaf nicht! Um Gotteswillen schlaf nicht!» «Herman, du darfst nicht schlafen! Schläfst du ein, bist du des Todes!» Es waren immer wieder neue Mänder, die flüsterten; die früheren atmeten nicht mehr. Einmal war uns gegenüber eine ganze Reihe von Häftlingen am Strassenrand eingeschlafen. Sie standen nicht mehr auf, als man uns weitertrieb.

Endlose Kolonnen schweigender Geschöpfe schleppten sich durch den tiefen Schnee dahin. Es gab keine flotten Märsche mehr, um Müde wieder munter zu machen. Nur den Wind hörten wir und Schüsse, wenn wieder einer vor Erschöpfung zusammenbrach. Bei jeder Rast liessen sich mehr in den Schlaf fallen. Sie fragten sich wohl: ,Warum nicht? Das ist der schönste Tod. Du schläfst ein, und alles ist vorüber! Etwas Besseres erwartet uns ohnehin nicht!'

Auch ich dachte ähnlich: Was habe ich eigentlich zu erwarten, wenn ich das alles überlebe? Eine zerrüttete Gesundheit für den Rest meines Lebens. Eine Vergangenheit, die ich nie werde verdrängen können. Ein leeres Haus und eine Zukunft ohne Freude. Und dennoch – sollte alle Qual umsonst gewesen sein? Was war mit meinem festen Vorsatz, nach Norwegen zurückzukehren? Das war doch mein Ziel. Dies und nur dies allein hatte ich vor Augen gehabt, Tag und Nacht, und bisher war mir das Glück wohlgesonnen gewesen. Deshalb raffte ich mich wieder auf und ging mit den anderen weiter, wie ein Schlaftrunkener.

Abends klärte sich das Wetter auf, und das Licht des Mondes erhellte die Landschaft. Mehrere von uns litten bereits unter Halluzinationen. Wir gingen gerade bergauf, als ein Freund plötzlich sagte, er sähe oben auf der Anhöhe ein Gebirgshotel in voller Beleuchtung, wie ein Märchenschloss läge es da im Mondlicht. – Als wir an der Stelle vorbeikamen, stand da bloss ein alter Bauernhof.

Einmal ging ich neben einem Mann, der im Vergleich zu den anderen

schon ziemlich alt war. Eigentlich durfte keiner über 50 oder unter 15 Jahren am Leben bleiben. Er hatte irgendwo im Krankenbau als Pfleger gearbeitet, und es gelang ihm, ein Säckchen Zucker mitzubringen, das er auf der Brust trug. Nun holte er das Säckchen heraus und gab es mir. Der Alte hatte sich etliche medizinische Kenntnisse erworben und fühlte, dass er am Ende war. Bald taumelte er zur Seite und sank am Strassenrand zusammen.

Ich hängte mir das Säckchen um den Hals und liess es unter die gestreifte Jacke gleiten.

Zucker ist Energie, dachte ich, und Energie ist Kraft und Wärme, äusserst nützlich auf dem weiteren Marsch.

Spät in der Nacht des 19. Januar kamen wir nach Gleiwitz, durchgefroren bis ins Mark und ohne einen Bissen Brot. Das Brot, das man vor dem Marsch ausgegeben hatte, war schon längst aufgegessen. Wir kamen in ein Lager, das schon evakuiert war. Eine Panik brach unter den Häftlingen aus. Sie wollten Brot. Weder Befehle noch Schüsse konnten die heranstürmenden Häftlingsscharen aufhalten. Türen und Fenster der Vorratskammern wurden eingeschlagen. Jedes einzelne dieser Menschenwracks war so schwach, dass es sich kaum auf den Beinen halten konnte. Gemeinsam mobilisierten sie solche Kräfte, dass nichts ihnen zu widerstehen vermochte. Sie schienen eine dunkle Ahnung zu haben, dass die Zeit für den letzten Kampf ums Leben gekommen war. Die SS-Leute schienen das gleiche Gefühl zu haben. Sie griffen nicht ein, sondern blieben abseits stehen und beobachteten nur das Rollen der Menschenlawine.

Die Vorratskammern waren vollgestopft mit Brot. Wir kletterten hinein, reichten das Brot von Mann zu Mann weiter und assen selbst, was wir nur in uns hineinstopfen konnten. Diese Nacht verbrachte ich mit den anderen in einer alten Scheune ausserhalb des Lagers; einige schliefen im Sitzen, andere wieder lagen dicht zusammengepfertcht, um der Kälte zu widerstehen.

Bei Tagesanbruch wurde ich von Sammy geweckt.

«Komm zu uns hinüber», sagte er, «zum Sanitäterkommando vom Revier. Gib deine Trompete einem anderen und komm mit! Bei uns bist du sicherer.»

Ich war dumm, ich folgte seinem guten Rat nicht. Stattdessen blieb ich meiner alten Liebe, der Trompete, treu. Man konnte nie wissen: Vielleicht würde sie mir nochmals das Leben retten.

In der Kantine fanden wir auch Zigaretten. Ich stopfte mir alle Taschen voll mit Päckchen, die wohl für die Lagerwachmannschaft bestimmt gewesen waren. Ein gutes Tauschobjekt für später, dachte ich.

In Gleiwitz verlor ich im Durcheinander einige meiner Freunde, denn drei Kolonnen marschierten gleichzeitig in westlicher Richtung ab. Die Kolonne, in der ich mich befand, marschierte zum Bahnhof. Dort bestiegen wir Güterwagen, die uns nach Deutschland transportieren sollten. Ich hielt mich an Bronek und hatte das Pech, auf einen offenen Wagen zu kommen. 168 Mann standen auf einem Wagen, der Platz für 130 hatte. Bei 20 Grad Kälte pressten wir uns eng aneinander und rauchten in einem fort. Die Zigaretten vermittelten eingebilddete Wärme, und vielleicht überlebten einige von uns gerade deshalb.

Schlimmer als Frost und Hunger plagte uns der Durst. Wir hatten etwas trockenes Brot, das wir kauten. Das Brot stammte aus der ramponierten Kantine in Gleiwitz, doch zum Trinken hatten wir nichts gefunden. Nun begann der Körper nach Flüssigkeit zu lechzen, die Zunge klebte am Gaumen fest, so dass man kaum reden konnte. Mühsam kratzten wir die Schneereste auf dem Güterwagen zusammen. Später gab es noch einige Handvoll Schnee, wenn der Zug irgendwo hielt.

Trotzdem waren wir froh, dass wir mit diesem Transport mitgekommen waren. Wie zu hören war, sollen die Zurückgebliebenen von der SS erschossen worden sein. Man tat so, als wäre es besser für uns zu sterben, als den Russen in die Hände zu fallen. Wir kannten Russen als Mithäftlinge und Freunde im Lager – wir hätten sie mit Jubel als Befreier begrüsst. Aber natürlich liess man uns keine Wahl.

Wir hatten etliche rohe Kerle auf unserem Wagen, mehrere mit Gewaltverbrechen und sogar Morden auf dem Gewissen, die bereits jahrelang in Deutschlands berüchtigsten Zuchthäusern eingesessen hatten. Während der ersten Tage, als es auf dem Wagen noch eng war, wagte ich kaum zu schlafen. Ich fürchtete, dass irgendeiner mich totschlagen könnte, um sich meine Kleider und das bisschen Brot und Zucker, das ich hatte, anzueignen. Derartiges hatte sich schon ereignet; wer wach blieb, war am sichersten.

Glücklicherweise waren noch mehrere von der Kapelle auf dem Wa-

gen. Wir hielten zusammen, doch auch unsere Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Eines Tages schlug mir plötzlich mein Freund Mendrigal ohne den geringsten Anlass ins Gesicht. «Für Judenschweine haben wir keinen Platz mehr!», schrie er. Ich schlug nicht zurück, doch Bronek und noch einige stürzten sich auf ihn, ehe er noch weiter auf mich losgehen konnte. Mendrigal war kaum zu bändigen. Erst als man ihm drohte, die SS-Leute zu holen, beruhigte er sich langsam wieder.

Der Zug fuhr in wechselnder Richtung weiter, meistens auf Nebenstrecken. Aus Polen heraus, durch die Tschechoslowakei, vorbei an Prag, an Wien. Tage und Nächte voller Schmerzen und Schrecken vergingen – heute kann ich kaum verstehen, dass ein menschliches Wesen dies durchstehen konnte, ohne den Verstand zu verlieren. Anfänglich mussten wir alle stehen, weil es nicht genügend Platz gab. Nach und nach gab es dann mehr Platz. Viele verloren die Nerven und stürzten sich vom fahrenden Zug, andere wieder brachen vor Erschöpfung zusammen und starben zwischen unseren Beinen. Nicht wenige sanken nieder, schliefen ein und erfroren. Der Durst wurde immer grösser, das bisschen Schnee konnte die Qualen nicht lindern. Im Gegenteil: Wer Schnee ass, verlor noch schneller an Körperwärme. Die ganze Zeit hielten wir uns eng aneinander. Wir standen und schwankten wie Schlaftrunkene. Manchmal schliefen wir im Stehen. Dann wieder sanken wir vor Müdigkeit um und schliefen auf den Leichen, die schon von Rauhreifbedeckt waren. Durch die Körperwärme schienen die Leichen wieder lebendig zu werden. Augen öffneten sich plötzlich und starrten ins Leere, einem Mund entwichen Luft und Gase aus dem Körperinneren, Finger streckten sich aus und zeigten auf uns.

Die Tage vergingen. Manchmal blieben wir auf einem kleinen Bahnhof stehen, stundenlang. Manchmal bekamen wir etwas zu trinken, doch der Durst blieb ein widerwärtiger Reisegefährte. Wir fuhren durch Städte voll rauchender Ruinen, wir waren unterwegs nach Nazi-Deutschland.

Wir fuhren unter kleineren und grösseren Brücken hindurch. Viele Leute standen oben auf den Brücken und schauten hinunter auf den unendlich langen Geisterzug, der langsam vorbeifuhr. Sie überschütteten uns mit Spott und Hohn oder leerten Eimer voll Wasser über unseren Köpfe. Es waren deutsche Frauen und Männer.

Am zehnten Tag blieb der Zug stehen, und die Waggons wurden entladen. Die dünnen und steifgefrorenen Leichen mussten voneinander losgebroschen werden. Als Lebende waren sie unsere Freunde in den Zeiten der Not, sie blieben unsere Freunde als Tote – nun mussten wir sie brutal vom Wagen zerrn, sie an den Beinen den Bahnsteig entlangschleifen und sie wie Holzscheite aufstapeln. Leiche auf Leiche. Mancher fand hier einen treuen Weggefährten wieder.

Von den hunderttausend Häftlingen, die zum grössten Todesmarsch der Geschichte aus Auschwitz aufbrachen, waren nur noch einige Tausend am Leben. Die übrigen lagen als Leichen am Strassenrand, entlang der Eisenbahnstrecke oder aufgestapelt auf Bahnhöfen.

Die Endstation unserer Fahrt war Goslar im Harz. Hier mussten wir aussteigen und bis zum KZ Dora marschieren, anscheinend unser vorläufiges Reiseziel. Es lief alles wie üblich: die Musikinstrumente und alle Kleider wurden uns abgenommen, nicht einmal einen selbstgebastelten Löffel durften wir behalten. Dann wurden wir entlaust und gebadet unter abwechselnd brennend heissen und eiskalten Duschen.

Dora war damals ein Lager wie alle die übrigen deutschen Konzentrationslager, weder schlimmer noch besser. Gegen Ende des Jahres 1944 waren alle kleineren Lager im Gebiet Mittelbau zu einem Grosslager, nämlich dem Dora-Lager Mittelbau, zusammengefasst worden. Häftlinge aus dem Dora-Lager arbeiteten zusammen mit Häftlingen aus dem KZ Buchenwald in grossen unterirdischen Fabriken, wo unter anderem Teile der neuen V1 – und V2-Raketen hergestellt wurden. Im Dora-Lager bekamen wir neue Häftlingsnummern, meine war 106989. Wir mussten das Datum der früheren Tätowierung am Unterarm angeben, doch ansonsten interessierte man sich nicht für weitere Einzelheiten. Geburtsort, Nationalität, Alter und dergleichen spielten keine wichtige Rolle mehr. Entscheidend war, ob man arbeitsfähig war oder nicht.

Wir wurden viel besser gepflegt als in den vergangenen Wochen. Es kam sogar vor, dass wir Käse oder Wurst zum Brot bekamen. Darauf war der Magen gar nicht mehr eingestellt. Die Folge waren schreckliche Durchfälle, die wieder Opfer forderten und uns andere, die durchkamen, erheblich schwächten. Die Durchfälle waren wohl auch Schuld daran, dass wir entsetzlichen Durst hatten, schlimmer als je zuvor.

Es dauerte 24 Stunden, ehe wir wieder Kleider bekamen. Völlig nackt liefen wir in einer ungeheizten Kinobaracke umher und froren. Mir schien, als hätte ich auf dem offenen Güterwagen bei 20 Grad Kälte nicht mehr gefroren. Oder wurde das Frostgefühl durch den Anblick der lebendigen Gerippe um mich herum und durch das Bewusstsein meiner eigenen Nacktheit noch verstärkt?

Die ganze Zeit versuchte ich meiner Umgebung zu entfliehen, mit of-

fenen Augen zu träumen und Erinnerungen aufzufrischen. Diesmal dachte ich an die Musik. Ich war wieder in Broneks Orchester, in weisser Uniform, und spielte auf meiner Trompete. So sehr war ich heruntergekommen, dass ich die Zeit im Buna-Orchester als gute Zeit betrachtete, als eine Zeit, erfüllt von frohen Stunden.

Die Kleider, die wir empfangen, waren dünn und fadenscheinig. Noch am gleichen Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, schlich ich mich mit ein paar Freunden durch eine Hintertür aus der Baracke hinüber in die Kleiderkammer. Wir waren erfahrene oder, besser gesagt, durchtriebene Häftlinge und wussten, nach welchen Regeln die Kleiderkammern betrieben wurden. Deshalb brauchten wir nicht lange zu suchen.

Ich fand eine nach Mass genähte Häftlingsuniform. Ich zog sie an, behielt jedoch die mir früher ausgehändigte Kluft darunter. Ohne das magere Gesicht auf dem runzeligen Hals hätte man annehmen können, in der flotten Uniform stecke mindestens ein Kapo.

Kräftiger wurde ich zwar nicht durch die neuen Kleider, doch würden sie mir helfen, die Kälte leichter zu ertragen.

Wieder ein neuer Tag. Auf dem Appellplatz waren wir mit den 30'000 Häftlingen angetreten, die schon vor uns im Dora-Lager waren. Die Dora-Häftlinge rückten mit ihren Arbeitskommandos aus. Wir Neuzugänge blieben auf dem Appellplatz stehen.

Dann begann die Arbeitszuteilung für uns. Viele meiner Freunde waren während des Todesmarsches umgekommen, doch wir von der Kapelle hatten zusammengehalten. Gert Golinsky, Sal Dwinger, Baby Prince, Jupp Lessing wurden nun einer nach dem anderen einem Arbeitskommando zugeteilt. Einige kamen in die Bergwerke, andere in verschiedene Abteilungen der Dora-Werke. Viele kamen in die Steinbrüche, auch mein Freund Moritz Kahan aus Norwegen, mit dem ich in Auschwitz und im Buna-Lager zusammen war und den ich während des Todesmarsches wiedertraf.

In der Zwischenzeit war Moritz in Fürstengrube gewesen und hatte dort höllische Qualen durchgestanden. Nun hatte er seinen alten Freund Herman wiedergefunden und klammerte sich an ihn.

Wir bekamen zu zweit ein Brot, das wir teilen sollten, und er stand neben mir, als sein Name aufgerufen wurde. Er wurde einem der Steinbruchkommandos zugeteilt. Ich war froh, dass es mich nicht getroffen hatte. Ich hätte die besonders schwere Steinbrucharbeit einfach nicht

mehr geschafft. Als Moritz merkte, dass er und ich nicht zum gleichen Kommando kommen würden, fasste er meinen Arm und wollte mich nicht mehr loslassen.

«Komm, Herman! Komm mit mir in mein Kommando!»

«Hier ist dein Brot», sagte ich.

«Ich will das Brot nicht. Komm doch mit!»

«Ich kann nicht. Mein Name wurde nicht aufgerufen.»

«Komm doch. Ich kann nicht ohne dich gehen.»

Er rief dem Schreiber zu, er solle meine Nummer für dasselbe Kommando notieren.

«Ich habe bei diesem Kommando nichts zu suchen, ich wurde nicht aufgerufen! «Ich brach das Brot, gab ihm seinen Teil und verliess ihn. Heute wird man das nur schwer verstehen können, diese strenge und gefühllose Einschätzung der Lage, diesen scheinbaren Mangel an Mitgefühl für den, der verzweifelt um etwas bat. Ich selbst begreife es heute auch nicht mehr. Aber damals wusste ich, dass ich das Rechte getan hatte. Wir kannten die Deutschen und ihre pingelige Gründlichkeit, und wir wussten, dass wir uns in ihre Dinge nicht einmischen durften. Ein einziger Einwand konnte verhängnisvolle Folgen haben. Und trotzdem sind und bleiben solche Gedanken nur eine Entschuldigung. Gott sei mein Zeuge, ich war damals äusserst verzweifelt, dass ich meinen Freund Moritz enttäuschen musste. Doch ich wollte nach Norwegen zurück, ich wollte leben. Ich hatte so viel geopfert und so schwer gekämpft, dass ich nicht mehr mein Leben mit einem Achselzucken hergeben konnte, ohne irgendjemand damit helfen zu können. Felix hatte das Seine getan, damit einer von uns nach Hause kommen und über das Schicksal der norwegischen Juden berichten sollte. Ich hoffte, dass sich für Moritz alles zum Guten wenden und auch er wieder heimkehren würde.

Und Moritz kehrte wieder heim.

Zusammen mit einer erheblichen Anzahl von Häftlingen, die noch keinem Kommando zugeteilt waren, wurde ich wieder in die Kinobaracke geschickt. Wir waren ungefähr 600 bis 700 Mann, sassen und standen und unterhielten uns, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und ein Arbeitsdienstführer in voller Montur und mit der Pistole am Gürtel hereinkam. Er hatte einen Schreiber und zwei SS-Männer mitgebracht und holte sich dazu noch einen Häftling heran.

Er liess antreten und musterte misstrauisch unsere Reihen. Plötzlich zeigte er auf mich.

«Du, da! Dich können wir als Vorarbeiter verwenden.»

Jetzt bekam ich meine Belohnung für den Diebstahl in der Bekleidungskammer. Ich antwortete nicht, sondern stand mit gesenktem Blick stramm da. Dies war einer meiner Kniffe, um Zeit zur Beurteilung der Lage zu gewinnen. Noch immer hatte ich Vaters Rat im Gedächtnis: ‚Gib keine Antwort, falls du nicht dazu gezwungen wirst!‘
«Du dort! Dich meine ich.»

Ich stand da und blickte wie in Gedanken vertieft in eine andere Richtung. Doch das Gehirn arbeitete wie eine Rechenmaschine. Was kam da auf mich zu? Etwas Gutes, etwas Böses? Wie hatte ich im jeweiligen Fall zu reagieren? Und angenommen, sie kämen auf die Idee, mich zu filzen, und fänden heraus, dass ich zwei Uniformen trage? Der SS-Offizier kam näher heran. «Verstehst du kein Deutsch?» Er gab nicht nach. Es half nicht mehr, sich dumm oder geistesabwesend zu stellen. Ich tat, als ob ich erschrecken würde, zeigte auf mich selbst und fragte: «Ach, entschuldigen Sie – meinen Sie mich?»

«Jawohl, Mensch! – Was bist du von Beruf?»

«Musiker.»

«Wo kommst du her?»

«Aus Norwegen.»

«Ach, aus Norwegen! Hier wirst du noch eine neue Musik lernen. Komm!»

Ich wurde auf die Bühne des Kinosaals befohlen, andere kamen nach, bis wir schliesslich 30 Mann waren.

Und was ich am meisten befürchtet hatte, geschah: Sie begannen uns zu filzen. An mir fanden sie zwei Jacken, zwei Hemden und zwei Paar Hosen. Weder früher noch später wurde ich brutaler geschlagen und getreten. Sie standen im Kreis um mich herum, ich taumelte von dem einen zum anderen, wurde zu Boden geschlagen, mit Fusstritten wieder hochgeholt und wieder niedergeschlagen.

Als sie meinten, ich hätte genug, beruhigten sie sich. Die zweite Kleidung wurde mir abgenommen. Meine Nummer, 106989, wurde zusammen mit den übrigen 29 Nummern auf einer Liste notiert. Keiner von uns hatte den geringsten Zweifel, dass man uns für ein Todeskommando vorgemerkt hatte.

Dann jagte man uns vor die Baracken, liess antreten und begann, uns

die Schuhe wegzunehmen. Die Schuhe! Schlimmeres konnten sie uns nicht antun.

Wer seine Schuhe verlor, war ein Mann des Todes. Ich selbst hatte meine bitteren Erfahrungen gemacht, als ich ohne Schuhe war, Lungenentzündung bekam und mir die Zehennägel herausgezogen wurden. Es war nun Anfang Februar 1945. Der Schnee schmolz, und der Boden war von einem Matsch aus Schnee, Lehm und Kies bedeckt. Ohne Schuhe hier laufen zu müssen, bedeutete den Tod nach unsagbaren Qualen.

«Dies ist kein Urlaubsheim», brüllten sie. «Dies ist ein deutsches KZ mit dem Namen Dora. Von hier gibt es keinen anderen Ausweg als durch den Schornstein. Wenn ihr leben wollt, dann verhaltet euch danach! Wenn es euch hier nicht gefällt, könnt ihr euch gleich in den Elektro-Zaun stürzen!»

Diese Worte machten wenig oder gar keinen Eindruck. Wir hatten sie schon hundertmal gehört.

Doch die Lage war ernst. Was soll ich tun, fragte ich mich. Nehmen sie mir die Schuhe weg, bin ich fertig. Die Schuhe waren einfach lebensnotwendig, und meine waren besonders wertvoll. Ich hatte sie von meinem Orchesterkollegen Moritz Lachama aus Saloniki bekommen. Er war im Schuhmacherkommando gewesen, hatte Sohlenleder organisiert und ein Paar besonders derbe Lafschuhe für mich, seinen Freund Herman, gearbeitet. Diese Schuhe trug ich, seit die ungarischen Transporte 1944 nach Auschwitz gekommen waren. Ihnen verdankte ich mein Leben, und nun wollte man sie mir wegnehmen. Da sah ich einen meiner Kollegen aus dem Buna-Lager vorbeigehen.

«Was ist los?» fragte er leise.

«Sie wollen mir meine Schuhe wegnehmen!»

«Hau ab!» flüsterte er.

An diese Möglichkeit hatte ich nicht gedacht. Ich stand da und wendete das Problem hin und her, denn zu fliehen war ebenso gefährlich wie die Stiefel zu verlieren. Und hier in Deutschland war es noch schwieriger als in Polen. Ich konnte kaum damit rechnen, auf eine freundlich gesinnte Seele zu stossen, nach all dem zu urteilen, was ich auf der langen Reise erlebt hatte. Und trotzdem – der Zweite und Dritte in der Reihe hatten bereits ihre Schuhe hergegeben. «Jetzt oder nie», sagte ich mir. «Das ist die letzte Chance!»

Dann lief ich, so schnell ich konnte. Ich hatte andere Häftlinge laufen

sehen, ein merkwürdiges, unregelmässiges Laufen war das, eher ein Hüpfen, weil man die Beine nicht mehr richtig in seiner Gewalt hatte. Nun lief ich genau wie sie.

Die Deutschen guckten mir mit offenem Mund nach, und ehe sie wieder aus dem Staunen herauskamen, befand ich mich schon in der Baracke, mitten in einer Schar von Häftlingen, ein gestreifter Ausreisser unter sechshundert anderen Häftlingen, die ihm zum Verwechseln ähnlich sahen. Ich hörte Brüllen und Rufen hinter mir. Die Deutschen schonten nie ihre Stimmbänder.

Ein Häftling war davongelaufen, und – mir schien es selbst unglaublich – der Ausreisser war ich selbst! Wie eine Ratte huschte ich verstoßen zu einem meiner Freunde im Block. «Hier», sagte ich. «Nimm meine Schuhe! Sie sind hinter mir her! Hier – versteck sie! «

Er sah mich kühl und gelassen an. «Lass mich aus dem Spiel!» sagte er. Ich sah eine andere Episode vor mir, die sich eben ereignet hatte. Ich sah den Ausdruck in den Augen von Moritz, als er mich inständig bat, mit ins Steinbruchkommando zu kommen, und ich hörte meine eigenen Worte: «Ich habe bei diesem Kommando nichts zu suchen!» So war es eben. Auch ich hätte wohl in einer solchen Situation die Stiefel nicht entgegengenommen. Er war weder besser noch schlechter als ich.

Alarm wurde gegeben. Die Deutschen kamen in die Baracke, wo es wie in den anderen Baracken auch einen Lautsprecher gab, und über ihn gaben sie nun die Fahndung durch: «Nummer 106989 aus Norwegen hat sich sofort zu melden! Taucht er nicht augenblicklich auf, weiss er, was er zu erwarten hat.»

Erst nun wurde mir völlig klar, was ich getan hatte. Da kam auch schon der Befehl zum Raustreten, und während alle zur Tür strömten, schlich ich mich in den Waschraum, kletterte zum Fenster hinaus und lief weiter. Ich musste so rasch wie möglich den Block 35 erreichen. Dort würde ich meinen früheren Lagerältesten Paul Kozwara treffen, einen harten und brutalen Kerl, der mir jedoch wohlgesonnen war. Im gleichen Block hatte ich auch noch andere Freunde, an die ich mich in meiner Not wenden konnte. Im Buna-Lager hatten die meisten von ihnen irgendeine wichtige Funktion, sie waren prominente Häftlinge. Hier im Dora-Lager waren sie nur noch eine Nummer, wie alle die anderen, doch sie waren erfahrene Lagerinsassen. Ich stolperte in die Tür, verdreckt und zerlumpt, blutig und malträtiert.

«Helft mir!» rief ich. Einer fing mich im Fallen auf. Karl Kipp, der Bariton der ‚Drei Matrosen‘.

Sie standen um mich herum, eine gespensterhafte Schar mit fragenden Blicken.

«Was ist los, Norweger?»

«Ich bin ausgerissen. Sie wollten mir meine Schuhe wegnehmen!»

«Hast du die Nummer 106989?»

«Ja.»

«Banditen!» kommentierte Paul Kozwara, der selbst einmal ein großer Bandit gewesen war.

«Räuber», riefen die anderen mit grünen Winkeln, die selbst wegen Raub und Mord jahrelang im Zuchthaus gesessen hatten. Nun waren sie durch das Lagerleben gute Kameraden, hartgesottene Kerle, die Loyalität und Freundschaft über alles stellten. Sie waren auch meine Freunde.

Denn was einmal gewesen war, hatte keinerlei Bedeutung mehr. Immer wieder hatte ich solche Beispiele im Lager erlebt, und ich sage heute zu meinen Kindern und Freunden: «Urteile nicht vorschnell! Urteile nicht über andere, ehe du sie und ihr Leben gründlich kennst! Urteile nie über andere, ehe du mit Gewissheit sagen kannst, was du an ihrer Stelle getan hättest!»

Sie versteckten mich unter einem Bett und betreuten mich, so gut sie konnten. Erleichtert konnte ich wieder aufatmen, ich war in guter Obhut, und ich wusste, dass sie alles tun würden, um mich zu retten. Die ganze Zeit hörte ich die Stimme aus dem Lautsprecher – der Häftling mit der Nummer 106989, der Norweger, wurde gesucht. Dann geschah etwas Merkwürdiges. Die Stimme, die mich verfolgte, hatte nach und nach eine ganz andere Wirkung. Die eintönige und andauernde Wiederholung beruhigte mich. So friedlich um mich herum war es seit meiner Kindheit nicht mehr gewesen. Ich tauchte tief in die Vergangenheit hinab und befand mich wieder in der Volksschule, umgeben von strahlenden Knabengesichtern. Wir sangen einige Strophen eines Liedes, mit dem wir den Schultag begannen und das Worte enthielt, die mir während der ganzen Kindheit ein Gefühl der Geborgenheit eingeflößt hatten:

*Fürchte nicht die Macht der Finsternis!
Die Sterne werden leuchten;
Mit einem Vaterunser im Herzen
Kann es dir nie schlecht ergehen.
Kämpf für alles, was du lieb hast,
Stirb, wenn es sein muss,
Dann ist das Leben nicht so schwer,
Aber auch nicht der Tod!*

Warum hatte ich eigentlich Angst? Was hatte ich denn zu verlieren als ein Leben voll Kampf und Leiden? Zweimal war ich doch schon zum Tode verurteilt worden. Jede neue Häftlingsnummer war ein neues Todesurteil, und jetzt beim dritten, sah es ganz so aus, als würde man das Urteil diesmal auch vollstrecken. Ich sah meinen Vater vor mir, mild und ruhig, doch traurig: ‚Lebt wohl, meine Jungs!‘ Ich sah Frank. Daheim besorgte meine Mutter den Haushalt, und Marie sang, so schön, dass ich Tränen in den Augen hatte. Dies alles gab es nicht mehr, und niemand konnte es mehr herbeischaffen. Ich hatte nur noch den armseligen Funken Leben, der jedesmal, wenn Gefahr drohte, wieder aufflackerte. Ich würde weiterkämpfen, nicht aufgeben. Und wenn es mich trotzdem erwischte, so würde ich mich in mein Schicksal finden. Einmal muss doch das Licht erlöschen, man mag tun, was man will. Bisher hatte ich Glück, ich brauchte mit dem Schicksal nicht zu hadern. Vielleicht blieb es mir auch weiterhin hold.

Am Abend kam Karl Kipp, setzte sich auf das Bett, unter dem ich lag, und sagte ganz leise: «Alles in Ordnung, Herman. Wir haben mit einem Mann von der Schreibstube gesprochen. Morgen ganz früh geht ein Transport hier vom Lager ab, wohin, weiss ich nicht, doch ich glaube, nach Nordhausen. Das Kommando wird von Erich geleitet, der im Buna-Lager Maurerkapo war. Du erinnerst dich an ihn?»

«Natürlich, er hatte doch das Jugendkommando, ungarische Jungs.»
«Richtig. Hör nun gut zu: Morgen früh, gleich nach dem Wecken, gehst du zu Erich und trittst bei seinem Kommando mit an. Das Kommando zählt 50 Mann, einer wird herausgeholt und ins Revier geschickt. Alles ist schon vorbereitet. Doch vergiss nicht, deine Nummer von der Jacke abzunehmen!»

In dieser Nacht erlebte ich nochmals alle Augenblicke, da mein Le-

ben auf dem Spiel stand, in Auschwitz und nachher. Er schien mir, als könnte ich einen Zusammenhang erkennen, einen Kettfaden im Gewebe, das mein Leben darstellte. Wiederum gab es eine leise Hoffnung: Würde ich doch überleben, würde ich wieder nach Hause kommen?

Dann marschierten wir aus dem Lager, und ich dankte Gott, dass ich noch lebte. Gleichzeitig freute ich mich, dass ich den Deutschen in Dora viel Kopfzerbrechen bereitet hatte. Wo ist der Häftling 106989? würdensiefragen. Im Lager ist er nicht, aus dem Lager konnte er nicht herauskommen, im Krankenbau ist er auch nicht. Dorthin kam zwar ein neuer Patient, aber es war nicht der Norweger, und kein Kommando hat das Lager verlassen mit mehr Häftlingen als vorgesehen. Das hatten sie sicher überprüft.

Das Lager Nordhausen stand an Grausamkeit und Elend Auschwitz nicht nach. Es war nur viel kleiner und ‚beherbergte‘ nicht viel mehr als fünftausend Häftlinge.

Ich war nur kurze Zeit da, und von den Menschen, denen ich begegnete, sehe ich noch den Küchenchef vor mir, vielleicht den ärgsten Judenhasser, dem ich je begegnet bin.

In dem Transport von 50 Mann kamen auch mehrere Bekannte aus dem Buna-Lager mit. Einige hatten zwar in Buna wichtige Funktionen, nicht jedoch in Nordhausen; deshalb durfte ich auch nicht auf ihre Hilfe rechnen.

In Nordhausen gab es keine Baracken wie in anderen Lagern, sondern Garagen, die man zu Gefängnissen umgebaut hatte. Hier wurden wir hinter soliden Gittern eingesperrt, ungefähr wie damals auf dem Sklavenschiff ‚Donau‘. Die Baracken für die Wachmannschaft lagen wie anderswo ausserhalb des eigentlichen Lagerbereichs. Da das Lager verhältnismässig klein war, konnten die Bewacher alles viel leichter übersehen, auch das lagerinterne Leben war durchsichtiger.

Die hygienischen Verhältnisse waren schlimmer als in Buna. Wir wurden zu 50 bis 60 Mann in einer Garage eingesperrt, schliefen dort auf Holzpritschen, und die Ratten, dickleibige Viecher, krochen über uns hinweg, über den Hals und das Gesicht. Obwohl alle Häftlinge todmüde waren, wagten viele wegen den Ratten nicht zu schlafen. Und Flöhe! Wenn wir am Morgen erwachten, sprangen ganze Wol-

ken von den Decken hoch und liessen sich an den Wänden nieder. Dazu wimmelte es von Läusen. Hier hatte sogar die Warnung ‚Eine Laus – dein Tod!‘ keinerlei Wirkung oder Bedeutung mehr.

Wenn es nachts still war, kam eine Armee von Wanzen aus ihren Schlupflöchern hervor. Es roch nach Fusel, wenn wir sie zerdrückten. Auch die Schaben stanken scheusslich. Wenn man das Licht andrehte, liefen sie in Scharen über die Holzplanken und verschwanden in Ritzen und Löchern. Wir töteten so viele, wie wir erwischten, doch es half nichts. Die Deutschen hätten ihre Vergasungstechnik eher gegen das Ungeziefer und nicht gegen uns Häftlinge nutzen sollen.

Eines Nachts, als wir hinter den geschlossenen Gittern lagen, hörten wir vom anderen Ende des Lagers her lautes Geschrei. Es waren SS-Leute, die da schrien. Irgendein ausgehungertes Häftling hatte wohl im Depot Nahrungsmittel geklaut, und der Diebstahl war entdeckt worden. Jetzt suchten sie den Täter. Diebstahl war für die Deutschen eine Todsünde. Sie hatten deshalb ihre Knüppel geholt, zogen von Halle zu Halle, schlugen und brüllten und hofften, bei irgendjemandem ein Geständnis herauszuprügeln. Bereits in der dritten Halle hatten sie Erfolg. Ein Häftling bekannte sich schuldig, zur grossen Erleichterung für viele, mich inbegriffen, und zum Ärger derer, die bereits ihren Anteil Knüppelschläge bekommen hatten.

Am nächsten Tage wurde der Sünder an einem Dachbalken aufgehängt, und zwar so, dass die Hände am Rücken gebunden waren und der Strick an den Händen. Als wir von der Arbeit zurückkamen, hing er noch immer, tot, die Arme hochgezogen und nach rückwärts gebrochen.

Aber so gefährlich es auch sein mochte, wir «organisierten», wo immer es etwas zu holen gab. Nur Diebstahl bei Mithäftlingen wurde nicht geduldet. ‚Wer von einem Häftling Essen stiehlt, tötet ihn, und wer tötet, ist ein Mörder.‘

Wer bei einer solchen Untat von seinen Kameraden ertappt wurde, überlebte nur selten. Er wurde zu Tode getreten. Dies war die Justiz der Häftlinge. Einer für alle, alle für einen. Eine ganze Schar von Gerippen trampelte den Unglücksrabben zu Tode.

Eines Tages wurde unser Kommando im Morgengrauen zum Bahnhof gebracht und in Viehwagen verladen. Wir standen eng zusammengepfercht und fuhren eine Stunde zu einem Arbeitsplatz im Harz.

Es war ein merkwürdiger Arbeitsplatz. Das Gebiet schien sehr gross zu sein, und überall wurde gearbeitet, sowohl über wie auch unter der Erde. Man konnte keinen Überblick über die ganze Tätigkeit bekommen und ebenso wenig herausfinden, was für eine Riesenanlage errichtet wurde.

Hier erlebten wir wieder einmal, wie ein primitiver Mensch durch ausgeklügelte Propaganda verführt und verdorben werden kann. Ich spreche von unserem neuen Oberkapo. Er war wie besessen von Hitlers Idee und konnte beispielsweise sagen: «Kapos, heute wollen wir hundert Tote haben, verstanden!» Und wenn sie erst verstanden hatten, musste der Befehl auch ausgeführt werden. Wenn wir dann abends von der Arbeit zurückkehrten, trugen wir genau hundert tote Arbeitskollegen ins Lager. Unter solchen Umständen das Leben retten zu wollen, war das reine Lotteriespiel. Jede Minute musste ein Los mit Gewinn gezogen werden.

Wenn wir morgens auf dem Appellplatz standen oder abends von der Arbeit zurückkamen und unsere Toten trugen, konnten wir in den SS-Unterkünften ausserhalb des Lagers Frauen in Zivil sehen. Einige von ihnen schoben die Vorhänge zur Seite und beobachteten uns. Es waren die Frauen der SS-Führer. Sie wussten von den Verbrechen ihrer Männer und müssen deren Schuld mittragen.

Ich hatte nicht viel Glück bei der neuen Arbeit. Zwar war sie nicht besonders schwer – ich hatte Kohlen in einen Schmiedeofen zu schippen, doch ich befand mich in einem Kommando, wo der Kapo und der Vorarbeiter vom ersten Augenblick an hinter mir her waren. Sie waren beide Zigeuner, misstrauisch und von Neid erfüllt, und sie versuchten mir Fallen zu stellen, um herauszufinden, ob ich irgendwelche Privilegien genoss. Denn ich arbeitete nicht im Freien, sondern in der Schmiede. Verdacht schöpften sie auch, weil ich wärmere Kleider als die meisten anderen hatte. Nach den Misshandlungen in der Kinobaracke gelang es mir nämlich, neue Kleidungsstücke zu organisieren, ein Hemd und einen Pullover.

Eines Tages kam der Vorarbeiter und holte mich zur Hauptbaracke, wo der Kapo mich erwartete. Er war als schlimmer Judenhasser bekannt.

Ich musste den Pullover und das Hemd ausziehen und bekam eine gehörige Tracht Prügel. Zu meinem Glück hatte ich meine neue Häft-

lingsnummer ohne den Judenstern an die Jacke genäht. Trotzdem schöpfte der Kapo Verdacht und fragte mich, ob ich Jude sei.

Das klang so drohend, dass ich es mit der Angst zu tun bekam. «Nein», antwortete ich und versuchte zu bluffen: «Doch ich habe etwas Zigeunerblut von der mütterlichen Seite geerbt.»

Zum ersten und letzten Mal in meinem Leben verleugnete ich meine Abstammung, man hätte mich sonst vielleicht umgebracht. Man hätte mich aber auch umgebracht, wenn herausgekommen wäre, dass ich den Kapo hinters Licht geführt hatte. Glücklicherweise fiel ihm nicht ein nachzusehen, ob ich beschnitten wäre. Am nächsten Morgen gab es keinen Norweger mehr beim Schmiedekommando im Harz. Herman, der Norweger, hatte am Abend vorher eine andere Arbeit gefunden, und das kam so.

Einer der Chefs vom Revier in Nordhausen hiess Otto, Doktor Otto wurde er genannt. Er war für die Einstellung des Krankenhauspersonals zuständig. Er trug einen grünen Winkel, und ich erkannte ihn wieder, weil ich ihm bereits mehrmals im Krankenbau in Buna begegnet war, wo ich stets Angst vor ihm hatte, weil er so unheimlich aussah. Er hatte ein steifes Knie, was seinen Gang beeinträchtigte. Aber auch sonst wirkte er steif, in seinen Bewegungen und in seinem Wesen, wie ein preussischer Offizier. Seine Gesichtszüge waren scharf geschnitten und streng, und er trug einen schwarzen Lappen auf dem einen Auge, das blind war.

Ich erzählte ihm von meinen Befürchtungen beim Schmiedekommando und fragte ihn, ob er mir helfen könnte, im Revier Arbeit zu finden. Er antwortete kurz und bündig, dass er es einrichten könne. Ich sollte am nächsten Morgen bei einem der Pflegerkommandos antreten.

Doktor Otto hielt Wort, und ich war ihm sehr dankbar. Allerdings stellte sich heraus, dass ich bei einem Pflegerkommando gelandet war, das für Ordnung und Sauberkeit im Revier zu sorgen hatte, mit anderen Worten, ich war auch Leichenträger geworden.

Die Zeit, die ich im Februar 1945 im Krankenbau in Nordhausen verbrachte, war nicht leicht. Wir mussten lange Gänge schrubben, eine Arbeit, über die man sich nicht beschweren sollte, wenn man genügend Kräfte hat, doch die hatten wir nicht. Es gab auch kein anderes Reinigungsmittel als Chlor, und das Chlor wirkte ätzend auf unsere Hände. Handschuhe gab es keine. Wenn ich heute Chlor rieche, bin

ich wieder in den Gängen des Krankenbaus oder in den Leichenhallen und schleppe Leichen. Während dieser Wochen stieg die Zahl der Toten derart an, dass wir sie nicht fortschaffen konnten, obwohl unser Kommando verstärkt worden war. Hunderte von Leichen lagen in den Krankenstuben, in den Baracken und überall im Lager.

Wenn ein Häftling starb, wurde seine Häftlingsnummer, die er am Unterarm tätowiert hatte, gross auf seine Stirn oder Brust geschrieben. Damit wurde die Tätigkeit der Kontrolleure erleichtert, die seinen Namen in der Häftlingsliste und Kartei streichen mussten. Noch immer herrschte deutsche Gründlichkeit, obwohl die Deutschen kaum noch imstande waren, die Lager richtig zu führen. In alle Lager strömten Scharen neuer Häftlinge aus dem Osten, alle abgemagert, krank oder schon dem Tode nahe. Alles brach zusammen, die Lebensmittelversorgung, die hygienischen Einrichtungen, die Kontrolle.

Eines Tages gab es eine Inspektion der Leichenbaracken. SS-Leute erschienen, typische Vertreter dieser besonderen Menschenrasse, die einen Augenblick lang lächelnd und ruhig auftreten konnten und im nächsten Augenblick zu wilden Tieren wurden. Oder die in Tränen aufgelöst der Musik zuhörten und fünf Minuten später einen wehrlosen Jungen zu Tode traten.

Sie entdeckten, dass einige der Leichen falsch nummeriert waren, und mehr bedurfte es nicht, damit die Götterdämmerung anbrach. Sie brüllten und schrien, und ein SS-Führer befahl einem meiner Arbeitskollegen, auf einen Leichenstapel zu klettern und die Leichen herunterzuwerfen. Der Mann weigerte sich und wurde auf der Stelle totgeschlagen. Ich war wie gelähmt, mein Verstand stand still, denn alles war wie ein Blitz aus heiterem Himmel gekommen.

Der nächste Häftling wurde herangerufen. «Los, los!»

Der Mann richtete sich auf, blickte dem deutschen Offizier ruhig in die Augen und sagte ganz leise: «Meinen Sie das wirklich? Könnten Sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass jemand auf Ihrem toten Körper herumtrampelte?»

Ich starrte ihn ungläubig an. Der Mann musste verrückt sein, oder er war so erschüttert, dass er seinen eigenen Tod provozieren wollte. Denn der Deutsche hatte immer noch den Knüppel in der Hand. Doch diesmal zog er nur eine erstaunte Miene, hängte den Knüppel an den Gürtel, zog die Schultern hoch und erteilte keine weiteren Befehle. So waren sie eben, man wusste nie, wie sie reagieren würden.

Ich war damals kein wirklicher Mensch, wäre ich es gewesen, hätte ich meine Arbeit nicht verrichten können. Gefühlsregungen spürte ich kaum noch. Apathie beherrschte mich, Stumpfsinn, der jede geistige Tätigkeit umnebelte. Der Wille zum Überleben war nur noch ein blinder Trieb. Ich folgte nur noch meinem Instinkt, so wie ein Tier, wenn es Gefahr wittert. Ansonsten kreisten meine Gefühle und Gedanken stets nur um Nahrung. Nach dem Todesmarsch benötigten wir alle in erster Linie Nahrung und Schlaf.

Dennoch, es gab Erlebnisse, die den Panzer der Apathie durchbrachen. Damals lag ein junger Norweger im Revier, im gleichen Raum, in dem auch ich schlief. Er stammte aus Porsgrunn, nicht weit von meiner eigenen Heimatstadt, und wir betrachteten uns daher fast als Verwandte. Ich plauderte mit ihm, wann ich nur konnte, denn er brauchte menschlichen Kontakt und ein freundliches Wort. Er hatte Lungenentzündung, und soweit ich seinen Zustand beurteilen konnte, waren seine Tage gezählt.

Um uns herum lagen Kranke mit Diphtherie, Typhus, Tuberkulose und mit allen möglichen Mangelkrankheiten. Oft erlebte ich, dass einer der Kranken starb, gerade als ich dastand und ihn betrachtete. Mitten in der Krankenstube stand mein Bett, und hier schlief ich die wenigen Stunden, während derer ich keine Leichen schleppen musste.

Eines Nachts fuhr ich entsetzt aus dem Schlaf empor, geweckt durch mein eigenes Schreien. «Sie sind noch nicht tot!» schrie ich. «Ich kann sie nicht forttragen, sie sind noch warm!» Ich sass hellwach im Bett und starrte in die Augen eines fremden Mannes, der sich erschrocken vom anderen Bettende erhoben hatte. Er blieb auf der Bettkante sitzen und starrte mich an. Seine Augen waren rund vor Entsetzen. «Bist du-bist du verrückt?» fragte er.

«Ja», antwortete ich. «Jedenfalls war ich einen Augenblick lang verrückt. Ich träumte, dass ich Leichen trug, und plötzlich erwischte ich ein Paar warme Beine – ich konnte doch nicht lebende Menschen zu den Lastkraftwagen tragen. «Es zeigte sich, dass der Fremde, ein Neuling im Leichenkommando, kein Bett gefunden hatte. Deshalb kroch er vorsichtig in mein Bett und legte sich mit dem Kopf zu meinen Füßen nieder. Seine Füße hatte ich also im Schlaf erwischt. Wer von uns den schlimmeren Schock davontrug, weiss ich nicht. Der Fremde verschwand aus der Baracke, und ich sah ihn nie wieder.

In späteren Jahren habe ich zeitweise Nacht für Nacht wachgelegen, weil ich im Traum immer wieder den gleichen Schock erlebte – die warmen Beine einer Leiche, die ich zu den Lastkraftwagen schleppen sollte.

Auch wenn die Toten nur noch Knochen und Haut waren, so war die Arbeit dennoch schwer. Wir mussten sie an den Beinen schleppen, weil wir nicht die Kraft hatten, um sie hochzuheben. Zuerst mussten wir sie in die Leichenkammer bringen, wo die Nummer auf die Brust geschrieben wurde. Dann wurden sie auf grosse ausrangierte Lieferwagen verladen, vom Boden bis zur Decke aufgestapelt. Die Wagen fuhren in dichter Reihenfolge, tagaus, tagein. Sie fuhren nicht zu den Gaskammern, das war auch nicht notwendig, denn die Häftlinge waren bereits tot. Sie fuhren zum Krematorium nach Buchenwald oder zu einem Massengrab ausserhalb des Lagers. Hier wurden sie aufgeschichtet, eine Schicht Leichen, eine Schicht Stroh, eine Schicht Leichen, eine Schicht Stroh, bis das Grab voll war. Dann wurde das Stroh angezündet.

Die Leichen wogen 35 bis 40 kg, selten mehr, und sie boten einen entsetzlichen Anblick: unbeschreiblich armselig, ausgemergelt, voller Wunden und Krankheitsmerkmale. Viele zeigten Spuren von Folterungen und eines gewaltsamen Todes, blutige Schrammen, durch deutsche Knüppel und Gewehrkolben verursacht. Andere wieder waren mit erstarrten Exkrementen bedeckt. Wir versuchten, sie nicht anzusehen, aber das war unmöglich. Sie suchen mich noch heute heim mit ihrem erloschenen Blick und weit aufgerissenem Mund.

In der zweiten Märzwoche tauchten überall an Tafeln und Wänden grosse Plakate auf: ‚Doppelte Verpflegung ist dir von heute an gesichert, wenn du dich zum Bombenentschärfungskommando meldest!‘ Hier hatten wir wieder ein Beispiel des eigentümlichen deutschen Humors, einer Art Galgenhumor. Wer Blindgänger mit Brechstangen und Spaten aus der Erde holte, dem war kaum etwas anderes sicher als ein schneller Tod.

Dennoch sagte mir eine innere Stimme kurz und bündig: «Melde dich, Herman! Melde dich, sonst verhungerst du!»

Ich ging zum Appellplatz, gab meine Nummer 106989 an und meldete mich zum Kommando, das Blindgänger unschädlich machen sollte.

«Was bist du von Beruf?»

«Musiker.»

«Dann wirst du in der Tat für die Engel, die Posaunenengel, spielen können. Welches Instrument spielst du?»

«Trompete.»

«Noch besser, noch besser.»

Ich war damals derart ausgehungert und entkräftet, dass jede Möglichkeit, zu einem zusätzlichen Stück Brot zu kommen, eine magnetische Anziehungskraft hatte, auch wenn eine solche Chance mit Lebensgefahrverbunden war. Man durfte die Hoffnung nicht aufgeben. Vielleicht gab es dort einen Ausweg, vielleicht boten sich noch andere Möglichkeiten, falls ich nicht gleich am ersten Tag in die Luft ging.

Und die Gelegenheit bot sich. Für unsere neue Tätigkeit mussten wir das Lager wechseln. Fünfzig Mann, nicht mehr, nicht weniger. Deutsche Gründlichkeit: Entscheidend war die Zahl, die Zahl und die Karteikarte. Menschenleben zählten nicht, nur Nummern und Zahlen. Obwohl ich allem Anschein nach einem plötzlichen und gewaltsamen Tod entgegenging, dankte ich erneut Gott, dass ich hier herauskam.

Wir marschierten durch die Stadt Nordhausen. «Vordermann! Seitenrichtung links, zwei, drei vier! «Ganz mechanisch, schon seit lan-

gern eingedrillt. Auch die schwächsten Häftlinge mussten Schritt halten. Ich höre immer noch den schlurfenden Gang marschierender Häftlingskolonnen, diesen rasselnden und knisternden Ton, als schlug man mit einem Stahlbesen auf die Trommel. Kraftwagen fuhr in den Strassen an uns vorbei und hüllten uns in Benzinwölken ein. Grosse Gebäude im Zentrum der Stadt, Fachwerkhäuser aus vergangenen, romantischen Zeiten.

Der Marsch wollte kein Ende nehmen. Endlich kamen wir zu einem anderen Lager. ‚Dora-Lager‘ stand über dem Tor. Es war, als hätte ich einen Schlag erhalten: Aus diesem Lager war ich doch vor fünf Wochen geflohen. Diesmal hatte mir das Schicksal wirklich einen Streich gespielt! Was sollte ich tun?

Beim Einmarsch in ein Lager pflegte sich stets etwas Unerwartetes zu ereignen. Auch diesmal war es so. Einer von den alten polnischen Orchesterkollegen kam vorbei, und ich erinnerte mich, dass er in Buna ein freundlicher Mann gewesen war. Ich winkte ihn heran, ohne Aufsehen zu erregen. Wie üblich hatten die SS-Bewacher das Kommando schon beim Tor verlassen.

«Ach, du bist es, Norweger! Ich habe dich gar nicht wiedererkannt, mein Junge! So schrecklich abgemagert bist du, das reine Gerippe.»

«Ja, ich war auf Gastspiel in der Hölle, in einem Vernichtungslager. Wo ist Broniek?»

«Er ist wieder Kapellmeister.»

«Verständige ihn bitte über meine Lage. Auch Karl Hipp. Ich brauche sofort Hilfe! Ich habe mich für ein Todeskommando gemeldet, wir sollen Blindgänger ausbuddeln!» Das ganze Gespräch wurde schnell und leise abgewickelt, damit kein Bewacher in der Nähe Verdacht schöpfen konnte. Einen Augenblick später war ich schon in einem grossen Waschraum und zog die Kleider aus. Erneut wurden wir gefilzt und entlaust, die Läuse und Flöhe aus Nordhausen wurden mit abwechselnd siedendem und eiskaltem Wasser verbrüht und abgespült. Wir wurden am Kopf und Körper rasiert, erhielten neue Kleider, machten erneut grosse Anstrengungen, um eine passende Grösse zu finden. Ich fand keine – und dann waren wir bereit, unsere neuen Aufgaben mit dem Leben als Einsatz zu bewältigen.

Aber bevor es so weit kam, stand plötzlich einer da und rief: «Der Norweger Herman Sachnowitz! «Es war die kräftige und klangvolle Stimme des Baritonsängers Karl Kipp mit dem rosa Winkel.

«Hallo, Herman, ich bin hier in der Schreibstube. Endlich habe ich die Funktion bekommen, auf die ich schon lange gehofft hatte.»

Erleichtert atmete ich auf, hier gab es Aussicht auf Rettung.

«Ich soll mit einem Todeskommando ausrücken.»

«Das werden wir schon ordnen. Beruhige dich nur. Wirtreffen uns auf dem Appellplatz.»

Bald darauf war mein Kommando auf dem Appellplatz angetreten, zu fünft in zehn Reihen. Karl Kipp war auch da. Doch neben ihm standen ein Schreiber, ein SS-Offizier und ein Arbeitsdienstführer – alle drei waren mir nur zu gut bekannt: Sie hatten mir vor fünf Wochen meine Schuhe wegnehmen wollen. Sie erkannten mich nicht. Für sie war ich ein Skelett mit flackernden Augen, ein hundertprozentiger KZ-Häftling.

Die Häftlingsnummern wurden aufgerufen und der betreffende Häftling nach links befohlen.

«106989, Schauspieler und Musiker Herman Sachnowitz aus Norwegen.»

Da meldete sich Karl Kipp. «Den brauchen wir im Lager. Er ist einer unserer besten Musiker. Fragen Sie Bronek, den Kapellmeister.»

Bronek wurde herbeigeholt. Er war erstaunlich schnell da.

«Natürlich. Das ist Herman, der Norweger, der beste Trompeter, den wir in Buna hatten. Er sollte keineswegs weggeschickt werden.»

Die Deutschen standen mit fragenden Blicken da. Für Musik hatten sie stets eine Schwäche. «Also gut, lasst ihn hierbleiben.»

Hätten sie in der Kartei nachgesehen oder etwas mehr nachgedacht, wäre ihnen vielleicht der Häftling eingefallen, der ausriss, als sie ihm die Stiefel wegnehmen wollten. Kaum zu begreifen, dass sie sich an mich, den Norweger, nicht erinnerten.

Es war Mitte März 1945, und ich sass wieder in Broneks Orchester. Diesmal bekam ich keine weiße Uniform mit roten Streifen, sondern eine schwarze Baskenmütze und eine schwarze Uniform mit einer gestickten weißen Harfe am Ärmel. Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Jedenfalls konnte ich mich sicher fühlen. Und vielleicht. . . ? Den Latrinenparolen nach waren die Russen und die Alliierten von Osten, Westen und Süden her in Deutschland eingedrungen.

Zwei Tage nach meiner Rückkehr stand ich mit Bronek und einigen anderen Kollegen auf der Treppe des Musikerblocks. Es war spät

abends, und ein gewaltiger Bombenangriff auf Nordhausen hatte uns aus der Baracke gelockt. Die ganze Stadt brannte. Wir hörten das Krachen der einschlagenden Bomben, das Dröhnen der Flakgeschütze und das Knattern der Maschinengewehre. Rote Flammenbündel schossen in den nächtlichen Himmel, die Szenerie war taghell erleuchtet. Im Schein der Brände und Phosphorbomben sah man Flugzeuge mit schwarzen Rauchfahnen hinter sich und Flieger, die an Fallschirmen zur Erde schwebten.

Es schien eine Fügung des Schicksals! Wäre ich nicht zwei Tage vorher von Nordhausen weggekommen, befände ich mich nun mitten in dieser schrecklichen Feuersbrunst. Ich hatte richtig gehandelt, als ich mich zum Blindgänger-Kommando meldete. Denn auch das Häftlingslager war, wie man später hörte, dem Erdboden gleichgemacht worden.

Einige der Häftlinge überlebten diesen Fliegerangriff, unter ihnen der Lagerkapo Breslau und ein anderer Bekannter, Erich Kohlhagen, beide ehemalige Buna-Häftlinge.

Leider blieb ich nicht lange bei der Kapelle. Sie setzte sich ausschliesslich aus Polen und Deutschen zusammen. Juden waren unerwünscht. Eines Abends kam Bronek zu mir, erzürnt und niedergeschlagen.

«Herman», sagte er. «Du kannst hier nicht bleiben. Du weisst, wie es ist, keine Juden. Das ganze Orchester fliegt auf, wenn du nicht in aller Stille verschwindest.»

Es gab keinen anderen Ausweg.

«Wir werden schon noch etwas finden», sagte Bronek. «Du erinnerst dich an Jakob, den Zigeunergeiger in Buna? Wir haben für ihn auch etwas arrangiert, und er kann auch sicher etwas für dich tun.»

Neben der grossen Blaskapelle gab es im Dora-Lager noch eine kleine Zigeunerkapelle. Dort wurde ich als Trompeter aufgenommen. Doch auch hier blieb ich nicht lange. Um ehrlich und aufrichtig zu sein, muss ich gestehen, dass diese Aufgabe für mich zu schwierig war. Ich war an Takt und Rhythmus gewöhnt und spielte meistens nach Noten. Doch diese Zigeunermusikanten spielten ohne Noten, und sie waren grossartig. Sie liessen ihren Gefühlen freien Lauf, und bald befanden sie sich auf der weiten Pussta, wohin ich ihnen nicht folgen konnte. Die ersten Takte ging es ganz gut, doch dann war es aus, sie konnten improvisieren, ich leider nicht.

Dennoch durfte ich bleiben, und dafür war ich sehr dankbar. So gut war es mir schon lange nicht mehr gegangen, und nach und nach konnte ich mich auch nützlich machen. Ich trug Essen in die Frauenabteilung, einem kleinen Lager ausserhalb des Hauptlagers. Der Anblick dort war trostlos. Zwar waren einige der Frauen kräftig und einzelne sogar glücklich. Man nannte sie Bibelforscher, sie gehörten zu den Zeugen Jehovas, einer religiösen Sekte, die die Nazis in ihrem Reich nicht duldeten. Doch die meisten von ihnen machten einen gedrückten Eindruck. Sie hatten keine Arbeit und wanderten ruhelos einzeln oder in Gruppen zwischen den Baracken umher.

Glücklicherweise gab es auch anderes zu tun. Ich strich unsere Baracke und machte mich beim Blockältesten und beim Stubendienst nützlich. Allmählich gelang es mir, die Erschöpfung durch den Todesmarsch und durch die Arbeit beim Leichenträgerkommando einigermaßen zu überwinden.

Die Tage vergingen, jeder einzelne Tag dauerte eine Ewigkeit. Der gesundheitliche Zustand der Häftlinge verschlimmerte sich zunehmend. Ich lag neben einem jungen Holländer. Eines Tages nahm er mich mit zur Schreibstube, wo er Beziehungen hatte, und sorgte dafür, dass auch ich ein Rotes-Kreuz-Paket bekam, von einem unbekanntem Absender. Ich konnte mir das überhaupt nicht erklären. Ich, Herman der Norweger, bekam zum ersten Mal während meines Aufenthaltes im Lager ein ganzes Paket mit Nahrungsmitteln. Nur für mich allein! Irgendetwas stimmte hier nicht, Juden erhielten sonst nie Rote-Kreuz-Pakete. Ich versteckte den Schatz, so gut ich konnte, unter dem Strohsack in meinem Bett. Der junge Holländer war ein netter Kerl, schlicht und aufrichtig, doch ich schüttete ihm nie mein Herz aus. Was Herman dachte und meinte, ging nur ihn selbst an. Zu jener Zeit verdichtete sich das Gerücht, dass russische und alliierte Streitkräfte bereits tief nach Deutschland eingedrungen waren. Manchmal glaubten wir Kanonendonner aus der Ferne zu hören. Der Holländer meinte, es wäre am besten, das Rote-Kreuz-Paket bis zu einer etwaigen neuerlichen Evakuierung aufzuheben. Das war kein dummer Ratschlag. Ich hoffte, ein neuer Todesmarsch würde uns erspart bleiben, doch wäre es gar nicht übel, im Falle des Zusammenbruchs über ein wenig Reserveproviant verfügen zu können.

Unterdessen kamen noch mehr Häftlinge ins Lager. Es wurde gesagt, dass wir 30'000 im Hauptlager waren, doch mit allen Aussenkom-

mandos erreichten wir eine Zahl von über 100'000. Den Gerüchten nach kamen die Alliierten im Eilmarsch vom Westen und Süden heran, die Russen vom Osten. Nervöse Unruhe verbreitete sich im Lager. Neue Gerüchte tauchten auf, wonach man alle Häftlinge in die Berge hinauftreiben wollte, um sie dort umzubringen. Wir hielten das für durchaus möglich. Nichts mehr konnte uns verwundern oder erschrecken, mochte es noch so unmenschlich oder grausam sein.

Am 1. April wurde der Befehl zur Evakuierung des Dora-Lagers gegeben. Ich lief gleich in die Baracke, um mein Rotes-Kreuz-Paket zu holen. Das Paket war weg und der Holländer auch.

Mein Kummer lässt sich kaum beschreiben. Es fiel mir ein, dass Frank damals, als ihm das Brot auf der Latrine gestohlen wurde, genau so unglücklich war. Der Holländer hatte auf diese Gelegenheit gewartet; er hatte mir sicher nur deshalb das Paket vom Roten Kreuz verschafft, um es sich im passenden Augenblick selbst anzueignen. Dass er bereits verschwunden war, deutete darauf hin, dass er im Lager irgendwelche Privilegien hatte, also ein Spitzel war.

Die Evakuierung war bereits im vollen Gange, offenbar hatten wir diesmal weniger Zeit zur Verfügung als in Buna. Alle, die irgendwie noch laufen konnten, wurden in aller Eile zum Bahnhof Dora-Lager Nordhausen getrieben und dort wie Vieh in Güterwagen verladen. Dann fuhren wir los, ungefähr 150 km weiter nördlich bis nach Celle. Hier mussten wir aussteigen, keiner wusste warum. Von einem KZ an diesem Ort hatten wir noch nie gehört. Vielleicht aber hatten – wie geflüstert wurde – britische Truppen die Strassen und Eisenbahnlinien nach Hamburg bereits abgeschnitten.

Auf dem Bahnhof in Celle bot sich uns ein grässlicher Anblick. Hunderte von toten und sterbenden jüdischen Frauen und Männern lagen auf den Bahnsteigen. Auch die stärksten Häftlinge waren in einer jämmerlichen Verfassung. Nur wenige hatten noch die Kraft, um aufstehen zu können.

Merkwürdigerweise trugen diese Häftlinge nicht die gestreifte Uniform, sondern Zivilkleidung. Ehe wir weitermarschierten, hörten wir, dass es sogenannte , Austauschjuden waren. Erst später erfuhren wir, was das eigentlich bedeutete.

Wir mussten wieder antreten, ein neuer Marsch begann für den gleichen endlosen Zug von Trauergestalten mit ihren kahlen, kugelrunden Köpfen, hängenden Schultern und den dünnen, vor der Brust verschränkten Armen.

Wir hatten schon viele Kilometer zurückgelegt, als wir an einem Wegweiser vorbeikamen. Es wies nach Bergen.

«Sieh mal», sagte ich zu meinem Nebenmann Rossvadowski vom Buna-Orchester. «Wir kommen in eine Stadt, die Bergen heisst. Zu Hause in Norwegen haben wir auch eine Stadt Bergen. Vielleicht ist das ein gutes Omen. Etwas Entscheidendes wird passieren, ich fühle es, und es wird bald geschehen.»

Rossvadowski antwortete nicht, vielleicht hatte er gar nicht gehört, was ich sagte.

Der Marsch ging weiter, Kilometer für Kilometer bewegte sich der kriechende Tausendfüssler, ein Monstrum, das man nicht ganz umbringen konnte, obwohl man sich alle Mühe gegeben hatte und noch immer gab. Wir beteten zu Gott, dass er uns vor dem, was unsere Peiniger für uns ausersehen hatten, retten möge. Keiner erwartete mehr etwas Gutes, jeder dachte nur an das Schlimmste.

«Vordermann! Seitenrichtung! Links, zwei, drei, vier . . .» Das verdammte Ritual, unablässig, ohne Ende. Wir scherten uns den Teufel darum. Die deutschen Befehle, die wie wildes Hundegebell klangen, hatten viel von ihrer Wirkung verloren. Müde und abgestumpft reagierten wir nur noch mechanisch auf die Befehle und zogen langsam dahin wie Schlafwandler.

Schliesslich bogen wir in eine Nebenstrasse ein, die von dichten Nadelwäldern gesäumt war und erreichten das KZ Bergen-Belsen. Es war ein altes Militärlager mit langen zweistöckigen Blocks aus grauem Mauerwerk. In diesem Lager hatte man junge Deutsche das Töten gelehrt, rasch, wirksam und gnadenlos. Nun bedurfte es keiner Ausbildung mehr: Die Vernichtungsmaschinerie hatte sich selbständig gemacht. Das KZ Bergen-Belsen versetzte mir den letzten grossen Schock.

Wieder blieb die Begleitmannschaft vor dem Lager, wir marschierten hinein. Ich blieb die ganze Zeit bei meinen Freunden, den wenigen Musikern, die noch am Leben waren. Wir kamen alle in den gleichen Block. In den Betten gab es keinen Platz mehr, ich fand schliesslich einen Schlafplatz auf einem langen Tisch.

Das KZ Bergen-Belsen hiess ursprünglich nur Belsen, bekam jedoch noch den Namen Bergen dazu, nach der nächsten Stadt, die ungefähr 30 km von Celle entfernt liegt. Eigentlich war Belsen als Lager für ‚Austauschjuden‘ gedacht, das heisst für Juden, die britische oder amerikanische Staatsbürger oder im Besitz eines von neutralen Staa-

ten ausgestellten Flüchtlingspasses waren. Die Deutschen hatten sie hier gesammelt, um sie gegebenenfalls gegen deutsche Gefangene auszutauschen. Einige von ihnen hatten wir auf dem Bahnhof in Celle gesehen.

Gegen Ende 1944 gab es ungefähr 15'000 Lagerinsassen in Belsen. Dann kam der Befehl, dass das Lager zusätzlich Häftlinge aus dem Osten aufnehmen musste. Binnen kurzer Zeit gab es über 50'000 Häftlinge im Lager, und die Sterblichkeitsziffern schlugen alle bisherigen KZ-Rekorde.

Durch die Überbelegung wurde die Verwaltung dermassen schwierig, dass ein alter KZ-Experte, der berühmte Josef Kramer aus Auschwitz, geholt wurde, um Ordnung zu schaffen. Kramer war ein ‚Schüler‘ von Höss und wurde später, ebenso wie sein Lehrmeister, als Kriegsverbrecher hingerichtet.

Josef Kramer hatte offenbar keine gute Arbeit geleistet, denn derartige Zustände, wie sie bei unserer Ankunft in Belsen herrschten, hatte ich in keinem anderen Lager gesehen. Der ganze Verwaltungsapparat, der hygienische Einrichtungen, Verpflegung und Bewachung zu organisieren hatte, war in heillosem Durcheinander. Dass irgendwann und irgendwo Essen verteilt wurde, konnten wir nicht entdecken. Erst nach zwei Tagen und Nächten fanden wir verzweifelten Neuankömmlinge selbst etwas Essbares.

In unserem Block gab es Platz für einige hundert Häftlinge, das Vielfache davon wurde einfach hineingepresst. Überall lagen Leute, lebende und tote, durcheinander. Das Lager war voll von Leichenhaufen, und zwischen den Haufen lagen noch einzelne Leichen, dahingestreuert wie Saatkorn auf dem Acker. Selten hatte jemand noch die Kraft, eine Leiche, die ihm im Wege lag, wegzuschleppen. Überall Leichen, wohin man schaute.

Die andern, die noch lebten, waren zu schwach, den Block zu verlassen, um ihre Notdurft zu verrichten. Die Strohsäcke waren deshalb von Urin durchnässt, überall lag menschlicher Kot, draussen wie drinnen. Der scheussliche Gestank, der über dieser Stätte menschlichen Elends lag, war kaum zu ertragen. Wäre ich nicht durch frühere grausame Erlebnisse bereits abgehärtet gewesen, in Belsen wäre ich am ersten Tag verrückt geworden.

Es wurde gesagt, dass es in Belsen keine Gaskammern gibt. Man brauchte sie nicht. Verwahrlosung, Hunger und Krankheit brachten

an einem Tag mehr Leute um, als Gaskammern es je geschafft hätten. Alle möglichen Krankheiten gab es im Lager, vor allem jedoch Typhus, Tuberkulose und alle die Krankheiten, die von der Unterernährung herrührten. Brauchbare sanitäre Anlagen gab es nicht mehr. Die Wasserversorgung war unterbrochen. Fanden wir eine Pfütze, stürzten wir uns darüber her, obwohl das Wasser mit Sicherheit verseucht war.

Von wahnsinnigem Hunger getrieben, fanden wir endlich ein Depot. Einige von uns hielten draussen Wache, die anderen banden die Hosenbeine unten zu, füllten sie mit Kartoffeln, krochen wieder hinaus und teilten die Beute mit anderen, die sich vor Schwäche kaum noch bewegen konnten.

Als wir keine Kartoffeln mehr hatten, kauten wir die dünnen hellgrünen Grashalme, die spärlich hier und da im Lagerbereich wuchsen. Von den Bäumen assen wir die Rinde und die Knospen. Dann begannen wir, in der Erde nach Pflanzenwurzeln zu graben. Ich erinnere mich, dass ich ein Loch in die Erde scharrte, um Grundwasser darin zu sammeln.

Es kam sogar vor, dass Häftlinge, wahnsinnig vor Hunger, über die Leichen herfielen und zu Menschenfressern wurden. Kein Dante, kein Edgar Allan Poe hätte das Grauen beschreiben können.

Die erste Aprilwoche wollte kein Ende nehmen. Wir alten Freunde aus Buna halfen einander und versuchten, die schreckliche Umwelt zu ignorieren. Doch das Auge sieht, und das Ohr hört; man kann nicht einfach alles abschalten. Das Gehirn speicherte all die entsetzlichen Dinge, die um uns vorgingen, ob man wollte oder nicht. Werin Belsen und in Buna das sah, was wir sahen, kommt sein Leben lang von diesen Eindrücken nicht mehr los.

Eines Tages glaubten wir, aus der Feme anhaltendes Geschützfeuer zu hören. Nach und nach wurde das Geräusch deutlicher, wie ein aufziehendes Gewitter. Bald hörten wir auch das Knattern von Maschinengewehren. Doch was immer draussen geschah – es konnte nicht so grauenhaft sein wie der Zustand, in dem wir uns befanden.

Am 14. April – wir konnten bereits einzelne Kanonenschüsse unterscheiden – stürzte Bronek in unseren Block, so erregt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte.

«Kameraden», sagte er, «bürstet euch den Staub ab und versucht,

euch zusammenzunehmen! Die Unseren befinden sich schon in nächster Nähe. Bald wird sich hier etwas ereignen. Putzt eure Instrumente! Haltet durch und verzweifelt nicht!»

Ganz mechanisch begann ich meine Häftlingskluft zu glätten, den Staub abzuklopfen und den einen und anderen Fleck wegzukratzen. Plötzlich durchfuhr es mich wie ein Schlag; ich schaute mich um, und ein Schleier, der bisher vor meinen Augen gelegen hatte, verschwand. Noch immer war ich vor Hunger und Durst dem Zusammenbrechen nahe, doch in mir war etwas geschehen. Der Puls schlug schneller: Hoffnung hatte den Funken Leben erneut angefacht.

Wir fanden einige Lappen und begannen die Instrumente zu putzen. Wir rieben und putzten, obwohl es schwachsinnig zu sein schien, mitten unter Tausenden von Toten und Sterbenden Messing zu putzen. Doch Bronnek wusste, was er tat, er war ein guter Psychologe. Deshalb sassen wir da und putzten, als könnten wir dadurch unser Leben bis zur Stunde der Befreiung erhalten – bis andere sich um uns kümmern würden.

An diesem 14. April 1945 sprach ich immer wieder das uralte Gebet, das mich mein Vater gelehrt hatte: «Seh'ma Israel! Höre Israel, der Allmächtige ist unser Gott, der Allmächtige ist der Einzige!» Ich betete in einem fort, allein schon, um wach zu bleiben und mich am Leben zu erhalten. Wenn ich jetzt einschlief, so glaubte ich, würde ich vielleicht nie mehr aufwachen. Ich hatte schon so viele Enttäuschungen erlebt und konnte es noch nicht fassen, dass die Freiheit greifbar nahe schien. Eine neue Enttäuschung würde ich kaum überleben. Abwarten und wach bleiben! Trotzdem schlief ich ein und schlief wie ein Stein auf dem Tisch, wo ich seit der Ankunft in Belsen die Nächte verbracht hatte. Am Morgen des 15. April wurde ich durch lautes Geschrei geweckt. «Sie haben weiße Armbinden, Leute! Wacht auf! Sie haben weiße Armbinden! «Einer der Häftlinge schrie, als wäre er verrückt geworden. Wir stürzten zum Fenster und richtig – neue Wachtposten standen da, sie trugen weiße Armbinden.

«Sind das neutrale Soldaten? Ihr, die einmal Militärdienst geleistet habt, wisst ihr etwas darüber?»

Wir sahen einen Mann aus dem Fenster springen und auf die neuen Wachtposten zulaufen. Er hüpfte dahin, wie ein Häftling eben lief, fuchtelte mit den Armen und schrie mit krächzender Stimme: «Seid ihr neutrale Soldaten? Sind wir nun frei?»

Die Wächter wurden unruhig. Sie verstanden nicht, was er ihnen zurief, sie sahen nur das gespensterhafte Geschöpf, das auf sie zuhüpfte, mit drohenden Gebärden und wildem Geschrei.

Da hob einer der Soldaten sein Gewehr und schoss. Der Häftling sank um. Er wurde einige Sekunden, ehe wir alle befreit waren, erschossen.

Es waren ungarische Soldaten, die ins Lager kamen, um die Bewachung während der ersten Stunden nach der Befreiung zu übernehmen. Als Volksdeutsche aus dem Banat hatte man sie zur Waffen-SS gepresst; jetzt hatten sie, in einer Art neutralen Uniform, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. An die Verwaltung wagten sie sich angesichts der Zustände gar nicht erst heran. Wir erhielten den Befehl, abzuwarten und bis auf Weiteres Ruhe zu bewahren.

Warten kann durch Vorfreude schön werden. Warten kann aber auch schmerzhaft sein, wenn die Ungeduld an den Nerven zerrt. Jahrelang hatten wir auf die Freiheit gewartet, wir hatten kaum noch an sie geglaubt, nun war sie da – und wir mussten warten.

Jeder reagierte anders. Viele sassen wie versteinert da. Man konnte sie ansprechen, man konnte sie berühren – sie merkten es nicht und verharrten in ihrer Traumwelt. Andere schlenderten durch die Gegend mit zitternden Wangen und einem seltsamen verkrampften Lächeln. Wir wiederum, die Gesunden, liefen wie Tiere im Käfig auf und ab, auf und ab. Wir konnten die Hände nicht ruhig halten. Wir glätteten die schmutzige Häftlingstracht. Im Vorbeigehen sprachen wir unzusammenhängendes Zeug miteinander, brachten es nicht fertig, länger stehen zu bleiben, um unsere Lage zu besprechen. Wir hatten noch immer Angst, dass etwas geschehen würde, das uns in letzter Minute das Leben kosten könnte. Vielleicht erwarteten wir auch ein Wunder: dass die Welt und das Leben durch ein Zauberwort wieder so sein würde wie früher. Unsere Träume, die uns während dieser Nacht- und Nebeljahre am Leben erhielten, waren immer noch unsere eigentliche Wirklichkeit.

Und dann, es war noch immer Vormittag, geschah es endlich: Wir sahen die britische Flagge. Sie bewegten sich langsam auf das Lager zu, sie näherten sich dem Haupteingang, doch sie bewegten sich daran vorbei. Es waren Kraftwagen und Panzerwagen in langen Kolonnen; Einheiten unserer alliierten Freunde marschierten an Bergen-Belsen vorbei. Sie kämpften gegen unseren gemeinsamen Feind, der nun auf der Flucht war. Noch immer hatten wir nach aussen keine anderen Kontaktpersonen als die ungarischen Wachtposten, die nicht

wussten, wie sie sich verhalten sollten und augenscheinlich die Ablösung herbeisehnten.

Endlich, gegen zwölf Uhr, wurden die Lagertore geöffnet, und ein Kraftwagen nach dem anderen fuhr ein. Einige der Wagen hatten Lautsprecher auf dem Dach.

«Ihr seid befreit! You are free men again! Take it easy! Take it easy! Bitte, Ruhe bewahren!»

Das war nun etwas, was wir am wenigsten konnten. Die Ansage durch die Lautsprecher, die Nachricht von der Befreiung, erreichte nach und nach alle, auch die Apathischen. Sie krochen hervor, manchmal auf allen Vieren und schleppten sich durch das Lager. Scharen von Häftlingen tauchten von allen Seiten des Lagers auf und umringten die Wagen. Sie griffen nach den alliierten Offizieren und Soldaten und holten sie aus den Fahrzeugen heraus. Eine Heerschar unheimlich aussehender Geschöpfe drängte sich heran, so dass die Fahrzeuge schwankten und beinahe umkippten. Sie umarmten und küsstem die zu Tode erschrockenen Soldaten, die wohl mit den Schrecken auf dem Schlachtfeld vertraut waren, aber nicht mit dieser Welt voller hässlicher, haarloser, glotzender und grinsender Gerippe. Von allen Seiten strömten die lebendigen Leichname zum Appellplatz. Sie bewegten sich wie Skelette, sie sahen aus wie Skelette, doch sie lebten noch. Sie atmeten und redeten. Mit heiserer und schwacher Stimme versuchten sie ihre Freude auszudrücken. Und zwischen ihnen, auf dem Appellplatz und in den Lagerstrassen, lagen Leichen. Erstarrte Leichen, verwesende Leichen, in riesigen Haufen.

Und dann geschah das Entsetzliche. Etwas begann sich in den Haufen zu rühren. Eine Hand bewegte sich, ein Arm beugte sich langsam. Ein Kopf reckte sich hoch, und Augen öffneten sich. Augenscheinlich tote Wesen erhoben sich wie Schlafwandler und taumelten auf ihre Befreier zu. Es waren Häftlinge, die man auf die Leichenhaufen geworfen hatte, scheinbar tot, doch noch am Leben. Andere waren selbst auf die Haufen gesunken, weil sie so rasch wie möglich sterben wollten. Nun hatten sie die elektrisierenden Wellen der Erwartung und Ekstase, die durchs Lager strömten, verspürt. Irgendetwas weckte sie aus ihrer Bewusstlosigkeit und sagte ihnen, dass hier etwas geschähe, etwas Grossartiges und Unbegreifliches. Sie waren, wenn man so will, von den Toten auferstanden. Es war ein entsetzlicher Anblick, sogar für uns, die sich schon eine Ewigkeit lang zwischen le-

benden Leichen befanden. Die ersten alliierten Soldaten, die das Lager betraten, bekamen einen Schock, von dem sich viele von ihnen wohl nicht so schnell erholten.

Mitten in diesem Wirrwarr ertönte plötzlich der eiserne Gong. Über die Lautsprecher wurde mitgeteilt, dass sich alle um drei Uhr auf dem Appellplatz einfinden sollten.

Um drei Uhr, am 15. April 1945.

Die Durchsage erfolgte auf Englisch, deutsch, französisch, polnisch und russisch. Ebenso hörten wir gute Nachrichten, denen wir diesmal Vertrauen schenken konnten: Hitlers Herrschaft wäre zusammengebrochen. Die deutschen Armeen hätten die Flucht ergriffen. Die Alliierten hätten die Leitung des Lagers übernommen, und recht bald würde man für wirksame Hilfe sorgen. Das Leben könnte erneut für uns beginnen.

Eine stark dezimierte Anzahl von Mitgliedern der ehemaligen Buna-Kapelle sass in unserem Block versammelt, als Bronek kam und uns bat, mit allen Instrumenten, die noch aufzutreiben waren, auf dem Appellplatz anzutreten. Wahrscheinlich war das sein Einfall, doch wir waren froh darüber. Nur wenige Instrumente hatten den langen Weg von Buna bis nach Bergen-Belsen mitgemacht. Darunter war auch meine geliebte Trompete. Noch einmal sollten wir zusammenspielen, wir Kameraden von Buna.

Konnten wir überhaupt noch spielen? Während der ganzen Zeit in Bergen-Belsen hatten wir nicht geübt. Der Sumpf, in den wir geraten waren, hatte uns aller Kraft und Unternehmungslust beraubt.

Ich blickte mich im Kreise um. Viele waren von uns gegangen. Wir hatten zusehen müssen, wie Stempin auf der Landstrasse erschossen wurde. Wir hatten auch andere während des Transports zugrunde gehen sehen. Einige waren auch in andere Lager gekommen. Ob sie noch lebten, würden wir wohl nie erfahren. Wie wir so hier im Block beisammensass, wurde mir klar, dass wir der harte Kern aus der ersten Zeit der Buna-Kapelle waren. Bronek war da. Rossvadowski war da. Bolek, war da, Stopka war da. Ich erinnere mich an alle. Auch Jupp Lessing, Baby Prince und Emil Halberstadt waren da, doch sie waren zu krank, um mitmachen zu können.

Dann standen wir auf dem Appellplatz und spielten zum letzten Mal gemeinsam. Die amerikanische Nationalhymne, die englische, die französische, die russische – ich erinnere mich nicht an alles und auch

nicht, wie es klang, doch eine grossartige musikalische Leistung kann es nicht gewesen sein. Zu viel war in den letzten Stunden geschehen: Wir standen da und weinten.

Als alles vorüber war, senkte Bronek seinen Taktstock, blickte uns lange und tief bewegt an. Dann ging ein Lächeln über sein Gesicht. «Ex-Häftlinge», sagte er. «Meine Herren! Falls es euch genehm ist, dann beginnt mit dem linken Bein – vorwärts, marsch! «

Dies war der letzte Befehl, der uns erteilt wurde, und es war uns genehm, ihn zu befolgen.

Nachher wurden alle Häftlinge über die Lage unterrichtet. Ich hörte nicht sehr aufmerksam zu. Ich weinte noch immer. Ich dachte an meine Angehörigen. Sie hätten nun hier sein sollen, zusammen mit mir. Ich würde sie nie wiedersehen. Die Sonne schien über dem Lager, aber alle Schatten waren so tief, so schwarz und dicht, als wollten sie sich für immer über mein Leben legen. Ich fühlte, wie ein unbändiger Schrei in mir hochkam, ein Schrei, den keine Menschenkehle von sich geben konnte.

Gleichzeitig geschah etwas Merkwürdiges. Der bittere Hass auf unsere Peiniger und Henker verflog. Es war so aussichtslos zu hassen. Nichts konnte ungeschehen oder wieder gutgemacht werden. Was geschehen war, war geschehen. Hier stand ich, mein Leben war gerettet, doch sonst hatte ich nichts. Nichts und niemand erwarteten mich. Und dennoch – der Hass hatte mir das Leben nicht leichter gemacht. Mir nicht.

Ich war wohl einer der wenigen, die so dachten und fühlten. Viele bewahrten ihr Hassgefühl und ihre Bitternis. Wir sahen SS-Leute und Kapos an Fensterkreuzen in den Blocks hängen. Etliche SS-Leute versuchten, als Häftlinge verkleidet unterzutauchen, doch ihre Wohlgenährtheit verriet sie. Sie wurden erkannt und gehängt oder von knochendürren Fingern, denen der Hass neue Kraft verliehen hatte, umgebracht. All dies ging mich jedoch nichts mehr an. In mir war nur noch ein Gefühl der Gleichgültigkeit unseren Henkern gegenüber.

Der 15. April ging zur Neige. Erst spät abends bekamen wir das sehnstlich erwartete Essen. Es gab – versuch es zu begreifen – Kakao! Dünn, doch immerhin Kakao! Es gab Brot mit Butter! Einen oder zwei Kekse! So etwas vergisst man nie. Auch die Freuden leben in den

Winkeln des Gedächtnisses. Von Zeit zu Zeit tauchen sie auf, verklärt und vergoldet.

Der 16. April kam. Der Himmel war heiter wie nie zuvor, und die Sonne schien. Manchmal lachten wir, manchmal überfiel uns dumpfe Traurigkeit. Wir waren einfach aus dem Gleichgewicht, wir konnten das Geschehen noch nicht fassen. Manche taumelten wie betrunken umher, in Häftlingskleidern, die sie zerrissen hatten. Ihre Worte hatten keinen Sinn, sie starrten in eine Welt hinein, die für uns andere unsichtbar blieb, an deren Toren wir aber schon selbst mehrmals gestanden hatten. Ich fürchte, nur wenige von ihnen werden in ein normales Leben zurückgefunden haben. Auch dem, was ein gesunder Menschenverstand ertragen kann, sind Grenzen gesetzt.

Noch immer mangelte es an Nahrungsmitteln im Lager. Die Alliierten hatten mit solchen Zuständen nicht gerechnet, überdies mussten sie ihre rasch vorrückenden Kampfeinheiten versorgen. Sollte man vielleicht selbst einmal versuchen, Nahrungsmittel zu beschaffen? Fast unglaublich, ich durfte das Lager verlassen. In den Mülleimern eines nahegelegenen deutschen Krankenhauses fand ich bessere Nahrungsmittel, als wir sie je im Lager bekommen hatten.

Ich leerte den Inhalt in einen Papiersack und schleppte ihn zurück zur Lager-Latrine, die noch immer als wichtiger Treffpunkt diente. Dort traf ich meine Freunde Jupp Lessing, Baby Prince, Jack Louis und Emil Halberstadt. Alle vier waren sehr heruntergekommen. Sie hatten Tuberkulose in einem fortgeschrittenen Stadium. Ich öffnete den Sack, und sie langten zu. Mit beiden Händen holten sie heraus, was sie nur konnten, und stopften es in den Mund. Es war eine Festmahlzeit, wie wir sie lange nicht gehabt haben, und sie endete erst, als alles Essbare aus dem Sack vertilgt war.

Vor der Latrine kam ich mit einigen britischen Soldaten ins Gespräch. Sie wollten wissen, woher ich kam. Ich erzählte ihnen, dass ich Norweger sei und schon zweieinhalb Jahre als Häftling hinter mir hätte. «Warum?»

«Weil ich Jude bin.»

«Ist das der einzige Grund?»

«Ja, keiner kann sich seine Eltern aussuchen, und deshalb müssen wir oft leiden – am meisten wir Juden. Doch das kann ich euch nicht erklären – ihr werdet ohnehin niemals begreifen, was wir ertragen mussten.»

Einer der Soldaten holte aus seiner Tasche das einzige hervor, was er verschenken konnte. Eine Zigarre. Er steckte sie an und reichte sie mir. Ich machte einige Züge – und alles drehte sich vor meinen Augen. Sie fingen mich im Fallen auf. Der Soldat, der mir die Zigarre gegeben hatte, war sehr unglücklich. Ich dankte ihm aus vollem Herzen. Er wollte mir nur Gutes tun. Er hatte mir das Beste gegeben, was er hatte. Eine Zigarre.

Für mich, dem Häftling eines deutschen Konzentrationslagers, folgte nun eine Zeit wie im Paradies. Mit dem britischen Kommandanten und einigen seiner Leute fuhren wir beim Bürgermeister von Bergen vor; ich amtierte als Dolmetscher. Deutsch hatte ich ja gründlich gelernt. Wir verlangten von ihm die Auslieferung des grössten Teils der Nahrungsmittel, über die er verfügte. Sie sollten an die Häftlinge in Belsen verteilt werden. Er versuchte zu protestieren, dann rückte er heraus damit – Eier, Butter und ein ganzes Lager von Konserven. Alles nahmen wir mit, ihn auch.

Ein anderes Mal begleitete ich einen britischen Obersten, um SS-Leute gefangenzunehmen, die sich in einem Wald versteckt hatten. Sie waren von englischen Einheiten umzingelt und konnten nicht entkommen. Nachdem sie sich ergeben hatten, hatte Herman der Norweger ihnen die Befehle zu erteilen. Das war natürlich ein Triumph, doch entbehrte die Situation auch nicht der Komik.

«Stillgestanden! Vordermann! Seitenrichtung! Abstand halten!»

Meine Stimme war heiser und schwach, und ich trug immer noch die gestreifte Häftlingstracht. Doch vielleicht machte gerade die Kleidung den stärksten Eindruck auf die ehemaligen Auserlesenen.

Waffen, Munition, Tabak und Proviant wurden ihnen abgenommen. Ich sicherte mir alle Nahrungsmittel und allen Tabak. Bronek, Ross-vadowski, alle sollten heute Abend so viel essen und rauchen, wie sie nur vertragen konnten.

«Um Himmels willen, was wollen Sie mit all diesen Esswaren?» fragte mich der Adjutant des Kommandanten, «werden Sie denn nie satt?»

Es war ein grosser Augenblick, als ich mit den Nahrungsmitteln und dem Tabak zurückkehrte. Vergessen war der Judenhass der Polen, vergessen waren Broneks schallende Ohrfeigen und ironischen Zuerufe.

Ich war doch einer von ihnen.

Bei einem anderen Ausflug kamen wir in ein Privathaus. Die Frau und ihre Kinder dort schienen uns feindlich gesinnt, aber vielleicht hatten sie auch nur Angst. Die Frau gab zu, dass sie über das Lager und die Verhältnisse dort Bescheid gewusst hätte. Nun erwartete sie Vergeltungsmassnahmen und appellierte an unsere menschlichen Gefühle. Der Mann sei an der Front, sagte sie. Er wäre verwundet, und auch ein Sohn wäre im Krieg. Am meisten schien es sie zu beunruhigen, dass man ihr das Klavier wegnehmen könnte. Du lieber Himmel, was sollten wir mit einem Klavier? Wir suchten Nahrung. Sie gab uns ein halbes Brot.

Der Kommandant wollte mich gerne als Dolmetscher verpflichten, doch ich lehnte ab. «Ich will nicht noch weiter mitmachen. Ich möchte auf dem kürzesten Weg nach Hause.»

«Der Krieg ist doch noch nicht zu Ende, und Ihr Land ist noch nicht befreit.»

«Aber es wird bald befreit sein. Ich will nach Hause, auch wenn ich zu Fuss nach Norwegen gehen muss.»

Er verstand mich, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eine Art Mischung von Passierschein und Zeugnis, das mit folgenden Worten begann: «To whom it may concern!» – «An alle, die es angeht!»

Am 28. April sollten Häftlingstransporte nach Frankreich, Süd-Holland und Belgien abgehen. Nach Norwegen gab es keinen Transport, denn ich war der einzige überlebende Norweger in Bergen-Belsen. Als Norweger habe ich auch ein Protokoll unterschrieben, zusammen mit russischen, deutschen, polnischen, belgischen, holländischen, tschechischen, rumänischen und jugoslawischen Juden.

Während der folgenden Nächte schlief ich besser als seit Jahren. Ich wohnte im Block des Kommandanten und konnte so viel essen, wie ich wollte. Wie viele Kilo ich die erste Zeit nach der Befreiung zugenommen habe, weiss ich nicht, aber noch immer dachte ich an nichts anderes als an Essen und Trinken. Ich ass, ich schlief, ich sass auf der Latrine. Das war ungefähr alles, was ich tat. Allerdings war ich auch vorsichtig, ich wusste, dass fette und schwerverdauliche Nahrung schlimme Folgen haben konnte.

Am 28. April sass ich zusammen mit Bronek, Jack Louis und anderen Bekannten auf einem Lastkraftwagen, der uns aus Deutschland herausbringen sollte. Alles war schon zur Abreise bereit, da erblickte ich

ihn, den Holländer, der mir am letzten Tag vor dem Abmarsch aus dem Lager Dora das Rote-Kreuz-Paket gestohlen hatte. Ich entdeckte ihn im gleichen Augenblick, als ihn britische Militärpolizisten ergriffen.

«Ja!» schrie ich und sprang vom Wagen. «Das ist einer von der richtigen Sorte! Er ist nicht nur ein Denunziant, er hat mein Essen gestohlen! Er ist ein Mörder!»

«Stimmt», sagte einer der MP-Leute. «Der Mann hat für die Gestapo gearbeitet. Wir wissen das. Er wird bekommen, was er verdient!» Wir gingen zum Lastwagen zurück. Eigentlich interessierte es mich nicht mehr, was mit dem Kerl geschah. Es waren doch ihrer so viele, und man konnte sie nie so nachdrücklich strafen, wie sie es verdient hätten. Solche Strafen gab es nicht in einer humanen Gesellschaft. Viele waren entkommen, viele wurden aber auch gefasst, unter ihnen Josef Kramer. Jetzt sass er, streng bewacht, im Keller des Kommandantenblocks. Nicht, dass man seine etwaige Flucht fürchtete, man wollte verhindern, dass er den Häftlingen in die Hände fiel. Man durfte die SS-Leute nicht einen Augenblick unbewacht lassen, vor allem nicht während ihres Spazierganges. Die Häftlinge, die noch im Lager waren, hätten sie in Stücke gerissen.

Unsere Reise ging westwärts durch Deutschland. Unterwegs machten wir oft halt, und unsere britischen Reiseleiter sagten dann: «Nun, mal los, Freunde, deckt euch auf den Bauernhöfen ein! Verlangt das, worauf ihr Lust habt!»

Es waren märchenhafte Tage. Deutsche Bauern tischten für uns auf. Belegte Brote und Spiegeleier. Es gab genügend Essen auf diesen Höfen. Ganze Kälber wurden im Innenhof am Spiess gebraten. Ich wagte mich nicht an so fette und schwerverdauliche Nahrung heran. Viele griffen zu und bereuten es nachher bitterlich.

Wir kamen nach Eindhoven in Holland und wurden dort in einem Philips-Betrieb, der vorübergehend als Krankenhaus hergerichtet war, gründlich untersucht. Man gab uns zu essen und ordentliche Kleidung. Ärzte und Krankenschwestern kümmerten sich um uns, ihre Betreuung war einzigartig. Doch gibt es immer etwas, das der Freude Abbruch tut. Erst hier wurde deutlich, wie viele der Häftlinge unseres Transportes schwer krank waren. Vor allem war es die Tuberkulose, von der nur wenige verschont geblieben waren.

Bronek und ich waren gesund. Wir hatten keine Schatten auf der

Lunge und auch keinerlei andere unheilbare Krankheiten, wie die Untersuchungen zeigten. Bei mir wurden lediglich Unterernährung und Phlegmone festgestellt, beides konnte durch Pflege, reichliche Nahrung und Erholung überwunden werden. Das hörte ich gern. Ich wusste damals noch nicht, dass wir niemals dem KZ gänzlich entkommen würden, dass Stimmen, Geräusche, Gerüche, Bilder uns ein Leben lang foltern würden. Dass wir des nachts uns mit Alpträumen herumschlagen müssten, dass es bittere Stunden geben würde, die schier unerträglich waren.

Die Wartezeit war fast unerträglich, ich wollte nach Hause – und das sofort! Und als ich endlich in einem Flugzeug auf dem Wege nach Dänemark sass, hatte ich schreckliche Angst vor einem möglichen Absturz. Ich hatte nur einen Rettungsgürtel, keinen Fallschirm. Nur jetzt nicht noch verunglücken, nach zweieinhalb Jahren dauernder Lebensgefahr; das durfte nicht sein!

Im Fredriksberg-Krankenhaus in Kopenhagen wurde ich erneut untersucht.

Meine Phlegmone wurde behandelt, vor allem die tiefen Wunden in den Beinen, die nicht heilen wollten.

Eines Tages, er schien mir heller als je ein anderer Tag in meinem Leben, stieg ich auf dem Bahnhof in Larvik, der Stadt meiner Kindheit, aus. Viele Leute waren da, und Fahnen, Hunderte norwegischer Fahnen, wehten! Die Jugendkapelle, deren Mitglied ich einmal war, stand da, und es gab eine Begrüßungsfeier in einem Hotel der Stadt. Oh, ihr meine wirklichen Freunde – eine Weile lang habt ihr mich so glücklich gemacht, dass es fast über meinen Verstand ging!

Am nächsten Tag ging ich den vertrauten Weg nach Hause. Ich ging die Nansenstrasse hoch, bog in die Häkonstrasse ein und stand vor unserem Haus Sveinsstrasse 15. Über dem Eingang leuchtete mir ein ‚Willkommen‘ aus Tannenzweigen entgegen.

Ich ging durch das Haus, das die Deutschen heimgesucht hatten. Die Zimmer waren leer, ausgeplündert wie ich selbst. Niemand wartete hier auf mich. Doch gewissermassen waren sie mir nun näher, meine Lieben, näher als seit langem, und hier nahm ich Abschied von ihnen. Adieu Vater – adieu Frank – adieu ihr alle meine Lieben!

Ich öffnete das Fenster zum Garten. Da draussen standen die Apfelbäume. Sie waren alle gleich hoch gewachsen im Laufeder Jahre. Da war Franks Baum. Meiner, Fridas Baum. Maries Baum. Alle waren sie

da. Der Baum meiner Mutter – mein Vater hatte ihn selbst gepflanzt an dem Tage, als sie von uns schied.

Und alle Bäume blühten, jeder einzelne war in voller Blüte. Strahlendes Licht ging aus von ihnen, und in ihnen war das Summen von tausend Bienen. Sie leben ihr Leben, sie erfüllen ihre Aufgabe, sie bestehen ihren Kampf. Ihr Leben hat einen Sinn!

Auch ich musste weiterkämpfen. Das Leben würde ein Kampf bleiben. Aber es sollte fortan ein guter Kampf sein, ein Kampf, bei dem ich mit dem Herzen dabeisein konnte. Ich musste aus der Finsternis herauskommen, bis ich eines Tages die drückende Last abwerfen kann. Eines Tages würde ich wieder stark sein, stark genug, um allen die Wahrheit erzählen zu können – jedem, den es angeht. Die Wahrheit über alle meine Toten, sechs bis sieben Millionen Juden, die in deutschen Konzentrationslagern systematisch ausgerottet wurden.

2. Auflage

© 1980 Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main. Alle Rechte an dieser Übersetzung, der Vervielfältigung und Verbreitung innerhalb der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und im deutschsprachigen Teil der Schweiz sind vorbehalten. Die Originalausgabe erschien in Oslo/Norwegen bei J. W. Cappelens Forlag A/S. Die Übersetzung ins Deutsche übernahm Josef Berg, Oslo.

Ausstattung Juergen Seuss, Niddatal bei Frankfurt am Main. Satzarbeiten Dörlemann-Satz GmbH & Co. KG, Lemförde. Druck Union-Druckerei- und Verlagsanstalt, Frankfurt am Main. Bindearbeiten R. Oldenbourg, München. Printed in Germany 1981. ISBN3763224203

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader